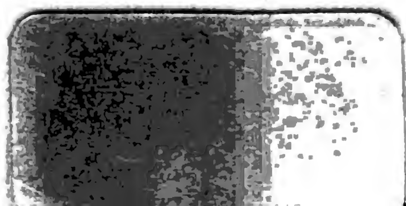




Amalia Wegener.

Amalia Wegener.

Urania

Urania

für

1821.

Amalia Wegener.

Urania

Urania

für

1821.

Nachricht.

Von diesem Taschenbuch in seiner ersten Folge sind noch die Jahrgänge 1815, 1817 und 1818 vorräthig. Von der zweiten oder neuen Folge sind (außer dem Jetzigen für 1821) d. J. 1819 und 1820 erschienen. Diese 5 Jahrgänge zusammen (also 1815, 1817, 1818, 1819 und 1820) werden im herabgesetzten Preise zu 5 Thlr. (9 Fl.) erlassen. Einzeln kosten sie zu ebenfalls noch herabgesetztem Preise 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Dieser neue Jahrgang für 1821 kostet dagegen 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.) und in einer Ausgabe auf größerem und feinerem Papiere mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr. (6 Fl. 18 Xr.) (Auch giebt es Ex. mit Kupferabdrücken auf chinesische Art).

Die 7 Kupfer besonders, in erlesenen Abdrücken auf größerm Papier und avant la lettre kosten 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) Göthe's Bildniß (so wie Ernst Schulze's zum vorigen Jahrgang) in groß 4. kostet 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.).



J. W. v. Göthe.

Urania.

Taschenbuch
auf
das Jahr 1821.

Neue Folge, dritter Jahrgang.

Mit sieben Kupfern:

Göthe's Bildniß und sechs Darstellungen zu Shakspeare's Sturm — Kaufmann von Venedig und König Lear, gestochen von Coupé, Carbon, Delvaux und Leclerc in Paris.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1821.

Ma

Inhalt.

Kupfer und ihre Erklärung.

Bericht über die zur Preisbewerbung eingegangenen poetischen Erzählungen, dramatischen Gedichte, Uebersetzungen und prosaischen Aufsätze. . . . . . S. I

Verzeichniß sämmtlicher zur Concurrenz eingesendeten Beiträge. . . S. XXXIII

Programm über die Preisaufgaben für die Urania 1822. . . . . . S. XLI

Inhalt.

Seite

I. Die drei weißen Rosen. Rittergedicht in drei Gesängen von Helmina von Chezy. . . . 1

II. Ebba Gräfin Brahe. Von Friedrich Grafen Kalkreuth. 73

III. Sonnenhold. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von Agnes Franz. 141

IV. Erinnerungen an Rafael Sanzio von Urbino. Von Friedrich Förster. 223

V. Die Mutter und ihre Töchter. Nach einer Legende. Von Theodore geb. H. 247

VI. Die drei Fräulein von Boyneburg. Balladen von Otto Freiherrn von der Malsburg. . . 255

Inhalt.

Seite

VII. Der Raub der Verlobten. Erzählung von W. von Schütz. 271

VIII. Das Spiegelbild. Ein Mährchen von Aline. . . . 309

IX. Loreley. Eine Sage vom Rhein. Von Otto Heinrich Graf von Löben. 325

X. Wohin? Ein Sonettenkranz von Ernst von Houwald. . . . 345

XI. Der Brief. Eine Erzählung von Elise Ehrhardt. 351

XII. Zwei Romanzen. Von Peregrinus.

I. Todesangst und Gottesgericht. 375

II. Der treue Heiduck. . . . 379

XIII. Die Brüder. Trauerspiel in 3 Aufzügen. Von W. Usener. . 383

Inhalt.

Seite

XIV. Erinnerungen aus Florenz. — Bacchus in Toscana. Von Wilhelm Müller. 443

XV. Der Ring. Poetische Erzählung in drei Gesängen. Von D. Friedrich Jacobs. 449

Verzeichniß der Kupfer.

1. Göthe's Bildniß, gestochen von Coupé in Paris. Titelkupfer.

Fortsetzung der Shakspeare-Gallerie nach Zeichnungen von Opiz.

Zum Sturm.

2. Erster Aufzug, zweite Scene, gest. von Cardon in Paris.
3. Zweiter Aufzug, zweite Scene, gest. von Coupé in Paris.

Zum Kaufmann von Venedig.

4. Vierter Aufzug, erste Scene, gest. von Cardon in Paris.

Zu König Lear.

5. Dritter Aufzug, zweite Scene, gest. von Delvaux in Paris.
6. Vierter Aufzug, sechste Scene, gest. von demselben.
7. Vierter Aufzug, siebente Scene, gest. von Leclerc in Paris.

Kupfer

zum

Sturm, zum Kaufmann von Venedig und zu König Lear.

Erläutert durch Beifügung der dargestellten Scenen nach der Uebersetzung

von

J. H. Voß und H. Voß.

Der Sturm, übersetzt von J. H. Voß.

Erster Aufzug, zweite Scene.

Die bezauberte Stelle vor Prospero's Zelle.

Prospero, Miranda, Ferdinand.

Ferdinand.

Dies Lied meint des ertrunknen Vaters Tod.
Das ist nicht Menschenwerk; kein solcher Ton
Gehört der Erd' an. — Nun tönts obenher.

Prospero.

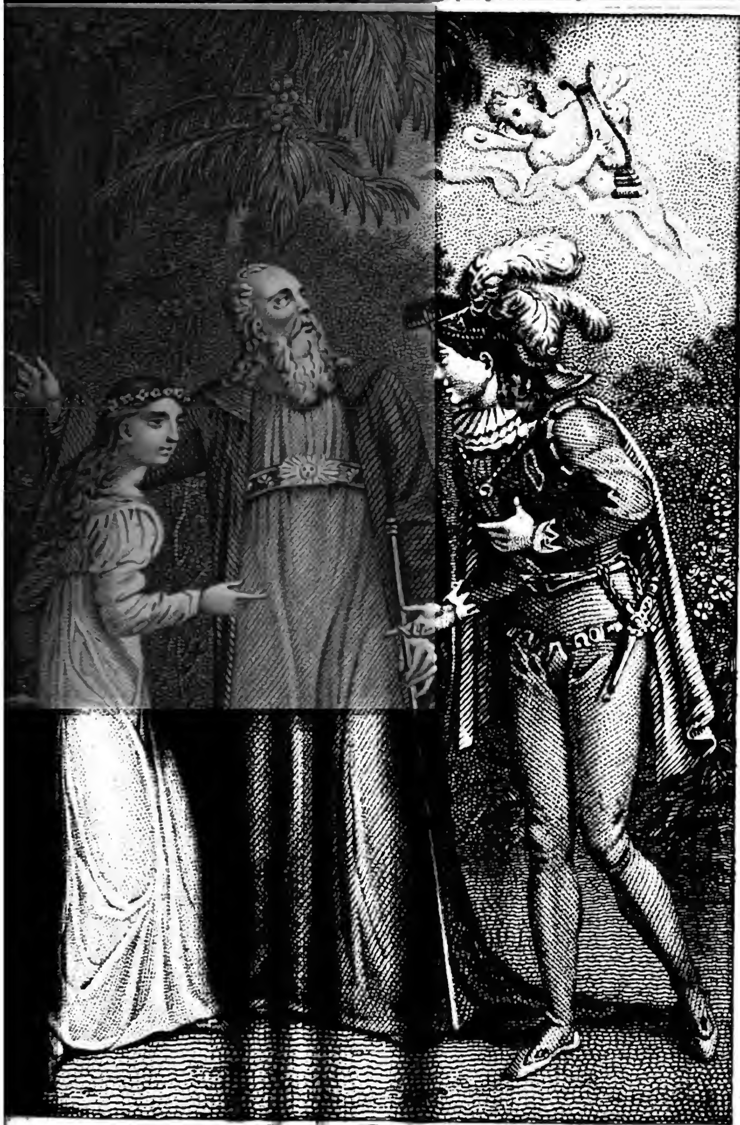
Zieh deinem Blick den Fransenvorhang auf,
Und sprich, was du dort schaust.

Miranda.

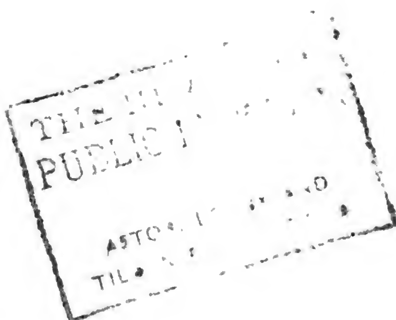
Was ist's?
ein Geist?
O, wie umher es blicket! Glaubt mir, Herr,
Es hat euch Prachtgestalt. Doch ist's ein Geist?

Prospero.

Nein, Kind, es nährt sich, schläft, und jeden Sinn
Hats so, wie wir. Der Fent, den du gewahrst,
War in dem Wrack; und, wenn nicht was entstellt



Der Sturm.
1. Aufz. 2. Scene.


THE
PUBLIC
ASTO
TIL

Durch Gram, der Schönheit Wurm, genannt sein möcht' er
Ganz hübsch von Ansehn. Er verlor die Freund',
Und schweift sie auszuspähn.

M i r a n d a.

Ihn nennen möcht' ich
Ein göttlich Etwas; denn in der Natur
Sah ich noch nie so Edles.

P r o s p e r o (für sich).

Wohl, das geht.
Nach Herzenswunsch. — Geist, wackrer Geist, du wirst
Frei in zwei Tagen drum.

F e r d i n a n d.

Gewiß die Göttin,
Der die Musik tönt! — O gewährt mein Flehn,
Und sagt, ob ihr auf diesem Eiland wohnt;
Auch wollet mir Anleitung geben, wie
Ich hier mich nehmen muß. Mein erster Wunsch,
Den ich zuletzt aussprech', ist, ob, o Wunder!
Ihr Mädchen seid, ob nicht.

M i r a n d a.

Kein Wunder, Herr,
Ein Mädchen, wahrlich.

Der Sturm.

Zweiter Aufzug, zweite Scene.

Eine andere Gegend der Insel.

Kaliban, Stefano, Trinkulo.

Stefano.

Nun denn, führ' uns den Weg, ohne längeres Geschwätz. — Trinkulo, da der König und all' unsre Leut' ersoffen sind, so wollen wir hier Erbschaft antreten. Hier; trag' mir die Butt[illegible] — Bruder Trinkulo, wir füllen sie gleich wieder voll.

Kaliban singt im Rausch.

Fahr wohl, Dienstherr! fahr wohl, fahr wohl!

Trinkulo.

Ein heulend Ungeheur! ein Saufungeheur!

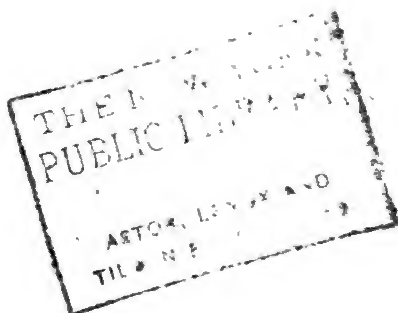
Kaliban.

Nicht mehr fang ich Krebs und Fisch;
  Nicht schlepp' ich Feurung;
  Ohne Scheurung
Laß ich Teller, Napf und Tisch.
  Ban ban, Ka — kaliban,
Hat neuen Dienst! Wird sonst wen an!

. 191,



Der Sturm.
2. Aufz. 2. Scene.


THE
PUBLIC

Freiheit! Juchhei Freiheit! Freiheit! Juchhei! Freiheit!

Stefano.

Brav Ungeheur! Anführer sei!

(Alle gehn ab.)

Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von J. H. Voß.

Vierter Aufzug, erste Scene.

Venedig, ein Gerichtssaal.

Der Doge mit den Senatoren, Antonio, Bassanio, Graziano, Salarino, Solanio, Shylock, Portia, Nerissa.

Portia.

Ich bitt' euch, laßt mich sehn einmal den Schein.

Shylock.

Hier ist er, mein hochwürd'ger Doctor, hier.

Portia.

Shylock, man beut dreifach dein Geld dir dar.

Shylock.

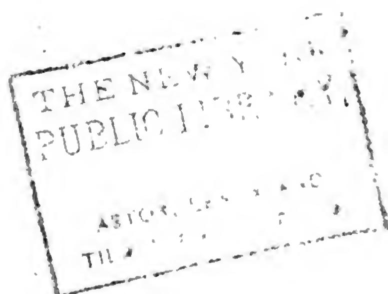
Ein Eid, ein Eid! mich zwingt ein Eid im Himmel!
Was? soll ich Meineid laden auf mein Herz?
Nicht um Venedig!

Portia.

Nun, der Schein verfiel;
Und Anspruch hat nach dem Gesetz der Jud'



Der Kaufmann von Venedig.
4. Aufz. 1. Scene.


THE NEW
PUBLIC
ASTOR

Auf ein Pfund Fleisch, das er ausschneiden darf
Des Kaufmann's Herzen nah. — Laß Gnad' ergehn!
Dreifach dein Geld hier, und zerfezt den Schein!

Shylock.

Wenn er bezahlt ist seinem Inhalt nach,
Ein würd'ger Richter seid ihr offenbar;
Ihr kennt das Recht; die Art, wie ihr's erklärt,
Hat Hand und Fuß. Euch fodr' ich auf beim Recht,
Wovon ihr seid ein hochverdienter Pfeiler,
Wohlan zum Urtheil! Denn, bei meiner Seel',
Ich schwör, in keines Menschen Zung' ist Macht,
Zu ändern mich! Hier steh' ich auf dem Schein!

**

König Lear, übersetzt von H. Voß.

Dritter Aufzug, zweite Scene.

Ein andrer Theil der Heide. Noch immer Sturm.

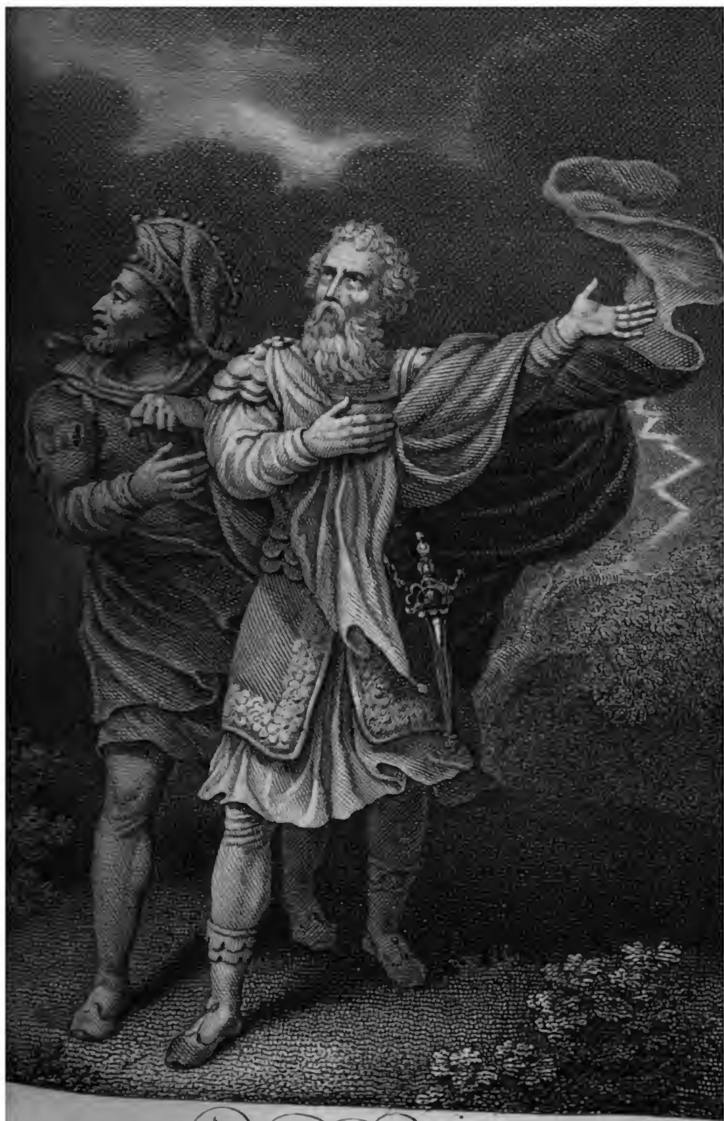
Lear und der Narr.

Lear.

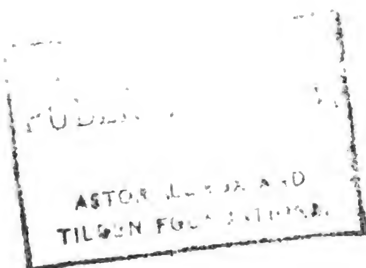
Blas't, Wind', und sprengt die Backen! Blas't für toll!
Ihr jähen Sturzbäch', und Orkane, speit,
Bis rings ersäuft sind Thurm und Wetterhahn!
Du Schwefelbliz, schnell wie Gedank' und That,
Dem, Eichen spaltend, folgt der Donnerkeil,
Seng' mein weiß Haupt! Allmächt'ger Donner, roll',
Und schlage flach das dicke Rund der Welt!
Brich der Natur Werkstatt, tilg' allen Keim
Zum Menschen ohne Dank!

Narr.

O mein Ohm, Hofweihwasser in einem trockenen Haus' ist besser, als dies Regenwasser im Freien. Guter Ohm, hinein, und bitt' um der Töchter Segen. Das ist eine Nacht, erbarmt sich weder der Klugen noch der Narren.



König Lear.
3. Aufz. 2. Scene.


ASTOR
TILDEN

Lear.

Rumml' aus den Schlund voll! Spei Feur! Regen, geuß!
Nicht Regen, Feur, Wind, Donner sind mir Töchter.
Nicht schelt' ich euch, ihr Element', als hart!
Euch gab ich nie ein Reich, und nannt euch Kinder;
Euch bindet kein Gehorsam. Laßt denn aus
Die grause Lust. Hier steh' ich, euer Sklav,
Ein alter Mann, schwach, elend, siech, verhöhnt! —
Doch Knechte nenn ich und Frohndiener euch,
Die ihr, mit zwo Schandtöchtern im Verein,
Herstürmt den hohen Schlachtsturm auf ein Haupt,
So alt und weiß wie dieß. Oh! oh! der Schmach!

König Lear.

Vierter Aufzug, sechste Scene.

Die Gegend bei Dover.

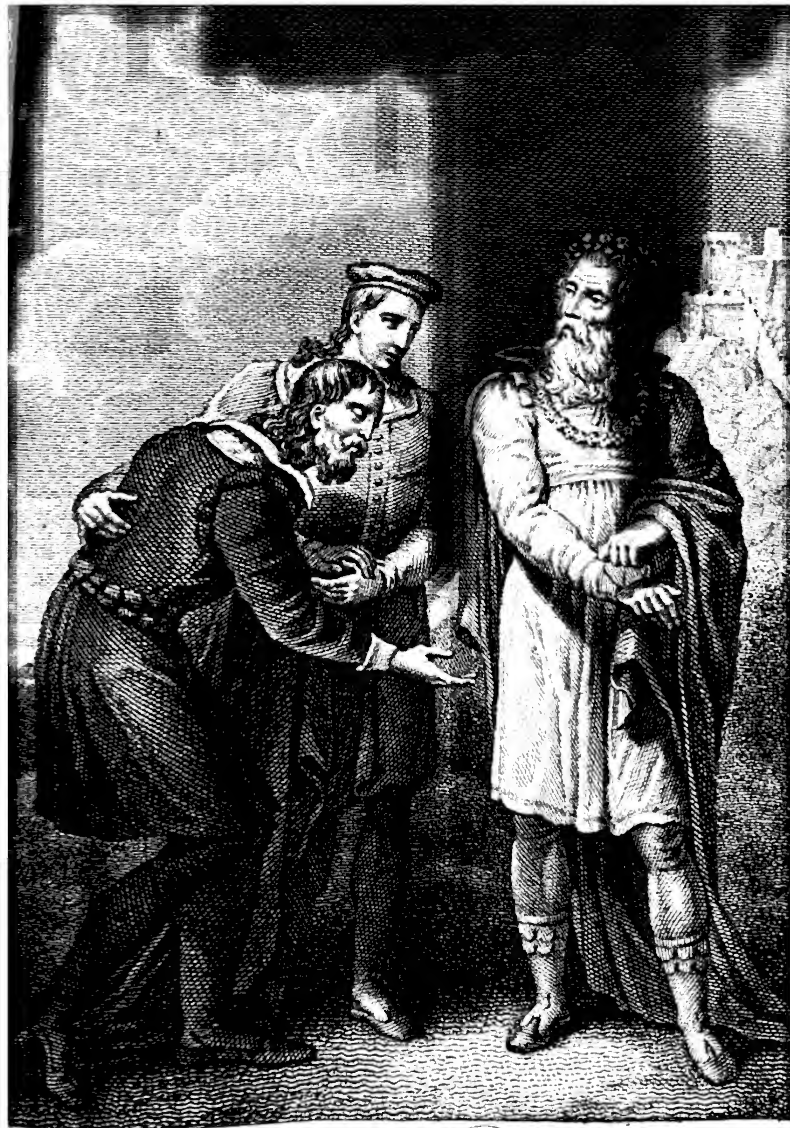
Edgar hat den blinden Gloster zu Lear geführt, welcher vom Wahnsinn ergriffen ist.

Gloster.

O, laßt mich küssen diese Hand!

Lear.

Erst abgewischt; sie riecht nach Sterblichkeit.



König Lear.
4. Aufz. 6. Scene.

König Lear.

Vierter Aufzug, siebente Scene.

Ein Zelt im französischen Lager.

Ein Arzt, Lear, Kordelia und andere.

Kordelia.

Kennt ihr mich, Herr?

Lear.

Ja, ja, du bist ein Geist. Wann starbst du denn?

Kordelia.

Noch weit, weit weg!

Arzt.

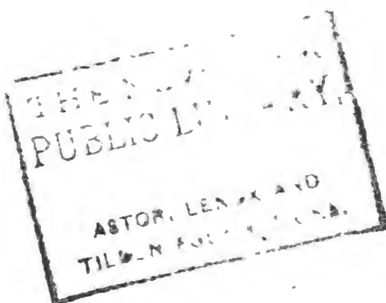
Er ist kaum wach; laßt ihn ein Weil'chen ruhn.

Lear.

Wo war ich da? Wo bin ich? — Hell Tageslicht? —
Man hudelt mich gar arg. — Vor Mitleid stürb' ich,
Zu sehn wen anders so. — Wie ist das doch? —
Nicht schwör' ich, diese Hand sei mein. — Laß sehn. —
Ich fühls, die Nadel sticht. — O wär' ich klar
Mit meinem Zustand!



König Lear.
4. Aufz. 7. Scene.



Der Verleger der Urania empfiehlt den geneigten Lesern derselben die nachstehenden, kürzlich in seinem Verlage gleichfalls erschienenen Werke, die in allen Buchhandlungen Deutschlands zu finden sind:

Baggesen (Jens), Parthenais oder die Alpenreise. Idyllisches Epos. 2 Theile. Neue Auflage. Mit 6 Kupfern. 12. 1819. 2 Thlr. 16 Gr. (Fl. 4. 48 Xr.)

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Uebersetzt von E. F. G. O. von der Malsburg. 1ster 2ter 3ter Band 8. 1819—20. Jeder Band 2 Thlr. (Fl. 3. 36 Xr.)

Dieselben im Original, unter dem Titel: Las Comedias de Don Pedro Calderon de la Barca, dadas à luz por J. J. Keil. Tomo I. 12. 1820 auf feinem Druckpapier 3 Thlr. (Fl. 5. 24 Xr.), auf Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr. (Fl. 6. 36 Xr.) [die Stücke, die jeder Band enthält, sind auch einzeln zu erhalten].

Förster (D. Friedr.), der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt und seine Umgebungen. Mit Kupfern. gr. 8. 1821. 2 Thlr. 6 Gr. (Fl. 4. 3 Xr.)

Friedländer (D. Hermann), Ansichten von Italien, während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816. 2 Thle. 8. 1818—20. 3 Thlr. 12 Gr. (Fl. 6. 18 Xr.)

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1ster Band: Tancred und Balduin III. gr. 8. 1821. 2 Thlr. 12 Gr. (Fl. 4. 30 Xr.)

Körte (D. W.), das Leben L. N. M. Carnots. 8. 1821. 2 Thlr. 6. Gr. (Fl. 4. 3 Xr.)

Kotzebue's, (August von), Leben. Nach seinen eignen Schriften und nach authentischen Mittheilungen. 8. 1820. 2 Thlr. 12 Gr. (Fl. 4. 30 Xr.)

Mosch (D. C. F.), die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. 2 Theile mit 50 Kupfern und 1 Karte. 8. 1820. 5 Thlr. 8 Gr. (Fl. 9. 36 Xr.). Ohne Kupfer 3 Thlr. (Fl. 5. 24 Xr.)

Oehlenschläger (Adam), Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. 2te Auflage. 2 Theile mit 2 Kupfern. 8. 1821. 2 Thlr. 16 Gr. (Fl. 4. 48 Xr.)

— — — Der Hirtenknabe. Dramatische Idylle. (Besonders abgedruckt aus der Urania 1820.) 8. 1821. 1 Thlr. (Fl. 1. 48 Xr.)

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. In 3 Theilen. 1ster Theil. 8. 1819. 2 Thlr. (Fl. 3. 36 Xr.)

[der 2. u. 3. Theil erscheinen im October 1820].

Schulze (Ernst), sämmtliche poetische Schriften. 4 Bde. 8. 1819—20. 8 Thlr. (Fl. 14. 24 Xr.)

Hieraus besonders abgedruckt:

— — Cäcilie. Romantisches Gedicht. 2 Thle. 8. 1819. 4 Thlr. (Fl. 7. 12 Xr.).

— — Psyche. Ein griechisches Märchen. 8. 1819. 1 Thlr. (Fl. 1. 48 Xr.)

— — vermischte Gedichte. 8. 1820. 1 Thlr. 12 Gr. (Fl. 2. 42 Xr.)

— — bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. 3te Auflage. Mit 7 Kpfrn. auf franz. Schreibpapier 2 Thlr. (Fl. 3. 36 Xr.), auf Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr. (Fl. 4. 30 Xr.), auf Med. Velinpapier mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. (Fl. 5. 24 Xr.)

Volkssagen und Mährchen der Deutschen und Ausländer. Von Lothar. 8. 1820. 1 Thlr. 16 Gr. (Fl. 3. —).

Bericht über die zur Preisbewerbung eingegangenen poetischen Erzählungen, dramatischen Gedichte, Uebersetzungen und prosaischen Aufsätze.

Da die Herren Concurrenten in den verschiedenen Dichtungsarten ihre Werke dem Preisgericht der Urania eingesandt haben, so ist dasselbe für kompetent von ihnen gehalten worden, und es muß ihm daher auch das Recht zustehen, ein Urtheil, auf welches submittirt ist, auszusprechen. Die Herren Einsender haben ihr Vertrauen auf eine gerechte Entscheidung durch die Einsendung selbst bekundet; im dunkeln Gefühl oder in der klaren Erkenntniß, daß es lediglich auf die Sache ankomme, haben sie eine Namhaftmachung der Beurtheiler nicht verlangt, und ihnen, vielleicht in Erwägung der bisherigen Resultate eines redlichen Eifers für das Schöne und Gute ohne alle Nebenrücksicht, eine hinreichende Tüchtigkeit zugetraut. So wie die Einsender den Beurtheilern in Dunkel gehüllt, ohne Namen, nur mit der Sache, mit ihrem Werke entgegentreten, damit auch nur die Sache betrachtet werde und alles Subjektive fern

bleibe, so können sich die Erstern auch sehr gern da Verhülltbleiben der Letztern gefallen lassen, wenn die Sache, die Ertheilung des Preises oder des Lobes, ihrem eigenen innern Gefühl, ihrer von aller Eigensucht möglichst abgezogenen Selbstprüfung entspricht, und wenn vollends die Gründe dargelegt sind, durch welche die Richter ihr Gewissen sowohl zu verwahren als zu bewähren glaubten.

Eigentlich stehen die Letztern nur zu den Einsendern in einem Verhältniß, dem Publikum genügt es, wenn ihm durch diese Wechselbeziehung eine oder die andere gefällige Gabe erwächst. Dann jedoch, und erst dann tritt das Publikum als direct mitwirkende Person ein, wenn bei nicht befriedigter Erwartung irgend eines Mitbewerbers dieser ihm die Akten vorlegt, und auf dasselbe, als höhere Behörde, beruft. Die gegenwärtigen Richter, wiewohl ihrer Mehrere sind, die sich durch das jedem Einzelnen von ihnen zugetheilte Maß der Einsicht gegenseitig redlich zu unterstützen suchen, sind eben so willig, die Möglichkeit eines gemeinsamen Irrthums zu erkennen, als sie gewiß die Ersten sein werden, welche sich freuen, wenn dem Publikum ein von ihnen nicht gehörig gewürdigtes Werk übergeben werden sollte, das sowohl jenes als sie selbst mit siegender Kraft überzeugte, von welcher Dumpfheit sie befangen gewesen seien, als sie die aus dem Dunkel neuaufstrahlende Schöpfung den von ihnen aufgeführten Dichtungen hintansetzten. In ihrem Gefühl eines reinen und objektiven Wol-

lens können sie im Voraus beruhigt seyn, wenn auch ihre Ueberzeugung, wie alles auf Erden, Widerspruch erfährt; nur die Anmerkung glauben sie, weil manches, wenn es oft gesagt wird, leicht eine zwar hohle, doch immer sich nachsprechende Autorität erlangt, sich selbst schuldig zu sein, daß die sonderbare Benennung Vehmrichter und Vehmgericht auf einer durchaus unhistorischen Verwechselung der Begriffe beruht. Die Vehme sah sich ihre Opfer aus, und diese waren unvermögend ihrem unausweichlichen Arme zu entrinnen; die Unglücklichen wurden alsdann auf schauderhafte und verbrecherische Weise vom Leben zum Tode gebracht, und es gab kein Tribunal mehr, zu dem sie hätten flüchten, dem sie den gräßlichen Schleier der Finsterniß hätten lüpfen können, als jenes höchste, das uns selbst noch durch den Vorhang des Erdenlebens verhüllt ist. Die gütigen und wohlgeneigten Einsender von Gedichten zur Urania ergeben sich freiwillig mit mehr oder minder angenehmer Hoffnung einem harmlosen Verein ruhiger Männer, die von ihnen gern viel erwarten, aber nichts zu befürchten haben. Das einzige Uebel, das für die, nicht Angeklagten, Herbeigeschleiften, sondern auf eine von ihnen beachtete Einladung sich selbst Einführenden, daraus entstehen kann, ist eine augenblicklich getäuschte Erwartung; würde selbst ihr vorliegendes Schriftchen verdammt, so wird ihnen die Fähigkeit nicht entzogen, andere ähnliche oder bessere hervorzubringen, ja nicht einmal die Genugthuung, das Corpus Delicti zu gün-

strigerer Beaugenscheinigung Solchen zu überliefern, deren höherer Würdigkeit die gegenwärtigen Beurtheiler ihre eigene gern unterordnen. Um so eher muß es diesen aber vergönnt sein, darauf hinzudeuten, daß der furchtbare Name der Vehme, der dem ewigen Haß der Geschichte Preis gegeben liegt, zwar beleidigender sei, als er gemeint werden mag, daß sie ihn jedoch gern minder verletzend aufnehmen, weil ihnen nur zu gut bewußt ist, wie leicht die Bedeutung eines Klanges durch den Zeitverlauf im Klange selbst untergehen kann, und wie leicht, doch unbedacht, der menschliche Witz mit Gleichnissen spielt, wenn, auch bei der offenbarsten Verschiedenheit aller wesentlichen Merkmale, nur ein einziges Zufälliges dessen Gebrauch scheinbar rechtfertigt. Wie die Biene auch aus der giftigsten Pflanze Honig zu erbeuten weiß, wollen sie lieber auch aus jener peinlichen Vergleichung das einzige Gute für sich entlehnen, das ihnen eben daraus zu ziehen verstattet ist. War die Vehme (freilich furchtbar) geehrt, so war es, weil ihre Glieder wie höhere Gewalten nur durch die unsichtbare Macht der innern Erscheinung auf die Gemüther wirkten; hat die Kritik des Preisgerichts der Urania etwas Gutes, so besteht es gewiß mit darin, daß jeder Seitenblick auf die Person durch das Zurücktreten derselben hinter die Sache unmöglich gemacht ist. Es ist für den Eindruck der wahren Kritik auf das Gemüth des Lesers, wo nicht wesentlich, doch verstärkend, daß sie ihm als moralische Person nicht als Individuum entgegentrete, und die Mangel-

haftigkeit, die jedem Beurtheiler da wo er schafft ankleben mag, wo er über Geschaffenes richtet, aus dem Gesichtspunkt gerückt werde. Die Kritik ist ein Bestandtheil der Wahrheit, und wenn sie nur zu oft als häßliche Fratze offen umhergeht, so thut sie doch wohl, selbst ihr edleres Urbild hinter dem Schleier von Sais verborgen zu halten, damit das innere Auge allein sehe und der äußere Blick nicht durch die Zumischung mancher zu ihr als Kritik nicht gehöriger Nebenfarben und Schatten getrübt werden könne.

Inzwischen wollen die Beurtheiler den Stimmen, die sich gegen das Veröffentlichen kurzer Verwerfungsurtheile erklärt haben, um so lieber nachgeben, als sie an dem Aussprechen unbedingten Tadels überhaupt wenig Vergnügen empfinden. Zudem ist ein solches Verfahren als abschreckend betrachtet worden, und das Abschrecken möchte ein Institut am liebsten vermeiden, das sich nur zum Ermuntern constituirt hat. Mögen sich die Verfasser der zurückgelegten Gedichte durch ihr gereiftes Gefühl, durch einsichtsvolle Freunde, durch Solche, denen sie ein Meisterrecht zutrauen, oder endlich durch das Publikum selbst über den Grund oder Ungrund dieses Zurücklegens belehren lassen, das jedoch dem Institut nicht verübeln, wenn es zu Vermeidung aller sonst vielleicht möglichen Irrungen die Titel der eingekommenen Werke, wie es sonst geschehen, verzeichnet.

I. Poetische Erzählung.

Nur bei einem einzigen der unter diese Rubrik zu stellenden Gedichte muß der Bericht mit einer Ausnahme von der so eben kund gegebenen Regel anheben; es ist das unter No. 10. und dem Titel: „Der Sieg der reinen Liebe,“ verzeichnete. Der bescheidene Verfasser desselben verlangt nämlich selbst in einem an die Beurtheiler gerichteten Vorwort einen Ausspruch darüber, ob sein Gedicht Beruf zum Dichten beweise, oder ob aus ihm hervorgehe, daß der Verfasser besser thun würde, den Griff in die goldne Leier Würdigern zu überlassen. — So sehr sich nun die Beurtheiler durch die seltne Bescheidenheit und den schönen Freimuth des Herrn Einsenders nicht nur zu gleicher Offenheit, sondern selbst zum Dank aufgefordert fühlen, so bekennen sie sich doch unvermögend, dem Wunsch eines so allgemeinen Urtheils zu willfahren. Sie halten sich nämlich eben so überzeugt, daß sich ein ächter Dichtergeist nicht durch einen harten Spruch unterdrücken lasse, als daß auch das ausgezeichnetste Genie nicht im Stande sei, Andern, die sich von der Muse erkohren halten, das Ueben der ihnen anvertrauten Leier zu verkümmern. Ueberdem ist ein allgemeines Sentenziiren, wo nicht alle Urkunden vorliegen, außerhalb der Möglichkeit. Was der Verf. in andern Dichtungsarten schon geleistet haben, welche neue Kraft, welch neues Licht ihm bei einem ernsten Studium der Poesie noch aufgehen könne: diese Fra-

gen gehören theils einer den Beurtheilern unbekannten Vergangenheit, theils einer vom Dichter selbst nicht zu überblickenden Zukunft an, und das Allgemeine daher höflichst ablehnend, müssen sich jene auf das Besondere, das Gedicht, beschränken, um über ihre Meinung von demselben die gewünschte Auskunft auf das Kürzeste zu ertheilen.

Daß sie weit entfernt sind, aus der Benutzung eines gegebenen Stoffes einen Vorwurf zu machen, wird sich aus einer der nachfolgenden Bemerkungen vielleicht des Deutlichern abnehmen lassen, ob aber die von dem Verf. getroffene Wahl insbesondere zu billigen sei, ist eine andere Frage. Im Allgemeinen glauben die Beurtheiler, daß nur dann ein Gewinn für die Literatur entstehe, wenn der gegebene Stoff entweder durch die Umgestaltung der Form oder durch den höheren Werth der Behandlung wieder zu einem Eigenthümlichen wird. Wir wollen uns klarer aussprechen. Ist der Stoff in einer bestimmten Form schon so ausgearbeitet, daß er in dieser intellektuellen Ehe von Inhalt und Gestalt das erfüllt, was er soll, so ist es unnütz, ihn durch Umschmelzen in eine analoge Form zu verändern, und es kann dieses nur da gerechtfertigt werden, wo es zu Niederlegung einer ganz neuen, oder ganz verschiedenen Weltansicht, Naturanschauung, poetischen Richtung, Gemüthsstimmung, oder was für mindere Potenzen man noch annehmen will, dienen soll. Denn nur die neue Färbung der Natur und der Welt, des

Lebens und seiner Verhältnisse, die sich durch das unendlich mannigfaltige Prisma auserwählter Geister im unwiderstehlichen Drange reflektirt und bricht, macht das Bedeutende und Ewige in der Erscheinung aus, und das Wiederholen des Vorhandenen ist eben die Schwächlichkeit jeder Literatur, und bei aller scheinbaren Fülle niemals Gesundheit. So ist hiernach beispielsweise das Verwandeln einer Novelle oder Erzählung in ein Drama, sofern dieses gut ist, höchlich zu billigen und ein wahrer Gewinn, denn wenn jene auch selbst gut war, besteht sie dennoch in ihrem Werthe fort. Auch das Umgekehrte ist zuweilen mit Glück versucht worden. Wer aber aus einer Erzählung wieder eine Erzählung machen will, von dem kann die Kritik verlangen, daß er die Ansprüche, die es in obigen Sätzen zur eigenen Fortentwickelung der Nachdenkenden anzubeuten, nicht auszuspinnen, die Absicht war, erfülle, sonst wird das früher Vorhandene sein Anrecht auf jede Weise behaupten. Ist nun vorliegend ein Mährchen von Wieland, „der Korb," zu einem Mährchen in Stanzen benutzt worden, so ist der Fall, der an sich schon minder Begünstigung für sich hat, vorhanden, denn ob ein Mährchen in gebundener oder ungebundener Rede geschrieben sei, ist gleichgültig; Poesie muß es immer sein, und die äußere Form der Rede, darüber sind wohl Alle einig, vermag Poesie weder zu nehmen, noch zu geben. Fragt sich nun aber, in welcher Wechselbeziehung das Gedicht von Wieland und das

des Verf. stehen, so dürfte jenes so ziemlich alles erfüllen, was von diesem Stoff zu fordern und mit demselben zu erreichen war. Die hervorstechende Eigenthümlichkeit Wielands, anmuthige, freilich nicht selten in versteckte Lüsternheit ausartende Sinnlichkeit, ist auch in diesem seinen Mährchen geistreich abgespiegelt, und die Erfindung entspricht dem vorgesetzten Zweck vollkommen. Wenn nun der Vf. eigentlich drei Gründe angiebt, die ihn zu einer Umarbeitung bewogen, nämlich den Wunsch, den Stoff in ein gefälligeres Gewand zu kleiden, ihn von mancher Weitschweifigkeit zu entblößen, endlich ihn in reinerem poetischen Sinne darzustellen, so muß die Kritik entgegnen, daß das von Wieland gegebene Gewand schon recht gefällig gewesen, daß die Weitschweifigkeit in einem Gedicht von drei Gesängen, dessen Absicht sich in einer Romanze von drei Seiten füglich hätte erreichen lassen, keinesweges vermieden, endlich, daß der reinere Sinn mehr auf eine moralische, als auf eine poetische Weise bezweckt, und dennoch nicht verhindert worden sei, daß die moralische Tendenz des Ganzen sich nicht durch die üppige Ausmahlung des Einzelnen überdeckt finde. Die Beurtheiler nehmen das Moralische überhaupt nicht im Sinne des gemeinen Sprachgebrauchs; ihnen ist die höchste Schönheit, Wahrheit und Tugend Eins, und die wahre Poesie immer sittlich, wie abweichend die äußere Erscheinung auch einer bloß äußeren Auffassung dünken mag; doch ist hier der Ort, dies nur im

heit rührend verflochten, was den holdesten Zauber von Hermann und Dorothea begründet?

Indem wir aber hierdurch auf einen bestimmten Boden anweisen möchten, wollen wir damit keinesweges der Bequemlichkeit einen Vorschub leisten; wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß die willkührliche Aufhebung der natürlichen Grenzen in gar vielen Fällen nur eine Folge der Bequemlichkeit sei und die Phantasterei eher eine Armuth als eine Ueberfülle der Phantasie.

Und dennoch ist das einzige Gedicht, dessen wir unter den uns vorgelegten mit Auszeichnung und folglich überhaupt gedenken können, eine mährchenhafte Fiction der eben erwähnten Art. Wir meinen damit den mit No. 8. bezeichneten

Sonnenhold. Romantisches Gedicht in vier Gesängen.

Es ist dieses eine durchgehende Allegorie, eine Art von Dichters Lehrjahren (wenn es erlaubt ist, hier diesen Ausdruck zu gebrauchen), in ein poetisch allegorisches Mährchen eingekleidet. Der schon in der Wiege von der höchsten Muse Auserkohrene verläßt die stille Heimath. Sehnsucht nach dem Verheißenen, ja Angeschauten, nach der als das einzig würdige Ziel der Befriedigung anerkannten Vereinigung mit dem reinsten und höchsten Dasein, unbezwinglicher Drang dieses zu erringen, und die Wehmuth einer schon versunkenen glücklichen Vergangenheit, des ersten Verlustes, — also Sehnsucht und Wehmuth,

diese unzertrennlichen Begleiterinnen der Poesie und Schönheit, ja selbst der Freude und des Genusses, geleiten auch hier den begeisterten Jüngling durch Kampf, Haß und Ungemach, lösen ihn von der Umstrickung des Erdenglanzes (Clorilde) und der Wollust (Rosalia), und lassen ihn endlich, dem Rath des Meisters folgend, in Verbindung mit Erdenunschuld und Liebe (Sitty), wiewohl auch diese vor der letzten Weihe versinken zu sollen scheint, eben in und mit derselben das himmlische Glück, die Vereinigung mit Urania und den Sternenkranz von ihren Händen erlangen.

Bei einem solchen Vorwurf muß man keine bestimmten und festen Charakterzeichnungen erwarten; die Allegorie begnügt sich mit Umrissen, weil sie es mehr mit Begriffen als mit Menschen zu thun hat; man möge es daher auch dem Dichter nachgeben, wenn die Sitty bald zu wenig, bald überzart erscheinen sollte. Auch wollen wir uns so weit in die Stimmung des Dichters versetzen, daß wir für jenes über der Natur und dem Leben gedachte Ideal, das nur zu sehr in unsrer neuern Dichtkunst umgeht, auch wohl bald als verworrener Traum, bald als hohles Gespenst spukt, unsre Lieblingsansicht, die Verherrlichung und Verklärung der Natur und des Lebens selbst in Religion und Liebe für das Höchste der hier möglichen Poesie zu halten, vergessen; ein bestimmterer Tadel muß aber auf die seltsame und willkührliche Verwirrung und Vermischung des Rit-

förmig und schleppend machen würde, aber der Verf. bekundet hinlänglich, wie ihm das Geheimniß der Vertheilung der Cäsuren nach dem innern Sinne, der langsamern oder schnellern Bewegung der Gefühle und ihres Ausdruckes, mit Einem Worte, wenn man will, der Modulation, nicht fremd sei, um ihm den gegebenen Wink willkommen zu machen, wenn er jenes eher dunkel in sich gefühlt, als sich klar ausgesprochen haben sollte.

Diese Bemerkungen mögen um so mehr hinreichend sein, als dies Gedicht mit keinem andern in Vergleichung zu ziehen gestattet war, und es ja nicht darauf ankommt, das Urtheil sinniger Leser zu leiten, sondern nur die eigene Ansicht an den Tag zu legen, weil sie einen bestimmten Grad der Anerkennung des Gegebenen zur Folge haben soll.

Zu Ertheilung des ersten Preises kann sich das Institut, gewohnt und entschlossen gemeine und kleinliche Rücksichten zu verachten, unmöglich anders verstehen, als wenn dieselbe sich mit seiner inneren Ueberzeugung und mit denjenigen Forderungen an jedes gute und schöne Werk des Geistes und der Phantasie vereinbaren läßt, welche im Guten und Schönen selbst begründet sind. Mit dem Accessit glaubt dasselbe jedoch nicht so sehr zurückhaltend sein zu müssen, weil es eben nur zu einer dankbaren Ermunterung eines schönen, nur nicht vollständig entwickelten oder angewandten Talentes dienen möchte,

und die Urania glaubt daher dem Sänger des Sonnenhold

das Accessit

darreichen zu dürfen.

II. Dramatische Gedichte.

So zahlreich die Einsendungen auch in dieser Dichtungsart gewesen sind, so haben die Beurtheiler nach reiflicher Prüfung doch nur Ein Stück darunter ausscheiden können. Daß manche unter denselben von einem weiteren Umfange waren, als welchen die Aufforderung zur Gränze gesteckt hatte, wollen Beurtheiler nicht vorwurfsweise erwähnen, denn in Schöpfungen des freien Dichtergeistes darf ein vorgesetztes Maß nicht mit Aengstlichkeit geehrt werden; nur wo die Ausdehnung so groß war, daß dem sonstigen Inhalt der Urania kein Raum geblieben wäre, hat man sich jeder Berücksichtigung enthalten müssen.

Zufolge des ausgesprochenen Vorsatzes erlauben wir uns auch hier keine ins Einzelne gehende Beleuchtung des Zurückgelegten, halten jedoch einige allgemeine Winke zur Verständigung, und weil sie vielleicht für die Zukunft von Nutzen sein könnten, um so nöthiger.

Die eingesandten dramatischen Arbeiten theilen sich in solche, die auf einem historischen Grunde ruhen, und in reine Fictionen ab. Unbedenklich ge-

ben wir, vom allgemeinsten Gesichtspunkt ausgegangen, der ersteren Gattung den Vorzug. Die Weltgeschichte ist an sich ein großes Drama in zahllosen Akten. Wer nun den einen oder andern dieser Akte so zu ergreifen weiß, daß er das ihm inwohnende Leben nicht abtödtet, vielmehr ihn als Stoff mit dem großen Geiste jener allgemeinen Waltung beseelt, welche sich in allem Einzelnen so wieder darstellt, daß auch jeder Ring der unendlichen Kette als ein Ganzes betrachtet werden kann, — der ist um ein Großes weiter, als wer in sich selbst erst alles das aufsuchen muß, was ihm dort schon von außen her geboten war. Wahrheit und Religion, Natur und Schicksal (das wahre, nicht das Afterschicksal), alle Elemente der Poesie sind dem historisch dramatischen Dichter gegeben, und seine Phantasie braucht nur das Wirkliche wieder zu erzeugen, um der allgemeinsten Zustimmung gewiß zu sein. Wir können uns nicht erwehren, die schönen Worte Schillers hier als Wunsch auszusprechen:

Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn!

dabei aber auch unsre Ueberzeugung zu erkennen zu geben, daß die in der Verbindung, in welcher sie stehen, allerdings etwas räthselhaften Schlußverse desselben Gedichts:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

von Schiller selbst gewiß anders gemeint worden seien, als sie Manche zu verstehen scheinen, auch abgesehen von denen, die, durch den schönen Klang gewonnen, sich eigentlich nichts dabei denken. Uebrigens kann der große Dichter selbst als der glänzendste Beweis des aufgestellten Satzes gelten, wenn man die Vorzüge seiner historischen Stücke vor der Braut von Messina erwägt, die leider als die Quelle der Krankhaftigkeit des modernen Theaters angesehen werden muß.

Wir können es hier nicht auseinandersetzen, was wir vom Wiederfinden des Symbolischen und Mystischen im Historischen halten, noch wie wir die Begebenheit, die Novelle, als eine um so günstigere Basis ansehen, je mehr sie gleichsam ein Theil der Geschichte geworden; doch wünschten wir die Vermuthung zu entfernen, als hielten wir den historischen Grund für eben so leicht als vortheilhaft. Wir sind im Gegentheil überzeugt, daß derselbe um eben so viel schwerer sei, als die Ansprüche auf Einsicht in das Geschehene und in die Weltordnung, auf Wahrheit und Bestimmtheit, Individualität, Charakteristik und weise Abgränzung des sich ins Unendliche Verzweigenden, an den Historiendichter mächtiger werden. Die Fictionen sind eben deshalb viel leichter, weil sie der Willkühr ein viel freieres Spiel lassen, und bedenken wir noch die wunderlichen Unwesen und Fratzen, die uns jetzt sogar mit ganz eigends dazu verfertigten Weltvorrichtungen und Vorsehungen als

Natur und Wirklichkeit geboten werden, so glauben wir, daß jeder Träumende oder auf sonstige Weise seiner Sinne nicht ganz Mächtige der fruchtbarste und leider auch vielleicht auf einige Zeit beliebteste Drastiker werden könnte. Mit Dank müssen wir es anerkennen, daß uns die Herren Einsender nur wenig Spuren der Zigeuner-, Kalender-, und Fluchperiode unsers Theaters offenbart, sondern die meisten versucht haben, der Natur auf ihre Weise getreu zu bleiben. Ebenfalls ist, da die sämmtlichen Einsendungen metrisch waren, anzurühmen, daß die Sprache meist nach Adel gestrebt und der Versbau Gewandtheit bekundet hat. Es ist in der That außerordentlich, welchen Umschwung die Sprache in den letzten Decennien seit Göthes und Schillers Wirken genommen hat. Durch die ruhmwürdige allgemeine Vertrautheit mit diesen Dichtern ist ihre Rede mit ihren Eigenthümlichkeiten fast zum Gemeingut der Nation und namentlich ihrer Schriftsteller geworden, so daß man jene seltenen Geister unbedenklich die Stifter einer neuen Sprach-Epoche nennen darf. Doch, wenn dieses auf einer Seite den Vortheil hervorgebracht hat, daß nun eine gediegene oder erhabene Diction so bequem geworden ist, daß nur die rohesten schriftstellerischen Anfänge noch durch das Gegentheil jenes Vorzuges bezeichnet werden, so ist doch auch der Nachtheil nicht abzuläugnen, daß das Streben nach Diction nur zu oft ausschließend und von dem Geiste und Naturell jener Männer nicht durchweht

als ein überfirnißtes hohles Prunkgebäude erscheint. Daher hört man jetzt so häufig und vorzüglich bei dramatischen Erzeugnissen die Leser und Zuschauer sich mit dem Ausspruch „eine schöne Diction!" befriedigen und auf eine dem innern Wesen der Poesie nicht heilbringende Weise über das Uebrige mit Leichtigkeit hinaussetzen; ja selbst der Kritiker hat sich nicht genug zu hüten, daß er durch die schimmernde Außenseite nicht so geblendet werde, um zu vergessen, nach der Tauglichkeit und nach dem, was innen wohnt, zu fragen. Daß wir übrigens in den vorgelegten Proben auch diejenige Abstufung gefunden haben, die in der Tagesliteratur von der geschickten Nachübung bis zum ungefügen Trachten zu sehen ist, wollten wir nur beiläufig bemerken. — Die gewählten dramatischen Mittel haben wir endlich in der Mehrheit dieser Arbeiten, reine Trauer- und Lustspiele, Tragikomödien, auch mit Gesang untermischte Stücke, als naturgemäß anzuerkennen gehabt; nur Einer der Herren Autoren hatte sich des von Schiller versuchten Chores bedient, der von den Bedingungen und Einrichtungen des antiken Chores ganz verschieden, in dieser Weise weder auf eine alte noch auf eine neue Bühne paßt.

Als das einzige obenerwähntermaßen mit Namen anzuführende Stück ist uns das Trauerspiel

die Brüder

erschienen, und wir glauben, das Publikum werde unsre Gründe, warum wir das Gedicht demselben

zwar mit Vergnügen durch die Urania mittheilen, nicht jedoch mit einem der Preise belegen, aus der Lesung selbst ohne weitläuftiges Auseinandersetzen der Gründe von unsrer Seite entnehmen.

Das Lobenswerthe des Gedichts besteht unsers Dafürhaltens darin, 1) daß es auf historischen Grund gebaut ist, denn die Sage, besonders die Nationalsage, rechnen wir mit zu diesem Fundament; 2) daß der Verf. gerade einen Vorwurf aus der deutschen Sage gewählt hat, denn das Vaterländische, indem es eine unerschöpfliche Quelle ist und unsre Gemüther stets am innigsten in seinen Kreis fesselt, wird von unsern Dichtern leider noch immer nicht hinlänglich gesucht und belebt; 3) daß die Begebenheit im allgemeinen Umriß rein menschlich gehalten ist und das Schicksal sich aus den Handlungen und Gemüthern der Personen selbst entwickelt; 4) daß so wie eine wackere Gesinnung durch das Ganze geht, auch der Klang derselben, die Sprache, meist rein und lieblich tönt und zwischen wollüstiger Bilderfülle und trockener Nüchternheit die Mitte sucht.

Als Tadel müssen wir diesem Lobe entgegensetzen, 1) daß die Begebenheit, die freilich ohne eine ungebundnere romantische Behandlung nicht von ihrem Anfange entwickelt, und erst gegen ihr Ende hin aufgegriffen werden konnte, nicht in den gehörigen dramatischen Verhältnissen von der Exposition zur Verwickelung, und von dieser zur Katastrophe und Lösung fortschreitet. Die Exposition ist um so müh-

samer, als die ganze erste Scene zwischen Rudolph und Walpode eigentlich nicht zur Sache gehört, sondern als eine der Begebenheit fremde Discussion nur gemacht scheint, um die Ansichten des Verf. über Kreuzzüge und Städtebund darzulegen, ein Fehler, der dadurch noch empfindlicher wird, daß sich dieselbe Scene mit geringer Modification in der Mitte des Stücks (2. Aufz. 6. Auftr.) wiederholt, wo sich denn der Walpode, welcher verschwindet, ohne in die Handlung eingegriffen zu haben, vollends als eine überflüssige Person ausweist. Das hierdurch verursachte Aufhalten des Stücks wäre durch ein langsameres Entwickeln mancher Motive zu ersetzen gewesen; denn nun ist namentlich der Uebersprung vom 2ten zum 3ten Akt, die Hinterlist und Liebe des Werner, die Erwiederung und Flucht der Eudora zu gewaltsam; auch das schwelgerische Leben auf der Burg ist nur aus einer flüchtigen Andeutung zu ersehen, und das Gemählde, das auf einem bequemen Grunde zur Ausführung angelegt war, verliert sich in eine rhapsodistische Skizzirung. — 2) Können wir mit den Aenderungen, welche der Verf. mit der Geschichte vorgenommen hat, nicht einverstanden sein. Die Geschichte sowohl als die Sage haben das Eigene, daß der Gang und Inhalt derselben dem, der sie kennt und darüber nachdenkt, als ein Nothwendiges, im innersten Zusammenhang Stehendes erscheinen muß, und dies läßt sich wieder leicht aus dem Rückblick auf die höhere Ordnung erklären,

deren Walten in der Lenkung der irdischen Schicksale sichtbar wird. Wer nun hierin etwas anders ordnen und gestalten will, sollte es nicht ohne das behutsamste Berathen mit sich selbst und dem Geist, der in und über dem Ereignisse lebt, auf jeden Fall nur da wagen, wo der gewählte Anlaß nicht selbst als das wahrhaft Poetische durchleuchtet, sondern nur als ein Vehikel gebraucht werden soll, ein darüber stehendes (höheres) Motiv als das vorgesetzte Poetische an demselben darzustellen; eine Unterscheidung, welche wieder auf die Differenz zwischen Wirklichkeit und Allegorie führen kann. Die einfache Sage von den beiden feindlichen Brüdern am Rhein, von denen die Trümmer ihrer Burgen selbst noch die Brüder heißen, ist in A. Schreiber's Auswahl von Sagen jener Gegenden (S. 56.) zu lesen. Da heißt es denn, nachdem die Flucht der Griechin erwähnt worden: „Jetzt schloß der ältere (Bruder) den Verzweifelnden in seine Arme, und sprach zu ihm: „Laß uns mit einander ehelos leben, und dadurch den Schmerz der edlen Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloster vertrauert. Sie gaben sich die Hände darauf, und blieben unverehlicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erlosch ihr Stamm." Wir glauben, dieser Auszug reiche hin, um unsern Lesern anschaulich zu machen, wie viel reiner, edler und schöner, und in ihrer unschuldigen Hoheit auch ächt tragischer diese Lösung der Katastrophe, als die vom Verf. erdichtete sei, wo das Erstechen Kurts

durch Werner als willkührlich und nur auf den rohen Effekt berechnet erscheint, dagegen auf den trostlos vereinsamten Rudolph, der den Kurt in diese gefährliche Lage geführt hat, das Peinigende eines, wenn schon unbeabsichtigten, Brudermordes fällt. Eben so würde es auch der unmittelbaren Strafe des Himmels im Ertrinken der Flüchtlinge nicht bedurft haben; für Kurt lag das Tragische schon in der Verrätherei an sich, für die Verräther aber die Bestrafung in ihrer eigenen Schlechtigkeit, bei welcher sie sich nicht anders als gegenseitig unglücklich machen konnten. Gehäufte Todesfälle am Schluß der Trauerspiele, zumal wenn sie blos verkündigt werden und unwürdige Personen treffen, thun, wenn sie nicht auf der innern Nothwendigkeit beruhen, oft das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung. Das, was man das Thema unsers Dichters nennen könnte:

„Mit Untreu hat er Engelstreu vergolten,
Durch Untreu ward er selber nun bestraft —"

wird wenigstens auf die eingeschlagene Weise nicht wesentlich gefördert. — Endlich würde noch in einer Nebensache der Dichter sehr wohl gethan haben, der Anleitung der Erzählung genau zu folgen, wo es heißt: „Da trat die Jungfrau zwischen sie, mit der Milde eines Engels, und versöhnte sie mit einander. Hierauf schied sie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleier;" denn daß er Bertha sich in Nonnentracht im Walde zwischen die Fechtenden stürzen läßt, ist ein verfehlter Theatercoup,

der alle Wahrheit wider sich hat. — 3) Muß dem Gedicht der Mangel an Charakteristik und Individualisirung vorgeworfen werden. Es giebt vielleicht ein Reich der dramatischen Poesie, wo ein solches Verlangen in einer höheren Einheit des Lyrischen, Musikalischen, oder Allegorischen unterzugehen scheint, auf diesem Boden ist aber dieses Gedicht nicht gesproßt, seine Tendenz und Struktur verkündet vielmehr den Willen des Drama, worin das Menschliche und Natürliche die Hauptrollen spielen, und das uns am meisten Noth thut. Da hätte aber der Verf freilich die Charaktere der Brüder frischer und schärfer entgegengesetzt zeichnen müssen, die nun so in einander überschwimmen, daß sie theils matt, theils inconsequent erscheinen, und namentlich das aus der einfachen Erzählung so natürlich hervortretende Motiv der Entzweiung und der Erbitterung Rudolphs sich hier fast in eine Wunderlichkeit des Charakters verliert. Doch auch den Entsagungen desselben am Schlusse hat der Dichter dadurch, daß er ihn allein stehen läßt, selbst die beste Kraft, die in der vereint brüderlichen Entschließung liegen konnte, genommen. — Sodann wäre die Griechin viel lebenslustiger und kecker zu zeichnen gewesen; die Gefühle, die sie kurz vor dem Abgang ausspricht, die Art Sehnsucht nach Liebe rc., sind hier in der Zusammenstellung etwas dichterisch ganz Unwahres; ein Theil dieser Vorwürfe trifft auch den Werner. — Der alte Hugo ist wieder modern sentimental; den auffallendsten

Beweis, wie der Dichter durch Alle selbst spricht, liefert aber die Scene zwischen dem Köhler und dem Fischer im 1sten Akt. Die Bertha möchte leicht die richtigste Figur dieses Drama sein. — 4) Manche Mängel der Technik, wie auf einander folgende Monologe ꝛc., der Sprache, des Versbaues ꝛc., wollen wir der nachfolgenden Sichtung der Kritiker überlassen.

III. Poetische Uebersetzungen des Childe Harold von Lord Byron.

Indem es die Urania mit Dank erkennt, daß ihre vorjährige Bitte auch hierin berücksichtigt worden ist, verhehlt sie ihr Bedauern nicht, daß keine der eingelangten Uebertragungen des 1sten, 2ten und 3ten Gesanges des Childe Harold zur Aufnahme geeignet erschien. Die mit dem Motto: „Labor omnia vincit etc." versehene Arbeit verrieth zwar eine glückliche Anlage und manche einzelne Stanze könnte jetzt schon gelungen genannt werden, doch glauben wir sie im Ganzen dem Herrn Verf. nur als einen ersten Guß bezeichnen zu dürfen, der von mancher Seite seiner umschmelzenden Hand benöthigt ist.

Die Schwierigkeit der Uebersetzungskunst überhaupt und einer Verpflanzung des dazu empfohlenen Gedichts insbesondere hat den Beurtheilern bei diesem Anlaß von Neuem und vorzüglich eingeleuchtet. Durch

verschiedene meisterhafte Ausführungen ist das Uebersetzen aus dem frühern unbestimmten Zustande zu einer Kunst erhoben worden, und indem dadurch die Anforderungen gestiegen sind, erlangen doch andrerseits die Kunstmittel eine solche Geläufigkeit, daß sich in Kurzem Jeder, der sich die Form eines Originals anzueignen versteht, auch zur Ueberlieferung seines Inhalts berufen glauben wird. Wir gerathen aber dadurch in die Gefahr, den Inhalt in der Form untergehen zu sehn und eine vom Urbild durchaus verschiedene Gestalt mit der Hülle desselben umkleidet zu erblicken. Was eine Uebersetzung im höchsten Sinne sei, brauchen wir nicht mehr zu erklären; die wenigen aber ewigen Muster, auf welche wir stolz sind, sprechen es durch sich selbst aus, das aber können die diesmaligen Beurtheiler nicht verschweigen, daß sie bei den sämmtlichen ihnen vorgelegten Uebertragungen des Childe Harold, welche alle verstandener oder mißverstandener Weise die strenge Form der Urschrift erstrebt haben, die Sehnsucht nach einer völlig unmetrischen Verdeutschung angewandelt hat, bei welcher sie von derselben allgemeinsten Empfindung ergriffen werden könnten, die sie bei Lesung des Englischen durchdrang. Das metrische Uebersetzen aus dem Englischen ist ungeachtet der Stammverwandtschaft schwieriger als bei den romanischen Klängen, denn jene Sprache ist so in der eigensten Wortbedeutung einsylbig, daß unsre sich in weitläuftiger Wortform fortbewegenden Gedanken und Bilder kaum

irgendwo ohne Noth in die rhythmische Umrahmung des Britten einzupassen sind. Aus der angedeuteten Quelle entspringt wiederum der männliche Fall fast aller Reimendungen und wenn der Charakter eines Gedichts diesen auch dem Kunstübersetzer in gewissen Fällen nothwendig machen kann, so können wir doch beim Childe Harold die Frage eines der Herren Einsender: ob die weiblichen Reime statthaft seien, nur bejahend beantworten, da der Grundton der genannten Dichtung ohne Zweifel der Art ist, daß eine öftere Anwendung des weiblichen Reimes, wenn die englische Sprache nicht so arm daran wäre, ihn eher gehoben als gestört haben würde. Doch ist es auch eben dieser Grundton, der alle Werke Lord Byrons durchweht, welcher dem deutschen Uebersetzer mehr Schwierigkeit entgegensetzt, als irgend ein andrer englischer Dichter, Shakspeare aus andern Gründen ausgenommen, und wir gestehen aufrichtig, daß uns unter allen bisherigen Versuchen oder Studien nach demselben noch keine zu Gesicht gekommen ist, bei welcher wir eines wahren Gefühls von Befriedigung froh geworden wären. Es giebt Dichter, welche im strengsten Sinne selbst den Deutschen unübersetzbar genannt werden dürften, wir rechnen dahin unter ganz verschiedener Beziehung den Ariost; vielleicht aber steht Lord Byron in derselbe Kategorie. Diese dunkle, träumerische Schwermuth, die ihn oft an den Rand des Grausens und schmachvoller Verzweiflung leitet und doch auch im Entsetzlichsten eine

gewisse Süßigkeit mit sich führt, dies Talent, seine innere Verwirrung mit einer solchen äußern Harmonie zu verschmelzen, daß das Gemüth des Lesers sich kaum genug vor Verführung zu hüten hat, giebt dem erwähnten Dichter eine geheimnißvolle Eigenthümlichkeit, die schwer nachzuempfinden und noch schwerer nachzubilden ist. Wenn man überhaupt eine gewisse innere Uebereinstimmung, eine Analogie, oder (ist der bildliche Ausdruck erlaubt) einen gleichgestimmten Saitenbezug des Seelenorganons zwischen dem Original- und dem übersetzenden Dichter verlangen will, so müßte dieses wohl vorzüglich bei einem glücklichen Uebersetzer des Lord Byron vorausgesetzt werden. Soll sein Geist nicht ganz verblaßt abgespiegelt erscheinen, so darf die Härte, die aus einem überreizten Gemüth hervorging, nicht fehlen; da aber der buchstäbliche Ausdruck dieser Härte im Deutschen fast immer als Gemeinheit dastehen würde, so liegt eine der größten Schwierigkeiten darin, das überall würdige und doch entsprechende Analoge aufzufinden. Indem wir nun in dieser Beziehung theils das Verwischen des Colorits, theils das Ueberladen desselben als die Klippen bezeichnen, welche sämmtliche vorgelegte Versuche nicht umschifft haben, und deren Beseitigung uns über manche Pedanterei hinsichtlich der Wortstellung, des Reims, des Hiatus u. dgl. hinausgehoben hätte, fühlen wir uns durch unsre erklärte Anerkenntniß einer kaum überwindbaren Schwierigkeit, welche durch die Anwendung der noch

völlig ungewohnten und in ihrer Neuheit widerstrebenden Stanzenform nicht gemindert wird, in so weit völlig beruhigt, daß wir dem sonstigen Talente der Herren Einsender auf keine Weise zu nahe getreten sind. Möchten die gegebenen Fingerzeige wahr und bedeutend genug scheinen, um bei ähnlichen Bestrebungen mitbeherzigt zu werden! —

IV. Prosaische Aufsätze.

Bei den Doppel-Aufgaben für die prosaischen Ausarbeitungen hatten wir die zwiefache Absicht, erstens zu solchen historisch-philosophischen Arbeiten zu ermuntern, welche die Engländer, die darin eine große Anzahl classischer Abhandlungen besitzen, von denen wir hier nur an die von Hume erinnern wollen, in ihrer Literatur technisch mit dem Worte Essays bezeichnen und zweitens zu Versuchen in demjenigen Zweige der schönen Redekunst aufzufodern, den die Franzosen mit dem Namen Eloge bezeichnen, worin sie viele große Muster aufzuweisen haben, von welchen wir hier nur die von Thomas, Condorcet, Champfort, Suard, Cuvier und Villemain nennen wollen, und der bisher von den Deutschen nur wenig ist ausgebildet worden.

Die vier Versuche, welche in dem nachfolgenden Verzeichnisse aller eingegangenen Concurrenzarbeiten

bemerkt sind, waren sämmtlich zwar nicht ohne Verdienst, entsprachen aber doch den Anfoderungen, welche wir an sie für unsern Zweck machen mußten, nicht genug, um ihnen einen Platz in der Urania widmen zu können.

Für die Redaktion der Urania,
Brockhaus,
Unternehmer und Eigenthümer dieses Taschenbuchs.

Verzeichniß
der zur Concurrenz bei uns eingegangenen Gedichte.

I. Erzählungen.

1. Morna. Eine nordische Sage in drei Gesängen, von Carl Vogel.
2. Die Bildsäule, in drei Gesängen.
   Motto: Per ardua ad astra.
3. Der Wunderbrunnen, Legende.
   Motto: Zum Kampf der Wagen und Gesänge.
4. Das schöne Thal.
   Motto: — — let it suffice thee, that thou know'st
   Us happy, and without love no happiness.
5. Das Jahr der Liebe. Romantisches Gedicht in vier Gesängen.
   Motto: Talia fingebam misero mihi fata parari.
6. Tobias, oder der Sieg der Unschuld. Eine Erzählung.
   Motto: Cum tibi aliquis injuriam infert,
   Noli curare, et vulnus curasti.

7. Salamon, König der Magyaren. Ein romantisches Gedicht.

Motto: Die Sage ist die in Poesie getauchte Geschichte.

8. Sonnenhold, von Agnes Franz. (Abgedruckt.)

9. Die Brüder, poetische Erzählung.

Motto: Freiheit ist nur in dem Land der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

10. Der Sieg der reinen Liebe. Eine poetische Erzählung in drei Gesängen.

Motto: Nun singe nur die tief empfundnen Töne,
Prangst du auch nicht in der Vollendung Schöne.

11. Hialmar's Abentheuer, oder die Schale der Rache.

Motto: Frei will ich sein im Denken und im Dichten!
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

12. Maria Potowsky, oder die Macht der kindlichen Liebe. Ein Gedicht nach einer wirklichen Begebenheit.

Motto: Aus dem Herzen keimt des Guten Saame.

13. Das Sonnenwend-Feuer in sechs Gesängen.

Motto: Alea est jacta.

14. Walther und Klärchen.

15. Entführung des Fräulein von Reventlan. Ballade.

16. Der Rosenkranz. Von Wilhelm von Oertzen.

II. Dramatische Gedichte.

1. Ein Maitag. Lustspiel.

2. Ritterthum und Minne, oder das Turnier auf Lichtenstein. Romantisches Schauspiel in drei Akten.

Motto: — — minuentur atrae
Carmine curae.

3. Graf Otto. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen.

Motto: tam otii quam negotii rationem
reddere majores nostri censuerunt.

4. Die Märtyrer, oder der Tempelbrand. Dramatisch-lyrisches Gedicht in drei Abtheilungen.

Motto: perfidus ille Deo, sed non et perfidus orbi.

5. Ritter Romantikus, oder die verzauberte Prinzessin. Eine romantische Tragi-Komödie in einem Akt.

Motto: — Vos eritis judices
Laudine, an vitio duci factum id oporteat.

6. Die Brüder. Trauerspiel in drei Aufzügen von W. Usener. (Abgedruckt.)

Motto: Cernit Deus omnia vindex.

7. Hermanarich. Trauerspiel in fünf Akten.

Motto: Quem virum aut heroa —?

8. Die Zwillingsbrüder. Drama in einem Aufzuge.

Motto: Nur Böses zeugt die ungerechte That.

9. Schön Röschen. Melodram in zwei Aufzügen.

Motto: Post nubila Phoebus!

10. Die Walpurgisnacht. Trauerspiel in einem Akt von Carl Vogel.

11. Florette, oder König Heinrichs IV. erste Liebe. Trauerspiel in einem Akt.

Motto: Purch' altamente abbia locato il cuore
Pianger non de', se ben languisce e muore.

12. Der Fluch.

Motto: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißt sie nieder!

13. Scipio in Spanien, dramatisches Idyll.

14. Niobe. Trauerspiel in fünf Akten.
Moto: Insatiate archer! could not one suffice.

15. Das Haus der Ferratron's. Tragödie in einem Akt.
Motto: Auf den Wellen ist Alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

16. Hermann, der Befreier Teutschlands. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Motto: Si fortuna juvat, caveto tolli:
Si fortuna tonat, caveto mergi.

17. Timur. Ein Trauerspiel.
Motto: Nenne nicht das Schicksal grausam
Nenne seinen Schluß nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

18. Die Wunder des Magnetismus. Lustspiel in einem Akt.

19. Virginia. Tragödie in fünf Aufzügen.

III. Poetische Uebersetzungen des Childe Harald von Lord Byron.

1. Erster Gesang.

Motto: — — — labor omnia vincit
Improbus — — — — —

2. Erster Gesang.

Motto: Veniam petimus.

3. Erster Gesang. Von C. W. R.

Ohne Motto.

4. Erster Gesang.

Motto: Ευν τῷ θεῷ πᾶς καὶ γελᾷ κῳδύρεται
— home is the resort
Of love, of joy, of peace and plenty, where
Supporting and supported polish'd friends
And dear relations mingle into bliss.

5. Zweiter Gesang.

Motto: So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!

6. Dritter Gesang.

Motto: — — — die Sonne sinkt
Um schöner einst zu tagen. —

7. Dritter Gesang.

Motto: It is not ours to judge, — far less condemn.

8. Erster Gesang, Strophe I — XXI.

Ohne Motto.

IV. Prosaische Aufsätze.

1. Lessing's Verdienste.

Motto: Cunctis ille bonis flebilis occidit.

2. Heinrich I. von Deutschland.

Motto: Acer militiae, anteire agmen, locum castris capere, noctu diuque consilio, ac, si res posceret, manu hostibus obniti.

3. Heinrich I., König der Deutschen.

Motto: Wo das meiste Leben, dort ist der Sieg.

4. Geschichte der Einfälle der Ungern in Deutschland, Frankreich und Italien während des 9. und 10. Jahrhunderts.

Motto: Si quid novisti rectius istis, candidus imperti; sin minus, utere hisce.

Von den übrigen für die Urania zahlreich eingegangenen Gedichten und Erzählungen, welche nicht zur Concurrenz eingesandt wurden, haben wir hier keine Nachricht zu geben. — Mehrere der aufgenommenen Stücke sind aus ihnen gewählt; Andere dieser aufgenommen sind erbetene Beiträge.

Bis zum 1. Januar 1821 können sämmtliche eingesandten Beiträge, welche nicht aufgenommen worden, in portofreien Briefen unter Angabe des Motto oder des Titels zurückgefordert werden. Spätere Reclamationen können nicht beachtet werden, da ich nach diesem Zeitpunkte alles übrig gebliebene vernichte.

B.

Programm,

über die Preisaufgaben zur Urania auf das Jahr 1822.

Das Bestreben, der Urania durch Aussetzung gewisser Preise einen gediegenern Inhalt, und zugleich dem vielleicht noch schüchternen Talent eine bestimmte Aufforderung nebst der Gewähr unparteiischer Würdigung zu geben, ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Ein Gedicht, das von Seiten des Wohllauts und duftiger Haltung schwerlich von einem ähnlichen überboten wird, *) und meh-

*) Von der bezauberten Rose von Ernst Schulze, dem ersten Preisgedicht in der Ura-

rere theils anmuthige, theils sinnvolle poetische Versuche sind auf diesem Wege zur Kenntniß des Publikums gelangt und nicht ohne Theilnahme von demselben empfangen worden. *) Dennoch darf die Redaktion mit reinstem Bewußtsein versichern, daß sie ihre Wünsche bei weitem nicht ganz erfüllt gesehn hat. Sie würde ihren schönsten Lohn darin gefunden haben, eben so viel Preise vertheilen zu

nia 1818, erschien 1820 die dritte besondere Auflage in fünf verschiedenen Ausgaben: No. I. ohne Kupfer zu 1 Thlr. No. II. mit den 6 Kupfern zur ersten Auflage zu 1 Thlr. 8 Gr. No. III. Mit sieben neuen in Paris gestochenen Kupfern zu 2 Thlr. No. IV. mit denselben Kupfern auf Velinpapier zu 2 Thlr. 12 Gr. No. V. mit denselben Kupfern avant la lettre auf Median-Velinpapier. 3 Thlr.

*) Von Saladin, dem Preisgedicht in der Urania 1819, erschien 1819 ebenfalls ein besonderer Abdruck mit 4 Kupfern von Eßlinger. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

können, als sie in frohen Hoffnungen versprach, und die Gewißheit, das Beste der Kunst nicht nur gewollt, sondern auch gefördert zu haben, würde ihr das sicherste Gegengift gegen die unrühmlichen und unredlichen Kämpfe gewesen sein, in welche sie der hämische Geist des Widerspruchs, der alles Gute verfolgt, zu verflechten gesucht hat. Könnte sie neben einem edlen Zwecke einer merkantilischen Rücksicht Raum lassen, so würde ihr Gewinn offenbar um desto höher gestiegen sein, je höhere Preise zu zahlen ihr vergönnt gewesen wäre, denn der äußere Vortheil steht mit dem inneren Werthe stets im Wechselverhältniß.

In anderm Betracht waren die Versuche der Redaktion, die Aufgaben über das Gebiet der poetischen Erzählung hinaus zu erweitern, nicht von dem gewünschten Gelingen beglei-

tet. Die didaktischen Poesien haben überdem ihrem Wesen, die dramatischen Gedichte ihrer verengten Ausdehnung nach Widerspruch erfahren, Uebersetzungen und historische Aufsätze gar keine Ausbeute geliefert, und die Redaktion ist dadurch auf die Betrachtung geleitet worden, daß die Erzählung, deren Zuschnitt willkührlicher bleibt, und zu welcher eine solche Vorliebe in dieser Zeit herrscht, daß sie ein Erblühen des Vortrefflichen hoffen läßt, für die Schranken eines Taschenbuches immer die geeignetste Aufgabe sei. Die Redaktion beschränkt sich daher hinsichtlich der Preisaufgabe für den Jahrgang 1822 auf die Erzählung, bestimmt jedoch die Preise nicht nur für die poetische, sondern auch für die prosaische Erzählung oder Novelle und zwar in beiden Gattungen ohne Unterschied des Ernsten, Komischen, oder Gemischten.

Demnach setze ich für das nächste Jahr (oder für die Urania 1822) zwei Preise aus,

den Ersten von dreißig Friedrichsd'or für die beste poetische Erzählung;

den Zweiten von fünf und zwanzig Friedrichsd'or, für die beste prosaische Erzählung;

beide von einem Umfang von 4 bis 5 gedruckten Bogen in der Form und Art als dieser Jahrgang der Urania gedruckt ist. Ich behalte mir, im Fall ich mich auch zum besondern Abdruck entschließe, das Verlagsrecht auf 5 Jahre vor, nach deren Verlauf sie an ihre Verfasser als reines Eigenthum zurückfallen. Veranstalte ich innerhalb des ersten Jahrs keinen besondern Abdruck, so kann der Verf. gleich nachher frei darüber verfügen.

Die zur Concurrenz bestimmten poetischen und prosaischen Erzählungen erbitte ich unter

meiner Adresse mit Beobachtung der bei Preis-bewerbungen üblichen Formen (d. h. mit einem Motto bezeichnet, das auf einem besondern den Namen des Verf. enthaltenden versiegelten Zettel wiederholt ist) sobald als möglich und spätestens bis zum 1. März 1821.

Um allen lästigen Anfragen der Neugierde über den Erfolg der Einsendungen vorzubeugen, bemerke ich hier ausdrücklich, daß vor der wirklichen Erscheinung der Urania auf das Jahr 1822 ich keine Auskunft über die Vertheilung der Preise, oder über die Aufnahme geben werde.

Solche Einsendungen, welche zwar keinen Preis erhalten, aber doch in die Urania aufgenommen werden, honorire ich mit 4, sage vier Friedrichsd'or den gedruckten Bogen.

Die Redaktion ersucht die etwaigen Herren Einsender oder die Einsenderinnen neben sorgfältiger Prüfung und Erwägung ihrer eigenen Kraft die Winke in Betracht zu nehmen, welche der diesjährige und zum Theil der vorjährige Bericht der Herren Beurtheiler enthalten, und erlaubt sich, was namentlich die Erzählung in Prosa betrifft, vorzugsweise auf die großen Muster als Maßstab zu verweisen, welche wir (eine Kenntniß des Boccaccio und Cervantes nicht allgemein voraussetzend) unter uns von Göthe, Tieck, Kind und einigen andern aufgestellt sehen.

Abgesehen von diesen Preisaufgaben werden mir aber auch Gedichte und prosaische Aufsätze jeder andern Art für die Urania, wenn sie dem Geist und der Tendenz dieses Taschenbuchs entsprechen, willkommen sein, und die Einsender dürfen sich der sorgfältigsten Beach-

tung derselben und, wenn ihre Beiträge aufgenommen werden, meiner Dankbarkeit dafür versichert halten.

Leipzig den 15. August 1820.

F. A. Brockhaus,

Unternehmer und Eigenthümer des Taschenbuchs Urania.

Die drei weißen Rosen.

Rittergedicht in drei Gesängen

von

Helmina von Chezy.

Vorbericht.

Mehrere Romanzen und Lieder, durch welche die anmuthige Sage von den drei weißen Rosen der Mahlesburgh schon bekannt ist, so wie die Voraussetzung, daß die hessischen Denkwürdigkeiten ein großes Publikum gefunden haben, überheben die Dichterin der Arbeit, diese Sage, der sie getreu geblieben ist, hier anzuziehen; sie hofft, der Leser wird sie lieber im Gedichte selbst aufsuchen, als im Vorbericht. Der Umstand von dem Götzenbilde des Prodo, welchem die Wagrier Opfer brachten, und von dessen Priestern Ritter Otto ein Kind errettete, steht in keiner Chronik, er ist dem ächten Familienwappen der Malsburger, welches unter andern Mitgliedern der Familie der würdige Geheimerath von der Malsburg auf Escheberg noch unmodernisirt führet, deutlich einverleibt, und durch mündliche Ueberlieferung bis auf unsre Zeit gekommen. Die Zusammenstellung der Sage durch Johann Letzner von der Entste-

hung der Burg der Spiegel von Diesenberg mit der Mahlesburgh bot der Enkelin der Karschin einen willkommenen Anlaß, die unvergängliche Liebe und Dankbarkeit, welche sie für den verklärten Dombechant Freiherrn von Spiegel hegt, auszusprechen. Bekanntlich war dieser Edle der Karschin treuster Freund, er stiftete ihrem Namen ein Andenken auf den Spiegelbergen, er überhäufte sie mit Beweisen der zartesten Achtung, Vorsorge und Zärtlichkeit, und die Enkelin bewahrt, als ein durch Treue und Dank geheiligtes Vermächtniß, das dreiseitige Pettschaft mit der Lyra im goldnen Felde und den Adlerfittigen, über die der Lorbeerkranz schwebt, dem Sapphokopf und dem Namenszug der deutschen Dichterin, welches der Erstling der Ausbeute der aus den Spiegelbergen gebrochnen Crystalle war, und von deren unvergeßlichem Besitzer seiner Freundin geschenkt wurde.

Dieses Pettschaft wurde 1802 gestohlen, und kam durch eine seltne, überraschende Schickung am 1sten Mai 1816 wieder in die Hand des Enkels der Karschin, der es seiner Schwester sandte.

Die im Gedicht der drei weißen Rosen angewandten geschichtlichen Umständlichkeiten sind so allgemein bekannt, daß sie keiner Erläuterung bedürfen. Der Name Oelsenburg für Osnabrück, in dessen Umgegend die Irmensäule gestanden, bedarf für die Leser des gelehrten, gründ-

lichen und fleißigen hessischen Domainenrathes Winkelmann keiner weitern Nachweisung. Er sagt ausdrücklich: „Oelsenburg, hodie Osnabrugum,“ und muß unumstößliche Gründe gehabt haben, diese Benennung zu gebrauchen, da er Kenntniß von allen damals noch bestehenden Urkunden, Chroniken u. s. w. hatte, welche die hessische Regierung besaß, und der geschätzteste Schriftsteller und Geschichtsforscher des Anfangs des 16ten Jahrhunderts war.

Die Dichterin bittet, diese Dichtung nicht als ein Epos, sondern als ein romantisches Sittengemälde zu beurtheilen, welches eine schöne und liebliche Seite jener großen, verhängnißvollen und sturmbewegten Zeit abzuspiegeln strebt. Sie glaubt alle Fehler des Gedichtes zu kennen, und hat es durch zwei Jahre nach seiner Beendigung, in denen sie es bei sich bewahrt, von vielen zu befreien gesucht; für die, welche sie nicht zu tilgen wußte, wünscht sie freundliche Nachsicht und Zurechtweisung. Vor Allem hofft sie, daß Niemand von denen, die es nicht lesen werden, dies Werk für ein Feudalgedicht halten werde (wer es lies't, wird das ohnehin nie thun), da sie sehr wohl weiß, daß von Allem, was der Adel Schönes und Wohlthuendes für Ritterthum, Volk und Monarchen, und für sich selbst bei seiner Entstehung hatte, nur Weniges noch übrig geblieben ist, und dies Wenige nicht überschätzt. — Es giebt einen wahren und

ehrenwerthen Adel, er ruht in der Brust des Tugendhaften, der das Große rein will und vollbringt. Dieser kann den Schall vermissen, der nur allzuoft als hohles Echo mehr Jammer, Mitleid und Unwillen, als Achtung erweckt; was aber ein unbestreitbares Eigenthum der Nachkömmlinge solcher uralten Geschlechter, wie z. B. der Malsburger geblieben, welche ihren Adel der Ehre danken, und deren Voraltern ihn durch viele Jahrhunderte nie entweiht, das ist die Pflicht: der Ahnherrn würdig zu bleiben, und der Adel, blos als höhere Verpflichtung betrachtet, bleibt jederzeit ein schönes und wohlthätiges Eigenthum vor Menschen, obschon nicht vor Gott, vor dem wir alle gleich sind. — Soll der Wahn von edelm Blut nicht blos Wahn sein, so mögen ihn die Abkömmlinge edler Geschlechter durch ihre Thaten zur Wahrheit stempeln.

Helmina v. Chezy
geb. Fr. Klencke.

Todtenopfer,
Gerhard von Kügelgen dargebracht.

Verklärter Freund, der du die Palm' errungen,
Laß diese Rosen blühn an Deiner Gruft,
Auf Engelsflügeln hin zu Dir geschwungen,
Umwehe Dich ihr sanfter Herzensduft;
Du liebtest dieses Lied, das ich gesungen,
Wie Lerche singt in heitrer Frühlingsluft,
Der zarte Klang, der Dich erfreut im Leben,
Er möge nun Dein frühes Grab umschweben!

Gern stehn an Grüften Blumen, sie empfangen
Dort reinern Thau, als den die Wolke giebt,
Wenn Thränen sinken auf die bleichen Wangen,
Und Seufzer wehn der Seele, welche liebt;
Nur kurze Dauer kann die Blum' erlangen,
Doch lebt ihr Duft, wenn matt der Kelch zerstiebt,
Es ist der Geist, der kam vom Himmel nieder,
Schwingt sehnend sich zu seinem Urquell wieder.

So war Dein Leben, Freund, vom Ewig-
Schönen
Ein Liebesgruß, ein reiner Wonneklang,
So floh es hin, gleich Blumen, zarten Tönen,
Da Duft und Klang sich wieder heimwärts schwang;
Zur heil'gen Zeit, wo Liebe und Versöhnen
Im Todeskampfe Sünd' und Tod bezwang,
Fielst du — es kühlten Engel Deine Wunden,
Durch Sturm und Nacht hast du den Port gefunden.

Wie Du geglaubt, so ist Dir nun geschehen,
Wie Du gehofft, so wandelst du im Licht,
Wie Du geliebt, so wirst du wieder sehen,
Wo Stern an Stern sich Dir zum Kranze flicht;
Wohl neigt sich Himmlisches der Seele Flehen,
Doch stillt die Erd' ein frommes Sehnen nicht,
Und dort nur wohnt, im ew'gen Lenzgefilde,
Das süße Urbild Deiner Kunstgebilde!

So lächle, sel'ger Geist, in sanftem Frieden,
Ein Stern der Liebe blicke süß zum Thal,
Wir weinen noch, wir ringen noch hienieden,
O leuchte Ruh in unsre Seelenqual!
Einst winkt auch uns des stillen Hafens Frieden,
Dann wandeln wir vereint im Licht zumal,
Und was entsproßt aus frommen Schaffens Mühen,
War es vom Licht, wird es im Lichte blühen.

Schandau den 5. Junius 1820.

Weihe

zum

Johannisabend 1818.

O süße Lieb' in reinem Herzensbronnen,
O Kraft der Treu, der keine andre gleicht,
Wie preis' ich Deine Schmerzen, Deine Wonnen?
Wer ist's, der mir zum Bilde Farben reicht?
Bist Du es, Rosenmond, mit Deinen Sonnen,
Auf Fluren hingestreut? Sinkst Du vielleicht
So selig lächelnd in die Thale nieder,
Daß, Rosen gleich, erblühen meine Lieder?

Wie, oder seid es Ihr, verschwiegne Sterne,
Die, Blüthen gleich, in ew'ger Frühlingspracht,
Und, selig lächelnd aus azurner Ferne,
Mir Himmelsträume webtet in die Nacht?
Ihr süßen Blicke! treu folg' ich und gerne
Der Rosen Walten und der Sterne Macht,
Ob jene Duft, ob diese Strahlen trinken,
Sie alle doch allein zum Himmel winken.

Ja, Rosenmond, der schöne, weilt in Thalen
Am grünen Elbestrand in voller Lust,
Des Maien Flucht mit Wonne reich zu zahlen
Im Lichtgewand, mit Rosen an der Brust,
Schmückt alle Wipfel mit Demantenstrahlen,
Kein Hälmchen ist so klein, es bebt für Lust,
Nacht ist besiegt von ros'gen Strahlen-Gluthen,
Klang sind die Wipfel, und Musik die Fluthen!

Die Blumen sehnen sich, im Licht zu funkeln,
Und gern erbleichen sie am süßen Strahl,
Im tiefsten Hain, im feuchten Moor, dem dunkeln,
Ringt auch mit Nacht das Licht, und siegt zumal,
Denn sieh, es schweben flatternde Karfunkeln,
Leuchtwürmer, hin zum trüben Schattenthal,
Und bringen Blumen, schmachtend tief im Grunde,
Vom goldnen Licht die süße Liebeskunde.

Du heilge Schönheit, reine Liebesfülle,
Wer möchte nicht vergehn an Deiner Brust?
Du prangest nun in zarter Rosen Hülle,
Du leuchtest nun in goldner Sterne Lust;
Nichts lebet, was nicht Deine Gluth durchquille,
Nichts athmet, dem nicht Deine Treu bewußt,
Urquell der Wesen, alles Lichtes Klarheit,
Du ew'ge Harmonie und ew'ge Wahrheit!

Gabst Blumen Duft, Gesang den Nachtigallen,
Den Wipfeln Rauschen, zarten Laut der Fluth,
Gesumm den Bienen, Liebe gabst Du Allen,
Und Alles ruht in Deiner Treue Hut;
Laß auch mein Lied mit süßer Macht erschallen,
Durchdringe Du mein Herz mit heil'ger Gluth,
Laß sel'ger Jugend frische Schöpfungswonnen
Nur einmal noch die wunde Brust durchsonnen.

Blüh' auf, du Bild versunkner Heldentage,
Wo reine Minne lebt' im Christenthume,
In Schwertes Schutz, in sanfter Lieder Klage,
So recht als zarte weiße Himmelsblume.
Wo Treue galt, das Recht mit goldner Waage
Am Throne stand, zu ewig heil'gem Ruhme,
Wo Demuth war der Hoheit süß Geschmeide
Und holde Zucht der Jugend Augenweide.

Noch klingt aus tausendjähr'ger Nacht so milde
Der Sage goldner Klang von Mund zu Mund,
Manch starker Thurm noch prangt in Waldeswilde
Aus Carols Zeit auf stolzem Felsengrund;
Trägt auch zerstört der Helden ernst Gebilde,
Thut uns die Kraft und Treu der Väter kund,
Was hier in Sehnsucht muß die Brust durchglühen,
Ist alte Herrlichkeit, die frisch will blühen.

So will mich ganz die heil'ge Gluth umfangen,
So will die Vorzeit mich im Bild umschweben,
Und holdre Weisen, zartern Klang verlangen,
Als sie wohl sonst durch meine Laute beben!
Mit Blumen seh' ich alte Grüfte prangen,
Die sich mit süßer Blicke Thau beleben,
Vor mir erstehn die Herrlichen, die Klaren,
Der Jungfraun Zier, der frommen Ritter Schaaren.

Es spielen noch die Silberbächlein munter,
Die Sinnblüth ranket blau durch grüne Thale,
Die Sommervögel ziehen hold, und bunter
Als Blumen, hin zum goldnen Morgenstrahle;
Waldrosen schaun wie sonst vom Fels hinunter,
Als sehnten sie zu Schwestern sich im Thale;
Noch singet Nachtigall im Waldesdunkeln
Ihr selig Lied bei ew'ger Sterne Funkeln!

Und dieser Lenz, der stets muß wiederkommen,
Der treuen Gruß der Gottesliebe bringen,
Mit seiner Vöglein Schaar, den heitern, frommen,
Die neuer Zeit die alten Weisen singen,
Mit Blüthenranken, die den Fels umklommen,
Mit frischen Quellen, die durch Blumen dringen,
Er kehrt auch mir in sel'ger Weihe wieder,
Blüht, Rosen! denn, erklinget, sanfte Lieder!

Die drei weißen Rosen.

Erster Gesang.

Johannisfest, das schöne, war gekommen,
Die Rosenwelt erblüht bei Duft und Klang,
Statt Blüthenschnee, den Lenzes Flucht entnommen,
Schmückt das Gefild der Früchte Purpurdrang,
Die, süß und zart, vom milden Strahl erglommen,
Sich funkelnd ranken um den Felsenhang;
Im Thal sang Nachtigall, die Lerch' in Lüften,
Und alles schwamm in Liebe, Lust und Düften.

Es war der König Carl nach schwerem Kriege
Nach Ingelheim zum heitern Fest gegangen,
Daß frische Kraft er schöpft zu neuem Siege
In seiner Pfalz, vom Rheine hell umfangen,
Die sich der Lenz erkor zur Blumenwiege
Wann er im Fluge küßt der Erde Wangen,
Ihr frische Blicke bringt, und frische Lieder,
Und scheidend sagt: mein Lieb! ich komme wieder!

Dem König folgten viele seiner Treuen
Auf seine Burg, die Liebsten ihm zumal,
Die sich mit ihm des Frühlings sollten freuen
Beim Becherklang im hellen Königssaal;
Da weilte Ott' aus Bern, genannt vom Leuen,
Gerhard vom Spiegel auch, das Herz von Stahl;
In Liebe neigt' sich Carols Herz zu diesen,
Die noch vor Allen sich getreu bewiesen.

Allzweie waren tapfrer Väter Söhne,
Die jüngsten noch in Carols Heldenschaar,
Hoch strahlten Beid' in frischer Jugendschöne,
Die helle Stirn umwallt vom braunen Haar,
Freudig in Kämpfen, kundig süßer Töne,
Wie Tauben milde, muthig wie der Aar,
Der Augen Lust, der Seelen Lieb' allzweie,
In Noth und Tod gesellt durch Schwures Weihe.

Held Carols Mutter, Bertha, die vor Allen
Als edle deutsche Frau die Sage preis't,
Erzog die Beiden in den Königshallen,
Die an den Hof gekommen, frühverwais't;
Die Väter waren in der Schlacht gefallen,
Doch auf den edlen Söhnen ruht' ihr Geist,
Und waren Beid' im Frieden, wie im Streite,
Wie Engel stets dem hohen Carl zur Seite.

Als Carl auf Bertha's Dringen lös't die Bande,
Die ihn vereinten Hermingard, der schlauen,
Entsandt' er beide Freund' in ferne Lande,
Nach einer edlern Wahl sich umzuschauen.
Vor allen lieblich blüht' am Neckarstrande
Ein Fürstenkind, die Rose grüner Gauen,
So weit nur deutscher Sänger Töne schallten,
Pries Alles Sie, und ihrer Anmuth Walten.

Als Ott' und Gerhard nun den Rath gepflogen,
Im Stillen erst zu prüfen ihre Wahl,
Da legten sie die Rüstung ab, und zogen
Als Sänger mit der Laute durch das Thal;
Wer beide traf am Blumenrand der Wogen,
Dem ahnet nicht, daß jüngst noch blut'ger Stahl
Die Brust umgab, die all die süßen Lieder
Dem Frühling gab für seine Grüße wieder.

Der Morgen glüht' auf blauer Berge Spitzen,
Als beide Freunde, wandelnd Hand in Hand,
Nicht fern mehr sahn die goldnen Zinnen blitzen
Von Gottfrieds Schloß am heitern Neckarstrand,
Dem herrlichsten von deutschen Fürstensitzen,
Ein Garten blüht ringsum das Schwabenland,
Bis auf die Gipfel wald'ger Felsenhöhen
Ließ siegreich Lenz sein Blüthenbanner wehen.

Und wie sie nun den Berg hinangeklommen,
Wo leuchtend stand die Burg im Morgenschein,
Da sangen sie; es ward ihr Lied vernommen,
Wetteifernd mit der Nachtigall im Hain;
Und Gottfried hieß die Sänger hochwillkommen,
Und führte selbst sie zu den Hallen ein,
Wo Hildegard, von Anmuth ganz umflossen,
Als Rose blüht, die erst der Mai erschlossen.

Das Fräulein stickt' mit kunstgeübten Händen
Ein sinnig Werk, des Fleißes schönste Blume;
Kein Auge mochte sie davon verwenden,
Es war zu Carls, des hohen Königs, Ruhme;
Nur eben wollte sie sein Bild vollenden,
So wie es lebt im stillen Heiligthume
Des Herzens, das, von seinem Glanz getroffen,
Für Ihn nur schlägt in zarter Sehnsucht Hoffen.

Sie hatt' ihn nie gesehn — mit tausend Zungen
Trug doch der Ruhm sein Bild von Land zu Land,
Und in ihr Herz war jedes Wort gedrungen,
So daß der Held wie lebend vor ihr stand,
Wie Palmen, hoch zu Sternen aufgeschwungen,
Vollkommnes Werk von Gottes Meisterhand,
Das kündend spricht in Schönheit, Kraft und Milde,
Daß Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde.

Es zeigt ihr sinnig Bild das kühne Wagen,
Wie siegreich Carl in Sachsen drang hinein,
Bei Oelsenburg mit starker Hand zerschlagen
Die Irmensäul', das Götzenbild von Stein;
Die Franken litten Durst seit vielen Tagen,
Die Sonne brannt', es rann kein Bächelein,
Und lechzend lag mit ausgedörrter Lippe
So Mann als Roß verschmachtend im Gestrippe.

Da betet' Carl, im Glauben sonder Wanken,
Und plötzlich rauschten Quellen durch das Land;
Doch eh mit Lust die tapfern Streiter tranken,
Dem süßen Labungsbronnen zugewandt,
Ermahnte sie der König, Gott zu danken,
Der Rettung noch in höchster Noth gesandt.
In Demuth vor des Höchsten Angesichte
Strahlt' erst der Held im rechten Schönheitslichte.

Und als die Ritter sahn die Kunstgebilde,
Da winkten sie sich zu: so müß' es sein,
Die Carl erkiese, Hildegard die milde,
Die demuthvoll, wie Veilchen blühn im Hain,
Sich einsam weidet an des Helden Bilde,
Ihr Herz erschließt an seiner Strahlen Schein;
Und wie die Ritter seine Thaten sangen,
Die Thränen hell aus ihren Augen drangen.

Nun wollten sie nicht länger suchend weilen
Im Sängerkleid' in grünen Neckarthalen;
Und nur dem König schnell die Kund' ertheilen,
Die Schönste werd' ihm Leid mit Liebe zahlen;
Wer weiß es nicht, wie frohe Boten eilen?
Bald sahn sie Ingelheim am Rheine strahlen,
Und wie der König den Bericht vernommen,
War schon in Ungeduld sein Herz erglommen.

Und als er nun nach Schwabenland gegangen,
Um selbst zu werben um die süße Braut,
Da traf er sie mit hoch erglühnden Wangen,
Die eben auf ihr Werk vollendend schaut,
Das junge Herz vom stillen Weh befangen,
Das sie den Blumen ihrer Hand vertraut;
Ihr ahnet nicht, daß selig sich erfüllte
Der Wunsch, den Unschuld noch sich selbst verhüllte.

Doch höher noch der Jungfrau Wang' entbrannte,
Als in den beiden Freunden sie mit Beben
Das fremde, schöne Sängerpaar erkannte,
Das jüngst belauscht' ihr Weinen und ihr Weben;
Doch Angst und Scheu sich bald in Freude wandte,
Als Carl nun rief: Verzeihe, süßes Leben,
Straf nicht die Ritter um der Sänger Scherze,
Denn Gerhard ist mein Aug', und Ott' mein Herze!

Wohl that ich, Herz und Auge auszusenden,
Um auszuspähen solchen reichen Hort,
So mußt Du nun den Zorn in Milde wenden,
Und grüßen sie mit huldig mildem Wort;
Viel wollte Gott durch ihre Hand vollenden,
In Freud' und Trübsal war ihr Herz mein Hort,
Und wie ich Dich durch Hand des Himmels habe,
Bist Du auch werth mir, als der Freundschaft Gabe!

Als Carl darauf in Welschland eingedrungen,
Um Rom von Desiderius zu befrein,
War auch dies Werk dem kühnen Muth gelungen,
Denn durch der hohen Alpen Wüstenei'n,
Als wie auf Engelsflügeln hingeschwungen,
Zog Carl, und drückt' die ersten Spuren ein
Dem ew'gen Schnee, der hoch auf Felsenbogen
Als Silbergürtel hält das Land umzogen.

Zurückgekehrt war Carl nun von den Auen
Italia's, mit neuem Kranz umwunden,
Von Eisen nur, doch herrlicher zu schauen,
Als je noch Gold und Demant ward erfunden,
Denn diese Krone reicht' ihm das Vertrauen
Der Völker, deren Treu' er sich verbunden,
Die gern den hohen Carl zum Herrn erkannten,
Den sie Befreier, Retter, Vater nannten.

Und von Italiens heiterm Lenzgefilde
Die schönste Blume hatt' er heimgebracht,
Aus alter Zeit manch herrlich Kunstgebilde,
Gemählde, hoher Marmorsäulen Pracht,
Die Orgel auch, mit Tönen tief und milde.
So war er stets mit Fleiß darauf bedacht,
Daß rings gedeihe zu des Höchsten Ruhme
Im großen Reich der Künste Himmelsblume.

Kein Makel sollte mehr das Licht entstellen
Der frommen Züge gottgeweihter Hand,
Die Wissenschaft mit ihrem Licht erhellen
In Herrlichkeit sein hochbeglücktes Land,
Und jedem sollten fließen ihre Quellen;
Denn, sagte Carl, kann gleich des Menschen Hand,
So arm, in nichts vergelten Gottes Liebe,
So freun ihn doch des reinen Willens Triebe.

Und nun, bei Frühlings neuerwachtem Blühen
Sah Carl ringsum belebt des Rheines Strand
Von seiner Völker segensreichen Mühen,
Hier fiel ein Wald, und dort ein Sumpf verschwand;
Die Mühle trieb des Stroms gewaltig Sprühen,
Daß wilde Kraft ein Ziel des Uebens fand,
Und rings umher, im lust'gen Kranz zu schauen,
Erhoben Hütten sich auf Blumenauen.

Gebahnte Wege führten durch die Fluren,
An deren Rande labt' der Bäume Schatten,
Von ihrer Milde Pilger Trost erfuhren,
Erquickt von süßer Frucht auf grüner Matten;
Doch winkten auch der Himmelslabung Spuren
Den Seelenmüden und den Schmerzesmatten,
Sie fanden unter Buchen, hohen Eichen
Der Gnadenbilder viel, zu gutem Zeichen.

Da waren Nachts die Ampeln aufgehangen,
Die unterhielt der frommen Hirten Fleiß.
Es sah von fern das Licht der Wandrer prangen,
Gab Dank dem Herrn, und gab dem König Preis,
Daß er den Weg nun antritt ohne Bangen
Und fromme Christen in der Nähe weiß,
Denn, wie die Ritterburg, empfing die Hütte
Den Pilger gastlich und mit zarter Sitte.

So weit der Rhein, durch Berge sanft gewunden,
Ein Paradies entzückten Augen beut,
Ward Stadt an Stadt, und Schiff an Schiff gefunden,
Und wo der Hügel prangt, den man noch heut
Johannisberg benennt, vom Rhein umwunden,
Da pflanzte Carl wohl zur Johanniszeit
Die Rebe, von Italia hergekommen,
Die stets von heil'ger Gluth noch ist durchglommen.

Vor Allem liebte Carl beim rüst'gen Jagen
Das Land zu schützen vor des Wildes Wuth,
Das kam, die goldnen Saaten zu zernagen,
Und lechzte nach der jungen Bäume Blut.
Das Jagen ist, so pflegte Carl zu sagen,
Gar lustig Ding, das scheucht den bösen Muth,
Befreit von Müßiggang und eitlen Sorgen,
Und hält vor Unlust Seel' und Leib geborgen!

Und Boten kamen her vom Niederrheine
Von Aquis Granis, jenen grünen Wiesen,
Wo wunderklar aus moosigem Gesteine
Durch Wald und Thal viel rege Quellen fließen,
Die muntern Heerden weideten im Haine,
Und da, wo Granus Burg der Thürme Riesen
Einst dräuend streckte über deutsche Fluren,
Wies eine Trümmer seiner Herrschaft Spuren.

Die Boten luden Carl dorthin zu kommen,
Weil rings das Wild des Landmanns Saat verheere;
Sein Herz erglühte, da er dies vernommen,
Er rüstet sich, griff nach Geschoß und Speere,
Hieß Weib und Kind und seine Ritter kommen
Nach Frankenberg, das am beschilften Wehre
Am spiegelhellen See, auf lust'gen Matten,
Wie eine Blume stand in Waldesschatten.

Nunmehr begann ein rüstig Jägerleben,
Davon noch manche alte Kunde spricht,
Carl drang zum tiefsten Wald ein, ohne Beben,
Scheut' Ebers Zahn und Wolfes Rachen nicht,
Er sprach: sie alle müssen sich ergeben,
Weil ja mein Arm nur kämpft für Recht und Licht,
Durft' ich den Höllenteufel selbst bekriegen,
Den Heidenwahn, wie sollt' ich hier nicht siegen?

Denn grimmer kann nicht Ebers Zahn verwunden,
Als wilder Wahn zerfleischt des Menschen Brust,
Und gieriger ward nie ein Wolf erfunden,
Als die der Hölle Schlund ist, böse Lust;
Die Menschheit muß in Christi Blut gesunden,
Das ward durch mich gar manchem Land bewußt,
Da fraß das Heidenthum des Höchsten Saaten,
Wie hier im Feld die wilden Thiere thaten.

So sprach der König, und verfolgt im Fluge
Den wilden Ur tief in des Waldes Schooß,
Fern weggelockt von seinem Jägerzuge,
Auf eine Ebne, wo durch falbes Moos
Ein Bächlein rinnt und rauscht mit holdem Truge,
Hier traf das müde Wild des Todes Loos,
Den Pfeil im Nacken sah es Carol sinken;
Sein lechzend Roß wollt' aus dem Bache trinken.

Trink jetzt noch nicht, sprach Carl, und streicht
den Rücken
Dem treuen Roß, das wendet sich zum Gruß
Zum guten Herrn, will ihm in's Auge blicken,
Und vorwärts setzt es in den Bach den Fuß.
Schnell zieht es ihn zurück, mit Schrein und Zücken
Sinkt's in die Knie, daß Carl hinunter muß,
Und streckt die Hand zum Bache, um zu sehen,
Was seinem Rosse von der Fluth geschehen.

Da dampft der goldne Bach ihm heiß entgegen,
Herzstärkend hob sich draus ein würzger Hauch;
Ei! rief der König, sieh den Gottesseegen,
Natur kocht diese Fluth zu gutem Brauch!
Welch edler Fund! vielleicht auf diesen Wegen
Find' ich bachaufwärts seine Quelle auch,
Sieh doch, wie am Gestein krystallisch sprießen
Die Strahlen weiß und gelb, wo Tropfen fließen!

Das sind mir goldne Blumen, nicht zu zahlen,
Und weiße Sterne mehr als Silber werth,
Wie zierlich wußt' Natur sie auszumahlen,
Doch schien's, als hätte sie kein Lob begehrt,
Da sie die Arbeit barg in diesen Thalen,
Wo Niemand sie entdeckt, war's nicht mein Pferd;
Doch nein, der Zufall dient zu Gottes Zwecken,
Zu rechter Zeit muß Alles sich entdecken.

So redend führt das Roß der König weiter
Den Bach entlang, bergan ging stets der Pfad,
Und mehr und mehr erschien die Waldau heiter,
Bis Carl sich einer niedern Klippe naht,
Aus deren Schlucht der Quell durch Gras und Kräuter
Mit Sprudeln stürzet, wie ein schäumend Rad,
Die Sterne blickten hell in seine Tiefe,
Als wüßten sie, welch eine Kraft da schliefe.

Unweit davon, aus dunkler Kluft entsprungen,
Mit Gold und Blau umkränzt von Lenzes Hand,
Quillt noch ein Bach, fern durch das Thal geschwungen,
Der streut voll Perlen seinen Blumenrand;
Die Vöglein ihre muntern Lieder sungen,
Allwo die Kühlung holde Freistatt fand,
Und spiegelnd schwankten in der Fluthen Scheine
Der Granushalle moosbedeckte Steine.

Der kühle Silberbach, die goldnen Fluthen
Des Schwefelquells, verbrüdert auf der Flur,
Krystallblum' hier, Violen dort an Fluthen,
Des stolzen Heidenthumes schwache Spur,
Die Kräfte, so in beiden Quellen ruhten,
Und diese Huld, die Carol heut erfuhr,
Die Sternenwelt in süßer Pracht erblühend,
Das alles drang in seine Seele glühend.

Und knieend sank er nieder an der Quelle,
Und hob sein Herz zu Gott bei Sternenschein,
Und schwur, er wolle diese Wunderstelle
Zum liebsten Wohnsitz und zur Gruft sich weihn;
Ein Münster solle stehn am Rand der Quelle,
Die Königsburg beim Gotteshause sein,
Er sah im Geist die Waldung licht und eben,
Kapell' und Pfalz, und Haus an Haus sich heben.

O schöne Zeit des Strebens und des Ringens!
O Himmelsgluth in eines Menschen Brust!
O Seligkeit des Schaffens, des Gelingens!
Wem wurdest süßer du als Ihm bewußt,
Dem hohen Carl, und welche Lieder singen's,
Was Er vollbracht zu Gottes Ehr und Lust?
Noch blüht sein Werk, und Stein' und Quellen sagen
Von Seinem Ruhm, von jenen Wundertagen!

Bald brachte Carl in's Werk, was er ersonnen,
Die Quellen perlten hell im Marmorstein,
Zu labungreichen Bades Heil und Wonnen,
Durch Röhren fielen kunstreich sie hinein,
Von oben drang der Strahl der heitern Sonnen
Durch Säulenhallen wohl mit mildem Schein,
Die waren von Gebüschen rings umfangen,
In deren Schatten muntre Vöglein sangen.

Das Münster gründet Carl mit Pracht daneben,
Auch so die Pfalz nach wohlerwognem Plan,
Denn was auf Hof und Gängen sich begeben,
Von seinen Zimmern aus die Augen sahn,
Des Hausherrn Aug' ist ja des Hauses Leben,
Zum Würmlein selbst blickt Sonn' auf ihrer Bahn,
Wo Sonn' und Liebe hin mit Blicken dringen,
Muß Nacht entfliehn und alles wohl gelingen.

Wo Carl noch je verweilt auf seinen Zügen,
Bracht' er die alte Treu nach Aachen heim,
Hier war sein Herz, sein Leben, sein Vergnügen,
Hier pflegt' er einsam seiner Thaten Keim,
Am Quellenrande, wo mit vollen Zügen
Die Biene sog aus Blumen Honigseim,
Ein neuer Gast auf diesen grünen Matten,
Den sie dem König nur zu danken hatten.

Wann Carl die Biene sah an Blumen hangen,
Die süßen Raub begeht, und nicht entstellt
Des Kelches zarten Prunk, die Rosenwangen,
Dann sagt' er wohl: die Blume ist die Welt,
Die Biene ist des regen Geist's Verlangen,
Dem nicht Genuß, nur Emsigkeit gefällt,
Der Alles, was sein Streben konnt' erlangen,
Viel schöner wiedergiebt, als er empfangen.

Darum sei stets der Künstler mir gepriesen,
Der Sänger auch, vor Allen doch der Mann,
Der neues Licht den Sterblichen gewiesen,
Das mühsam er auf eigner Bahn gewann,
In edlen Wissens Drang es froh bewiesen,
Wie frommes Streben klimmt das Ziel hinan;
Doch, wie zum Kranz sich Erd' und Sterne neigen,
Mag jedes Licht des Herrn sich würdig zeigen.

So träumte Carl in grünen Einsamkeiten
Von einem Reich in Glauben, Licht und Liebe,
Das er für Christus tapfer wollt' erstreiten,
Bis auch kein Nebel mehr auf Erden bliebe.
Er maß der fernen Lande öde Weiten
Mit Geistesblick, in nimmer müdem Triebe,
So weit die Sonne mochte Strahlen spenden,
Wollt' er der Heiden Schaar zu Christo wenden.

Denn ob auch Sachsenland schon war bezwungen,
Zwölf theure Geiseln gab zum Unterpfande,
Des Glaubens und der Treu Versicherungen,
Trug es mit Zwang nur des Gehorsams Bande;
Noch hatt' das Licht die Herzen nicht durchdrungen,
Es thronten Götzen noch am Weserstrande,
Und Wittekind, der Held und Hort der Sachsen,
Für Freiheit glühend, sah sein Heer schon wachsen.

Und wie es Carl im Herzen mochte kränken,
Daß Sturm ihm noch des Friedens Palm' entreißt,
Doch wollt' er nicht in Schwermuth müßig senken
Das schaffende Gemüth, den regen Geist,
Vielmehr in kurzer Ruh recht viel bedenken,
Daß rings nur Segen blüht, sein Volk ihn preis't,
Und Werken, die sein hoher Sinn ersonnen,
Trotz allen Stürmen sei ihr Ziel gewonnen.

Zur Winterzeit war alles schon vollendet,
Viel tausend Hände waren rasch dabei,
Wie Carl das Gold und Wein und Nahrung spendet,
Daß jeder rüstig stets am Tagwerk sei;
Carl selbst war überall, wie Sonne sendet
Zum kleinsten Winkel ihre Strahlen frei,
Den Diamant im tiefsten Schacht erschließet,
Indeß sie Licht auf zarte Knospen gießet.

So stand die Pfalz, das Münster schön erhaben,
Die blanke Stadt, von Mauern rings umzogen,
Nach Ingelheim ging Carl nun, sich zu laben,
Es folgten alle, denen Er gewogen,
Der Ritter Preis, die schlanken Edelknaben;
Bald war der herbe Winter fortgeflogen,
Gesang und Tanz bei muntrer Flamme Sprühen
Gab Abends Rast nach edlen Wettkampfs Mühen.

„Wie hat es nur dem rauhen Nord gefallen,
Als er am ersten Wintertage blies,
Daß er auch einmal nun auf stolze Hallen,
Auf hohe Thürme, schöne Häuser stieß,
Die widerstanden seinen Wirbeln allen,
Da sich noch jüngst so öd die Gegend wies,
Wo er, bis seine grimme Wuth sich kühlte,
Wie leichte Spreu der Hütten Bau durchwühlte?"

Und aus dem Dome träumend, langsam, wankte
Der Jüngling, unbewußt wohin er ging,
Bis tief zum grünen Hain, wo Epheu rankte,
Der Lüfte Odem duftend ihn umfing,
Gewiegt auf lust'gem Quell das Flimmern schwankte
Des Abendgolds, das über Felsen hing,
Beim zarten Rauschen duftiger Krystallen,
Beim Gruße traumerwachter Nachtigallen.

Da war's, wo unter Tönen, Düften, Blüthen
Die Sehnsucht um ihn schlang den Lilienarm,
Daß Thränen hell auf seiner Wange glühten,
Wie seiner Liebe Sehnen, rein und warm;
Gleich weißen Rosen auf dem Blau, erblühten
Die Sterne nun, und milder ward sein Harm,
Als wollte nun ihr Licht am Aether prangen,
Und Frieden leuchten seiner Seele Bangen.

Und Otto sprach: wie hold der Fluren Stille,
Die Abenddämmrung, ferner Sterne Flimmer,
Wie wunderreich des Bodens Blumenfülle,
Die trunkne Welt versinkt im Liebesschimmer!
O schlage bang nur, Herz, du Thräne, quille!
Wie diese Thräne süß war Lust mir nimmer,
Du himmlisch Sehnen, ahnungsvoll Verlangen,
Kann, wer dich hegt, nach süßerm Glücke bangen?

Wo ist sie hin, die ich noch kaum gefunden,
In welchen Räumen irrt mein Sehnen nur?
Kaum sah ich sie, so war ihr Licht verschwunden,
Zieht trunken fort mein Herz auf seine Spur.
Ihr Sterne, deren Huld ich nie empfunden,
Eh ich vom Licht des süßen Blicks erfuhr,
Sagt, schwebte Sie von Euren Höhen nieder,
Blickt Sie aus Euch in meine Seele wieder?

O Du, der ich nun ganz mich ewig weihe,
Und wärst Du gleich verschwunden, ewig fern,
Zu hohen Thaten trank ich Himmelsweihe
Aus deinem Blicke, meines Lebens Stern!
Haucht, wie die Ros' in Düften, stille Treue
In Thaten nur ihr glühend Leben gern,
So wirst du einst an meinem Ruhme kennen
Die Liebe, so dir nie die Lippen nennen!

So will ich denn nicht mehr in diesen Gründen
Um dich mich härmen, einsam sinnen, klagen,
Nicht spurlos kann ein solches Licht verschwinden,
Und wer das Höchste will, darf nicht verzagen;
Sei's wo es sei, ich muß dich wiederfinden,
Mein Leben noch um Deine Liebe wagen,
Und sollt' ich nie den schönsten Lohn erwerben,
Süß ist's um dich zu leiden, süß zu sterben!

Fahr wohl denn, Quell, wo ich die ersten Zähren
Der Minne weinte, anmuthvoller Ort,
Den mir Erinnrung ewig wird verklären,
Duft' immerhin, und strahl' und ries'le fort,
Mögst jeder Brust die reine Lust gewähren,
Die mir entquoll aus deinem Blumenhort,
Ich sah des süßen Frühlings Licht und Leben,
Der Liebe Bild auf deinen Fluthen schweben!

O, wie so lieblich noch die letzte Rose
Des Abendscheins in blauer Ferne glüht!
Der Leuchtwurm hier auf dunkler Klippen Moose
Den Flammenthau, die kühlen Funken sprüht!
Du süßer Friede, milder Lust Gekose,
Du stilles Reich, wo Alles liebt und blüht,
Fahr wohl! mich rufen meines Lebens Sterne
Zu Sturm und Kampf hinüber in die Ferne!

Und freudig eilt der Jüngling nun von dannen,
Zur Königspfalz, die leuchtet schon von weiten,
Der goldne Mond blickt durch die schlanken Tannen,
Die tönend schlägt der West als Harfensaiten,
Sanft rieselnd über Kies die Bächlein rannen,
Das hohe Lied der Wipfel zu begleiten,
Und wie betäubt, mit glüh'nden Busens Wallen
Tritt Otto schwankend in die Königshallen.

Zweiter Gesang.

Im kühlen Saal von Stein saß Carl, umgeben
Von Weib und Kind, bei lust'ger Flamme Schein;
Frau Hildegard begann ein künstlich Weben,
Und ämsig spannen rings die Jungfräulein;
Den Blumen gleich in Demuth schien ihr Leben,
Den Bienen gleich, in holdem Fleiß, zu sein;
Die Ritter lauschten ihres Blicks von weiten,
So war es nicht zu Hermingardis Zeiten!

Denn die Lombardin hatte fremde Sitte
An Carols Hof gebracht, und eitlen Tand,
So daß man sie in ihrer Fräulein Mitte
Am Werkeltag in vollem Schmucke fand,
Die müßig saß, und es von keiner litte,
Daß sittig sie die Arbeit nahm zur Hand,
Da doch vor Allen sollten Königinnen
In Tugend leuchten vor den Dienerinnen!

Mein feiner Ott', wo bist denn du gewesen,
Rief König Carl, hat dich die Elf' entführt?
Hör' an, hier war ein allzulieblich Wesen,
Das jedes Herz durch süße Thränen rührt;
Noch hat sie keinen Ritter sich erlesen,
Vielleicht bist du zur hohen That erkührt,
So gieb ein Zeichen, sprich, du lieber Knabe,
Was ich von zarter Hand für dich wohl habe?

Von zarten Fraun, vom süßen Heiligthume
Der keuschen Huld, sprach Otto sittiglich,
Wird Alles, was sie reichen kann, zur Blume,
So mein' ich, Blumen duften hier für mich;
Und wie die Rose ist der Blumen Blume,
In Unschuld, weiß verklärt zum Sterne sich,
So darf ich liebend, hoffend, glaubend denken,
Du werdest mir drei weiße Rosen schenken.

Da lächelt Carols Blick aus braunen Locken,
Er drückt das Schloß von einem goldnen Schrein,
Drinn glänzten, weiß wie frischgefallne Flocken
Drei Rosen in des Thaues klarem Schein;
Und Otto traut den Augen nicht, erschrocken,
Wie gleich sein Herz ihm gab die Wahrheit ein;
Die Thauesperlen, wähnt der Jüngling trunken,
Sind Thränen, der Geliebten Aug' entsunken.

Und Angst und Sorge nun um Wonne tauschend,
Stand Otto, sinnend in des Harrens Qual,
Die Ritter staunten, seinen Blick belauschend,
Der auf die Rosen sank als Liebesstrahl;
Und plötzlich öffnen sich die Pforten rauschend,
Ein neuer Glanz erfüllt den Königssaal,
Es ist das Licht der Lieblichsten der Frauen,
Süß, wie der Morgenstrahl auf Blumenauen.

Erbebend wendet sie mit glüh'nden Wangen
Den feuchten Wonneblick zu Otto hin,
Dann neigt sie sich, und anmuthvoll umfangen
Hielt sie mit zartem Arm die Königin,
Und sprach: du süße Palma, laß dein Bangen,
Und nimm mich gern als zweite Mutter hin,
Verkünd' uns nun dein Leiden und dein Hoffen,
Dir steht diese Burg der Unschuld offen.

Den Ritter siehe hier, vom rothen Leuen,
An Carols Hof von Kindheit an erblüht,
Ihn heißen alle Otto, den Getreuen,
Denn edel ist und herrlich sein Gemüth,
Daran sich Gott und Menschen müssen freuen,
Weil frommer Muth die reine Brust durchglüht.
Ist er zum Hort und Ritter dir erkoren,
Dann hoffe fest, dann bist du nicht verloren!

Und Palma hob das Auge voll Vertrauen
Zum Himmel auf, und sagte: Gottes Hand
Hat mich geführt durch ferne öde Gauen,
Durch finstre Wälder von der Dymol Strand
Bis her zu dir, zu diesen Friedensauen,
Wo jeder Schmerz vor deiner Huld verschwand;
Ein neues, nie gekanntes süßes Leben
Fühl' ich an deinem Throne mich durchbeben!

So mein' ich, war's dem Täubchen einst, dem bangen,
Das Noah's Arche barg im dunkeln Schlunde,
Bis daß der Erde thränenreichen Wangen
Der Morgenstern gab neue Liebeskunde,
Die Nebel flohn, die trüb die Welt umfangen,
Am Himmel blüht' das Licht vom neuen Bunde,
Das Täubchen durfte nun der Arch' entschweben,
Die Lüfte trinken, und die Flügel heben!

Es flattert weit, der Arche treu gewogen
Blickt es nach ihr zurück im frommen Muth,
Und wie's mit Lust die klare Luft durchflogen,
Zur Mittagszeit auf einem Berg es ruht,
Wo ein Olivenbusch am Rand der Wogen
Dem Täubchen bot des Obdachs sichre Hut,
Da pflückt's ein Oelblatt sich zu gutem Zeichen,
Und flog alsbald, es Noah darzureichen.

So blick' auch ich zurück zum schönen Lande,
Das jetzt nur noch des Irrthums Nacht umwebt;
Das mit der Sorben Volk im schnöden Bande
Vor seiner Götzen blut'gen Priestern bebt;
O, wär' ich doch ein Täubchen, das, zum Strande
Heimkehrend, mit des Friedens Oelzweig schwebt,
O heilges Kreuz! säh' ich in Weserthalen
Dein Gnadenlicht als Bundeszeichen strahlen!

Du holdes Kind, sprach Carl mit milden Tönen,
Meinst du, daß dieses nie geschehen mag?
Meinst du, die Hölle werde Gott verhöhnen,
Und ihm sein Werk verhindern Tag für Tag?
O nein, gut Streben wird gut Ende krönen,
Hoch strebt der Keim, der erst im Boden lag,
Drum sey getrost, und sag' uns all dein Leiden,
Und wie du Christinn wurdest unter Heiden?

Und Hildegard sprach: ruhn im Eichenhaine
Zu Bardewigk nicht im geweihten Land
Des heil'gen Marianns, Aegihsts Gebeine,
Der Jünger, welche Jesu noch gekannt?
Sie starben dort in Martern, doch die reine
Gottsel'ge Lehre schon in Blüthe stand,
Auch Sankt Goar, Marcellus, Anglus kamen,
Den Deutschen zu verkünden Jesu Namen.

Durchdrungen von der Liebe aller Liebe,
Durchdrungen von des Heilands sel'ger Gluth,
Hin gaben sie, daß nicht ein Zweifel bliebe,
Als Siegel ihrer Lehr' ihr Herzensblut.
Das waren fromme, starke Glaubenstriebe!
Das war der ersten Christen Heldenmuth!
Sie lächelten im Sterben, und sie priesen
Den ew'gen Gott, der sich so mild bewiesen!

Sie mußten all', die reinen Opfer, bluten,
Mit Martern ihre fromme Liebe zahlen,
An der durchbohrten Herzen Purpurgluthen
Entzündeten sich rings des Glaubens Strahlen,
Und siegreich prangt' das Kreuz an Donaufluthen,
Am heil'gen Rheine, in der Unstrut Thalen.
Der Heiden Wuth stürmt hin, wie Meereswellen,
Das Kreuz ist Fels, daran sie selbst zerschellen.

Zu Deutschlands Wäldern rief innbrünstig Sehnen
Winfried, der stolzen Britten Königssohn,
Der griff zum Kelch der herben Leidensthränen,
Und floh die Heimath und der Väter Thron;
Um Wahrheit gab er hin der Erde Wähnen,
Die goldne Krone um die Dornenkron,
Thüringer wohl den Gottgesandten kennen,
Und Sachsen selber ihn mit Ehrfurcht nennen.

Und wurde gleich bei Thüringern und Catten
Von Heiden wiederum das Licht verdrängt,
Und mußten sie sich flüchten in die Schatten
Der Waldesnacht, in Hölen eingezwängt,
Ließ doch nicht Gott der Christen Herz ermatten,
Der diese Prüfung über sie verhängt,
Und viel der Frommen giebt's in deutschen Landen,
Sie schmachten noch in herben Zwanges Banden.

Ja, hohe Frau! sprach Palma, wohl erfahren
Hast du von meiner armen Heimath Leiden,
Die rings umher bedrängt von Wendenschaaren,
Und von den Sachsen, den bethörten Heiden,
In ihrem Schooß sieht wüthen die Barbaren,
Die grausam sich an unsern Qualen weiden,
Die Falschen, die, meineidig und vermessen,
Zu Götzen beten, da sie Gott vergessen!

Ein niedres Dach nur schützt vor Sturmes Wüthen
Den wilden Sachsen auf der heim'schen Flur,
Der Rosse tummeln mag, die Heerden hüten,
In Fluth und Wald verfolgt der Beute Spur.
Blauäugig, goldgelockt, schlank, frisch wie Blüthen,
Sind diese freien Söhne der Natur,
Die Stirn, wie Schnee, der Rose gleich die Wange,
Schnell wie das Reh, und vor dem Tod nicht bange.

Doch Jugend, Schönheit, Kraft, sind in den Ketten
Des Wahns, das Edle ist der List erlegen;
Von deiner milden Herrschaft sich zu retten,
Verbündeten die Sachsen sich verwegen
Den Sorbenwenden, und erwählten Ketten
Des Götzendienstes für des Glaubens Segen,
Sie ahnen nicht der Höllenmacht Bestrickung,
Und wähnen frei sich in der Unterdrückung.

Der heil'ge Winfried, den ein zart Erbarmen
Zu deutschen Völkern rief, die Blindheit deckt,
Ließ meiner Mutter junges Herz erwarmen
Am Himmelsstrahl, der Lieb' und Glauben weckt;
Als Kind hielt er sie segnend in den Armen,
Die seiner pflegt', im Waldgeklüft versteckt,
Ihm Speise bracht' und seinen Worten lauschte,
Die Erdenkost um Himmelskost vertauschte.

Maria nannte Bonifaz die Blüthe,
Die sich an seiner Strahlen Licht erschlossen,
Ihr Vetter Hugo, der aus dem Geblüte
Der tapfern Kefernburger war entsprossen,
Schön, muthig, und wie sie voll Huld und Güte,
Begleitet sie zum Heil'gen unverdrossen,
Doch sehnt er sich nach munterm Scherz und Spielen,
Weil ihm die ernsten Lehren nicht gefielen.

Als dies der fromme Bonifaz vernommen,
Sprach er: sahst, Hugo, wohl die Vögelein
Zu fremder Brut mit Atzung freundlich kommen,
Wenn sie nach Nahrung schreit im öden Hain?
So auch dein Herz, von Milde zart erglommen,
Hört fremde Noth, stillt gern auch meine Pein,
Doch muß dein Mitleid sich auf Christum gründen,
An Ihm sich erst zu heil'ger Gluth entzünden.

Die Milde, die Natur uns hat gegeben,
Mit ihrem Strahl durch alle Wesen dringt.
Im Raubthier selber muß Erbarmen leben,
Das seine Beute seinen Jungen bringt.
Das Thier hat nicht Verdienst noch Schuld, ergeben
Dem blinden Trieb, der Neigung, die es zwingt,
Der Mensch, der Wahl und Willen hat empfangen,
Muß durch die Gnade erst zum Licht gelangen.

Es werden oft die edelsten der Triebe
Der Hölle dienstbar durch des Bösen Trug,
Der böse Geist ist Haß, Gott ist die Liebe,
Die Lieb' ist weise, und die Hölle klug;
Nicht Einer lebt, der reines Herzens bliebe,
Es löse denn die Gnade ihn vom Fluch,
Nichts thut der Mensch, was seiner Seele schade,
Legt er sich kindlich an das Herz der Gnade.

Noch manches sprach der theure Freund zum Knaben,
Es fiel sein kräftig Wort auf gutes Land,
Und Hugo kam nun stets mit Liebesgaben,
Mit Früchten, Blumen, in der kleinen Hand,
Sich an des Heil'gen Wort und Blick zu laben,
Darinn er bald all seine Wonne fand.
Einstmals war schon der lichte Mond erglommen,
Und waren noch die Kinder nicht gekommen.

Als golden nun der nächste Morgen tagte,
Und Wald und Felskluft nirgend Nahrung bot,
Erwartet' Bonifaz, der Unverzagte,
In Seelenruh den grimmen Hungertod:
Und Hymnen sang der fromme Mund, nicht klagte
Sein Herz, er sprach: Gott kennt ja meine Noth!
Und horch, in Lüften rauscht's, und mild und mächtig
Schwebt über ihm ein Adler hoch und prächtig.

Der hielt den Raub in den gewalt'gen Krallen,
Es war ein Thunfisch, zappelnd, noch am Leben,
Urplötzlich ließ der Aar ihn niederfallen,
Im Morgenlicht sah Winfried ihn entschweben:
Du großer Gott! wie mild meinst Du's mit allen,
Wer will dein Lieben zu ergründen streben?
Rief Bonifaz, und fühlt des Hungers Triebe
Gestillt, so wie er sah des Himmels Liebe.

Die Kinder hatt' an jenem Tage ferne
Ein seltsam Wild gelockt tief in den Wald,
Das schien als ließ sich's greifen leicht und gerne,
Doch nahten sie, so floh es alsobald,
Und immer lockt' es wieder, bis die Sterne
Erglommen, und die Nacht kam, rauh und kalt;
Da weinten Beide, daß sie so vermessen
Um Jagens Lust den theuern Freund vergessen.

Wie priesen Gott sie, daß er nicht verschmachtet,
Wie staunten sie, ob solchen Wunders Huld,
Doch Bonifaz sprach liebreich: Wohl beachtet,
Ihr Lieben, jenes Wild, das ist die Schuld,
Die Sünde, welche uns zu locken trachtet,
Stets Glück verheißt der Wünsche Ungeduld,
Und gaukelnd auf der Irrbahn uns verblendet,
Bis fern die Heimath, und der Tag sich endet!

O, könnt' ich Alles, Wort für Wort, berichten,
Was mir die theuern Aeltern oft erzählt,
Wie, nimmer rastend von den heil'gen Pflichten,
Von Heldengluth die sanfte Brust gestählt,
Sankt Bonifaz, die Bahn des Herrn zu lichten,
Deutschlands Apostel hieß, von Gott erwählt,
Und wie er, ringend nach dem höchsten Lohne,
Im Friesenland empfing die Martyrkrone!

Als Bonifazius auf Gottes Wegen
In Thüringen zum drittenmale war,
Gab er Marien und Hugo noch den Segen
Zum ew'gen Bund am heiligen Altar.
Dann ging er fort, es mocht' ihn tief bewegen,
Er wußt' es wohl, er schied auf immerdar.
Den Jünger Willo ließ er als Vermächtniß
Im Land zurück, zu seiner Treu Gedächtniß.

Thüringen, das vor vielen hundert Jahren
Vereint mit Franken, herrschend ob dem Rhein,
Mit unbesiegbar freud'gen Heldenschaaren
Drang stürmend in die stolze Roma ein,
Hat zwar des Glückes Unbestand erfahren,
Doch Sitte, Kunst und Reichthum blieben sein;
In Büchern nicht, in Liedern, die nicht sterben,
Blühn Sagen, die von Sohn zu Sohn sich erben.

Von Gott begabt aus seiner Liebe Fülle
Prangt meine Heimath reich an Frucht und Wein,
Auf Blumenmatten tönt ein froh Gebrülle
Der Heerden, Silberglöckchen klingen drein,
Zum Zeichen, daß Krystall der Schooß verhülle,
Entspringt dem Fels der Quell krystallenrein,
Und Silber, Erze, Kupfer, tief in Schlünden,
Des Lichtes Walten in der Nacht verkünden.

Nicht blut'gem Götzendienst, dem Römerglauben
War ehmals zugethan mein Vaterland,
Es thronten, hoch auf Klippen, tief in Lauben,
Der Bilder viel, geformt von Menschenhand;
Hier sah man Venus mit den weißen Tauben,
Die lächelnd sich dem Meeresschaum entwand,
Die stolze Juno dort mit ihren Pfauen
Im runden Tempel, ganz aus Stein gehauen.

Als Bonifaz mit heil'gen Eifers Walten
Den Heidentand zerschlug zu Gottes Preis,
Sah er im Hain die schnöden Truggestalten
Aus Marmor schön geformt mit Kunst und Fleiß;
Er eilt' alsbald die Bilder zu zerspalten,
Und rief: o seht! wie schlau die Hölle weiß
Die Himmelsblüthe Schönheit zu entwenden,
Daß sie als Waffe dient der Sünde Händen!

O, Venus Mildigkeit ist nur erlogen,
Und Juno's Gottheit ist ein eitler Wahn,
Nicht aus dem Schaum und Abgrund wilder Wogen,
Vom Himmel kam die Liebe, angethan
Mit zücht'ger Huld, nicht Tauben girrend, flogen
Umher, Ein Täubchen nur auf ihrer Bahn
Schwebt blendend weiß auf reinem Aetherstrome
Als Silberblüth' vom blauen Himmels-Dome.

So sprach der heil'ge Mann, und, wo nur eben
Die starke Hand zerschlug das Venusbild,
Sah man ein weißes Kreuz sich nun erheben,
Aus dessen Glanz den Frommen Labung quillt.
Gern ließ ich dort von Träumen mich umschweben,
Wo Luft und Duft im Schatten war so mild,
Und Blumen, Früchte sproßten aller Arten,
Und heimisch blieb mein Herz im Gottesgarten.

Einst ruht' ich sanft allda auf weichen Moosen,
Indeß mein Vater jagt mit' seiner Schaar,
Fernher nur schallt' zu mir der Jagdlust Tosen,
Der Mond ging auf in Schönheit wunderklar,
Da sah ich dicht am Quell drei weiße Rosen,
Davon der Hain erfüllt mit Dufte war,
Das weiße Kreuz glänzt' in des Mondes Helle,
Und spiegelt' sich als Lilj' im reinen Quelle.

Die Rosen strömten süßer ihre Düfte,
Die Sterne blickten in mein Herz hinein,
Die Wipfel wogten sanft im Hauch der Lüfte,
Der Wald erblüht', ein lichter Rosenhain.
Und zu der Quelle strömt' vom Felsgeklüfte
Hin auf das Kreuz ein milder Rosenschein,
Mein ganzes Herz durchzuckt' ein wonnig Beben,
Als ich das süße Licht zu mir sah schweben.

Und aus dem Licht erblühten drei Gestalten,
Die schauten ernst und lieblich auf mich hin,
Und eine Rose sah ich jede halten,
Die Erste sprach: vernimm nun, wer ich bin,
Ich bin die Liebe, selig ist mein Walten,
Nimm, sanfte Palma, meine Rose hin,
Bewahr sie treu, in zarter Unschuld Händen
Wird sie die Blicke nur zum Himmel wenden.

Die Zweite sprach: mich darfst du Glaube nennen,
Die Rose bring' ich von der Himmelsflur,
Die nimmermehr sich wird von Liebe trennen,
Weil ich durch sie vom Himmel erst erfuhr,
Umfange sie, bald wird dein Herz sie kennen,
Lieb' ist im Glauben, Glaub' in Liebe nur,
Die Hoffnung wollt' uns Beiden Gott gesellen,
Sie wirft den Anker in des Lebens Wellen.

Die Dritte sprach mit süßen Lächelns Kosen:
Du holdes Kind mit demuthvollem Sinn,
Nimm zu des Glaubens und der Liebe Rosen
Der frommen Hoffnung ew'ge Blume hin,
Dir glänzt dein Stern, trotz aller Stürme Tosen,
So lang' ich dir im Herzen leuchtend bin,
Gedenk' nur stets in Freuden, wie in Mühen,
Daß wir am Kreuz, drei weiße Rosen, blühen.

Siehst du zu unsrer Hut den starken Leuen?
Das ist die Kraft, der Liebe beigesellt,
Die schützt die Himmelsblüthen wohl mit Treuen,
Und macht der Liebe unterthan die Welt!
Was zitterst du? Den Leun sollst du nicht scheuen,
Da nur durch ihn der Hölle Bau zerfällt,
Vertraue fest des edlen Muthes Triebe,
Mild ist die Kraft und kräftig ist die Liebe!

So hege treulich dann in herben Leiden
Die weißen Rosen, die für dich erblühn,
Und laß sie nichts von deinem Herzen scheiden,
Wo sie als Hoffnung, Glaube, Liebe glühn;
Stets wird ihr Licht dein weinend Auge weiden,
Als Hort und Labung in des Lebens Mühn,
Selig die Wangen, selig, die da weinen,
Sie tröstet Gott, und nennet sie die Seinen!

So sprach sie und verschwand — ein sehnend Bangen
Erfüllt mein Herz, ich sah in meiner Hand,
Beperlt von Thau, die weißen Rosen prangen,
Die eben noch geblüht am Quellenrand;
Ich hatte durch ein Wunder sie empfangen,
Als treuer Gottesliebe süßes Pfand,
Wie sie der Lenz erschloß in grünen Thalen,
Seht sie noch jetzt in frischer Blüthe strahlen!

Zum Schmerz war meine Kindheit auserkoren,
Der schwerumwölkten Frühlingssonne gleich;
Die süße Mutter hab' ich früh verloren,
Ihr reiner Geist entfloh zu Gottes Reich,
Als sie den Sohn, das holde Kind, geboren,
Von unserm Stamm der letzte Hoffnungszweig.
Ein bittersüßer Quell von Lust und Schmerzen,
Erwuchs mein Ernst an meinem Schwesterherzen.

Der blauen hellen Augen reine Milde
Rief die verklärte Mutter mir zurück,
Als grüßte sie vom ew'gen Lenzgefilde
Mich liebevoll mit ihrem sanften Blick.
Ein jeder Zug glich ihrem Engelsbilde,
Mahnt' süß und herb' an das verschwundne Glück;
Hold aufgeblüht in Liebe, Leid und Wonne,
Sah schon mein Ernst die zwölfte Frühlingssonne.

Da kamen bärt'ge Sorben mit Geschmeide,
Bernstein und Spangen vor des Schlosses Thor.
Ernst eilt' herbei mit kindisch holder Freude,
Der manch ein buntes Spielwerk sich erkor.
Dies war der Same, der, zu stetem Leide,
Des Unheils bittre Früchte trieb empor,
Zeit blieb den Argen alles zu erspähen,
Da sie sich Ernst zum Opfer ausersehen!

Ihr kennt die Sorben, die von schroffen Küsten
Entfernter Meere, neblicht, rauh und kalt,
Die Kies und Moor nur zeugen, sand'ge Wüsten,
Voll ries'ger Föhren, die des Nords Gewalt
Stets grünbewehrt sich stolz entgegenbrüsten,
Wo Meeresfluth den Kreidefels umhallt,
Gelockt vom Südeshauch nach mildern Landen
Hinströmend, eine neue Heimath fanden!

Der schlimme Stamm ist an der Frucht zu kennen,
Rauh, mißgestaltet, bräunlich, frech und wild,
Wer Sorben nur gesehn, nicht würd' er nennen
Den Menschen Gottes Werk und Ebenbild.
In ihrer schwarzen Funkelaugen Brennen
Der Hölle List und arge Bosheit quillt.
In jeder Kunst, in jeder Sprach' erfahren,
Ziehn sie von Land zu Land mit ihren Waaren.

Mit Freudigkeit, und reichlich sie begabend,
Kos't Ernst die Nattern, die sein Herz umwanden.
Es war an jenes Unglückstages Abend,
Als sinnend wir auf hohem Söller standen;
Die Lüfte wehten Düfte, kühl und labend,
Wie Geistergruß aus unbekannten Landen,
So milde war der stillen Nacht Gefunkel,
Daß es uns zog aus unsrer Hallen Dunkel.

Mein Bruder ging mit uns zum Felsengarten,
Der tief zum Thal sich senkte, blumenreich,
Hier pflegt' mein Ernst der Vöglein hold zu warten,
Die grüßten flatternd ihn von jedem Zweig.
Hier war es, wo die Mörder lauschend harrten.
O, herber Schmerz, dem nichts auf Erden gleich!
Hier war's, wo stürzend aus den Felsenriffen,
Und, Probo! schreiend, sie den Knaben griffen!

Mein Vater fiel sie an mit starkem Arme,
Da schwirrt' ein Pfeil, der tödtlich traf sein Herz;
Ernst rief nur noch: daß Gott sich mein erbarme!
Da rissen ihn die Räuber waldeswärts.
Der Himmel blieb so hell bei meinem Harme,
Die Erde blieb so schön bei meinem Schmerz!
In Blumen lag mein Vater bleich und ächzend,
Ich tränkte seine Lippen, blau und lechzend.

Ich tränkte sie mit Wasser aus der Quelle,
Ich warf den Schleier auf die blut'ge Brust.
Noch einmal schlug er auf die Augen helle,
Und mich umfing der Hoffnung Himmelslust!
Doch ach! wie bald zerrann der Freude Welle,
Als er nun sprach: mein Tod ist mir bewußt!
Doch sey getrost; behüten wird mit Treue
Die weißen Rosen der gewalt'ge Leue!

Die Sorben sind's, die meinen Ernst mir stahlen,
Dem Probo will ihn opfern ihre Wuth.
Ich kenne ihren Pfeil, mit gift'gen Strahlen
Trifft er das Herz, entzündend Todesgluth.
Sie lauschten oft wohl hier in diesen Thalen,
Und sahn das zarte Kind ohn' alle Hut,
Da ihre Späher schon in diesen Landen
Zu vielem Unheil Weg und Mittel fanden!

O, flieh dies Reich, vergiftet schon, umflochten
Von schnöder List und grimmer Mordbegier!
Flieh, eh' die Wenden uns noch unterjochten,
Die Unschuld wandelt unter Gott's Panier!
Zu Franken geh, die stets für Christum fochten!
Zu Carol geh, dein Engel sei mit dir!
Aus allen Sternen will ich aus den Weiten
Des Himmels auf dich blicken und dich leiten!

O Palma sieh! Maria lächelt wieder,
Ich komme nun, ich lebte schon nicht mehr,
Als du, mein Leben, mit dem Lichtgefieder
Als Sel'ge wogtest durch das Sonnenmeer!
Horch! alle Sterne singen Jubellieder!
Fühl, Himmelsrosen wehen Düfte her.
Entzücken, Wonne, süßes Herzensbrennen,
Bist Du's, was Tod die blöden Lippen nennen?

Ja, Preis und Heil, der Schmerz ist überwunden,
Das Herz erquickt, das Bangen ist gestillt!
In Lebensfluthen werd' ich nun gesunden
Von allem Weh, wo süße Liebe quillt.
Wo ist dein Stachel, Tod, wo sind die Wunden,
Wo ist dein Sieg, du Hölle, wutherfüllt?
O, meine Palma, stille deine Thränen,
Mein Leben war nur noch ein Todessehnen!

Nein, weine nicht, was sind so Lust als Leiden
Des Erdenlebens, das ein Hauch zerstiebt?
Was ist der Tod? Er ist ein kurzes Scheiden,
Das wahres Heil für flücht'ge Träume giebt.
Der Vater ist mit Allen, welche leiden,
Und selig ist die Seele, welche liebt!
So sprach er lächelnd, und in süßem Frieden
Zum Himmel blickend, war er hingeschieden!

Der fromme Priester Willo, dessen Zelle
Am Fuß der Burg im Frühroth leuchtend stand,
Der treue Freund, deß Auge, blau und helle,
Den Himmel kund gab als sein Vaterland,
Kam früh des Wegs vorüber, zu der Quelle,
Wo er mich betend bei der Leiche fand.
Da strömte Trost von dem geweihten Munde
Des Himmels Balsam in die Herzenswunde.

Auf einer Bahr' aus frischentknospten Zweigen
Ward bald der theure Leichnam fortgetragen.
Laßt mich von alles Volkes Leidsbezeigen,
Dem Händeringen, Schluchzen, Weheklagen,
Von unsrer Diener heißen Thränen schweigen,
Daß nun ihr Vater, Freund und Hort erschlagen,
Ein blutig Opfer wilder Mordesknechte
Der Liebevolle, Treue, der Gerechte!

O heilge Fluth der Liebe, reine Thränen!
Wie treulich gebt ihr von der Heimath Kunde!
Wann in den Abgrund wir zu sinken wähnen,
Ist Himmelsthür die tiefe Herzenswunde,
Ein Engelsfittich unser glüh'ndes Sehnen,
Der Ewigkeit Gewähr die Leidensstunde,
Wohl hab' ich das im tiefsten Weh gefühlt,
Wann Gottes Hauch mein müdes Herz gekühlt!

Ich faßte Muth durch wilder Waldung Weiten
Zu dir, du großer König, hinzuziehn,
Nur Willo durfte schützend mich begleiten,
Der Morgen sah auf leichtem Roß uns fliehn.
Wohl waren uns auf unsrer Fahrt zur Seiten
Des Himmels Schaaren, lichte Seraphin,
Sonst wären wir den wilden Räuberhorden,
Auch grimmen Thieren wohl zur Beute worden!

In düstrer Nacht, bei rauher Stürme Tosen
Bot Waldgeklüft uns sichre Zuflucht dar,
Mein Heiligthum, die weißen Wunderrosen,
Empfing ein Felsstück dann als Hochaltar.
Lind wiegt' in Schlummer mich der Düfte Kosen,
Durch meine Thränen schien ihr Leuchten klar.
Das grüßte mich, wie aus der Himmelsferne,
Als Rosen bald, und bald als süße Sterne.

Jüngst, als der Mai mit wonniglichem Prangen
Die Flur geschmückt mit frischem Blüthenkleid,
War ich frühmorgens aus der Kluft gegangen —
Noch schlummert' Willo — süße Trunkenheit
Weht' aus den Düften, junge Lerchen sangen,
Und Lindrung kam vom Himmel in mein Leid,
Und als, wie Vöglein, rings die Blicke flogen,
Begrüßten rauschend mich des Rheines Wogen!

Ich war am Ziel! Ich sah die hellen Zinnen
Der Ritterburgen auf den Felsenhöhn,
Wo Quellen rieselnd durch die Thale rinnen,
Und alles blüht' und leuchtet', klar und schön.
Der frohen Kunde Dank mir zu gewinnen
Wollt' ich nun schnell zum theuern Willo gehn,
Doch als ich mich zur Höle hingewendet,
Blieb ich erstarrt, von Wunderglanz geblendet.

Der Fromme strahlt' auf dunkler Lagerstätte,
In seliger Verklärung Friedenslicht.
Die bleiche Hand gefalten im Gebete,
Ein Lächeln blüht' auf seinem Angesicht.
Voll Ehrfurcht nahte ich der heil'gen Stätte,
Und duft'ger, goldner Himmelsschlüßlein Licht,
Die ich ihm pflückte bei des Morgens Glanze,
Wand ich ihm weinend nun zum Todtenkranze.

Und ob ich einsam mußte weiter wallen,
Hab' ich mit Gott die schwere Fahrt vollbracht,
Vor deinem Thron, du Streiter Gottes, schallen
Der Unschuld Klagen nun mit heil'ger Macht.
Und keiner lebt in deinen Königshallen,
Der nicht als Schirm und Hort des Glaubens wacht,
So fleh' ich euch, o Ritter! aus den Ketten
Der Heidenpriester meinen Ernst zu retten!

In Wagrien, auf schlanker Säule, throne,
So wurd' es mir durch das Gerücht bekannt,
Des Prodo Bild, dem ew'gen Gott zum Hohne,
Im tiefsten Wald, am öden Huntestrand.
Auf seinem Hundskopf strahlt die reiche Krone,
Ein leuchtend Banner schwingt die schwarze Hand.
So weiß ich auch, daß ihm in Waldeshallen
Zur St. Johannisnacht die Opfer fallen!

Und Palma schwieg. — In Staunen ganz verloren
Blieb Alles, da verhallt der Worte Wehn,
Nur Roland rief: Ist Otto auserkoren
Zu deinem Schutz, wohlan, so mag er gehn!
Für dich, du Lieblichste, die je geboren,
Würd' ich den Tod als schönste Huld erflehn,
Du wundersames Bild von Wonn' und Leiden,
Wer kann dich sehn, und kann von Hoffnung scheiden?

Viel sagten andre Ritter noch zum Preise
Der Schönen, Otto nur, erröthend, schwieg,
Da nahte sich sein Gerhard, liebreich, leise
Sprach er zum Freund: Laß mich in diesen Krieg,
Mein Otto, mit dir ziehn nach Bruderweise,
Ich weiß es schon: Gott schenkt dir Heil und Sieg;
Und les' ich doch in deinen feuchten Blicken,
Du treues Herz, dein Bangen, dein Entzücken!

Und Otto sank an Gerhards Brust, und schweigend
Verweilt' er dort, bekämpft der Thränen Fluth;
Dann, demuthvoll sich vor dem König neigend
Sprach er: mein König und Gebieter, thut
Nach Eurem Sinn, und wenn Ihr, Huld erzeigend,
Zum frommen Werke segnet meinen Muth,
Und ziehn mich heißt, so denkt, wann ich vergossen
Mein Herzensblut, es sei für Euch geflossen!

Und lang' schwieg König Carl in sich versunken,
Erwartungsvoll blieb Alles still umher,
Carl's Wange war von glüh'ndem Purpur trunken,
Es wogt die Brust, ein tosend Feuermeer,
Zum Himmel sprüht sein blitzend Auge Funken,
Die starke Hand schwingt den gewalt'gen Speer,
Der Engel, der den Urfeind will zerschmettern,
Flammt mächt'ger nicht in heil'gen Zorneswettern.

Carl rief: Du Gott des Himmels und der Erden,
Erbarmungsvoller Jesus, heil'ger Geist!
Wie kann noch solche Schmach verübet werden,
Nun dich die Welt fast tausend Jahre preis't?
Seit du am Kreuze littst Tod und Beschwerden,
Und alles was nur Schmerz die Zunge heißt,
Und deine Jünger, die Gesandten, gingen,
Tod suchend, um dem Tode Tod zu bringen!

Nein, diesen Kelch willst, Herr, du von mir wenden,
Verheißend regt sich's mir in tiefster Brust,
Der Hölle Trug, Abgötterei, wird enden,
Nicht fürderhin fließt zu des Erbfeinds Lust
Unschuldig-Blut von schnöder Sorben Händen,
Der ganzen Welt wird deine Treu bewußt;
Im Gottesgarten deutscher Sachsengauen,
Tödt' ich die Natter in den Blumenauen!

So nimm denn, Otto, meinen Herzenssegen,
Erkiese selbst dir der Genossen Schaar,
Zeuch hin, und Gott mit dir auf deinen Wegen,
So wie er stets in deinem Herzen war!
Dich, schöne Palma, wird als Tochter hegen
Mein edles Weib, in holder Fräulein Schaar,
So pflege treu der weißen Rosen Milde,
Es wacht der Leu auf Otto's goldnem Schilde!

Ihr aber, edle Franken, tapfre Schwaben,
Bataver, Baiern, Ihr, Italiens Blum'
Und Zierde, Florentiner! Ihr, erhaben
Und treu gesinnt, Helvetiens Schmuck und Ruhm,
Laßt uns an frischer Siegeslust uns laben,
Aufs neu' bekriegen Höll' und Heidenthum,
Und Wittekind, den Leu'n in Höllenschlingen,
Im offnen Kampf zum rechten Glauben zwingen!

So sprach der König, und durch Säulenbogen
Zum Himmel drang der Ritter Freudenschrei,
Von allen Lippen heil'ge Schwüre flogen,
Und zur Capelle strömt die Schaar herbei,
Den Segen zu empfangen, daß, auf Wogen
Des Kampfs, der Leitstern heil'ge Weihe sei.
Der König, der schon rasch das Volk versammelt,
Hört nicht den Dank, den Palma's Lippe stammelt.

Doch Otto, hingewinkt vom milden Blicke
Frau Hildegards, verweilt noch zögernd, scheu.
Da sprach die Königin: nun, Palma! schmücke
Den Ritter dein zum Werke frommer Treu,
Daß er ein Pfand der Seele noch erblicke,
Das ihn zu Kampf und Schmerzen stählt aufs neu.
Herr Otto sprecht, was ihr von zarten Gaben
Der holden Magd am liebsten möchtet haben.

Die Rosen mir zu wünschen sei mir ferne,
Sagt' Otto, blühend hegt sie meine Brust!
Auch in der Brust blühn dieser Augen Sterne,
Und strahlen dort des reinsten Friedens Lust;
Doch labt' ich mich an einem Kleinod gerne,
Wenn mir zu bang' des Scheidens Weh bewußt,
Ein sonnig Band von dieser Locken Strahlen
Stärkt mir das Herz, macht süß des Todes Qualen!

Und von den Locken, die, wie Goldkristallen
Um tausend holder Blumen Lieblichkeit,
Stillfluthend bis zum Teppich niederwallen,
Lös't einen Wonnestrahl die süße Maid;
Das Band von Saphir, weißen Meerkorallen,
Nimmt sie, das licht um ihre Stirn sich reiht,
Und mit der Locke sinnreich schnell verbunden,
Hat bald der Schmuck des Ritters Brust umwunden

Und knieend nimmt er hin die sel'ge Spende,
Wie hob mit Stolz so süße Last die Brust!
Nicht bangt er mehr, daß sich zum Leide wende
Die seligste, die reinste Himmelslust;
Und segnend senkt auf ihn die Liljenhände
Frau Hildegard — des schönsten Glücks bewußt
Reißt er sich los von dieser Wonnestelle,
Den Segen zu empfahn in der Capelle.

Und Otto ging alsbald mit den Genossen
Zur Oldenburg, im großen Engerland,
Am Asenberg, vom Huntestrom umflossen
In Wagrien, unfern vom Meeresstrand;
Dort war es, wo, aus dunklem Erz gegossen,
Des Götzen Prodo finstres Abbild stand,
Im Waldesgrund, wo keine Vöglein sungen,
Kein Veilchen blüht', und nie die Axt geklungen.

Dritter Gesang.

Es war in schönen lichten Sommertagen,
Wo Rosen frisch in voller Blüthe standen,
Als Otto ging, die kühnste That zu wagen
Mit kleiner Schaar in fernen Sachsenlanden;
Nicht Rosen gaben Duft an dorn'gen Hagen,
Wo sich durch Steppen rauhe Pfade wanden,
Und einsam trauerten die weiten Fluren,
Die noch von holder Pflege nicht erfuhren.

Denn, wo die Erde prangt in heiterm Glanze,
Daß Blum' an Blume sprießt, und purpurn, hold
Die süße Frucht erglüht im Blüthenkranze,
Auf Feldern wogt der Aehren lautres Gold,
Des Springborns Strahl im leichtgeschwungnen Tanze
Als Bogen steigt, in Perlen niederrollt,
Da zeiget sich in edlen Waltens Triebe
Im Werk von Menschenhänden Gottes Liebe.

Es war noch nichts auf jenen weiten Auen
Des Engerlands, die Otto's Fuß betrat,
Von Sorgsamkeit, von holdem Fleiß zu schauen,
Er irrte lang' auf schlechtgebahntem Pfad
Von Hütten zu Gehöft, von Mark zu Gauen,
Bis er dem wald'gen Asenberg sich naht,
Wo eine feste Burg von Cäsars Tagen
Aus Epheu ließ die öden Trümmer ragen.

Unfern der Burg im Thale standen Hütten,
Den hohen Thurm begrenzt der grüne Wald,
Wo mancher Christ den Opfertod gelitten,
Von Priesterhand, durch höllische Gewalt,
Frei stand der Eingang, denn zur Waldesmitten
Drang Niemand hin, zu Probo's Aufenthalt,
Den unsichtbare Hüter rings bewachten:
So klang's in Sagen, die ihn furchtbar machten.

Das Engerland war öd' in jenen Tagen,
Weil Wittekind der Väter Burg verlassen,
Um einmal noch den Todeskampf zu wagen
Für Glauben, Recht und Freiheit tapfrer Sassen;
Die Weser sah sein Heer bereit zum Schlagen,
Die Ebne konnte nicht die Menge fassen;
Der Brunsberg, der die Pforte gab zum Lande,
War stark besetzt zum kräft'gen Widerstande.

Am Asenberg haus't eine Schaar von Wenden,
Dieselben waren es, die Ernst geraubt,
Er schmachtet hülflos in der Mörder Händen,
Doch wacht der Himmel ob dem theuern Haupt,
Johannisnachts das Opfer zu vollenden,
Dies hatten sie, die Argen, fest geglaubt,
Doch nahte schon der Retter, der Befreier,
Wie Donner bricht durch schwarzer Wolken Schleier.

Tief in den Opferhain war eingedrungen
Die kleine Schaar, die Otto mit sich führt;
So trefflich war's mit Gottes Schutz gelungen,
Daß nicht ein Wende ihre Ankunft spürt.
Es hatte durch des Waldes Niederungen
Ein edler Friese glücklich sie geführt,
Der kundig war des Wegs am Huntastrande,
Weil seine Heimath grenzt' an diese Lande.

Zur frommen That in Noth und Tod verschworen
Ertrugen gern Beschwerden ohne Zahl
Die Frankenritter, die sich Ott' erkoren,
Sie schreckte nicht das öde Schattenthal,
Das Schlangen, gift'ge Molche nur geboren,
Wo sich kein Sternenblick durch Wipfel stahl;
Den schnöden Götzen schwuren sie zu finden,
Und bürg' er gleich sich in des Todes Schlünden.

In Probo's schaudervoller Näh' verbreitet,
(So lautete des tapfern Friesen Rath)
Da wollten sie sich bergen, bis, begleitet
Von seinen Mördern, sich das Opfer naht,
Dann stürmen auf die Priester; vorbereitet
War jeder Kämpfer auf die Heldenthat,
Doch unter diesen tausendjähr'gen Buchen
Vergeblich war der frommen Ritter Suchen.

Ach schon der letzte Abend war entflogen,
Und keine Spur vom Götzen noch zu sehn,
Von heißem Schmerz tief in den Wald gezogen
Irrt Ott' umher mit bangem Seelenflehn.
O Hoffnung, rief er, wie hast du getrogen,
Ihr Rosen, wo ist eurer Düfte Wehn?
Ihr Himmelsblicke winktet mir vergebens,
Verschwundne Sterne meines bangen Lebens!

Die finstre Nacht verhüllt in diesen Schlünden
Als Siegerin der ew'gen Sterne Licht,
Die, Gottes Augen, seine Liebe künden,
Der Morgen dreht sein blühend Angesicht
Mitleidig weg von diesen öden Gründen,
Und schauen will er ihre Gräuel nicht,
O Gott, vielleicht empfängt der zarte Kleine
Den Todesstreich, indeß ich einsam weine!

O Vater Du im Himmel, sieh die Qualen,
Die nagend jetzt durchwühlen mein Gebein,
Die finstre Nacht in diesen Todesthalen
Ist nicht so dunkel als die Seele mein.
Nur Einen sende deiner Himmelsstrahlen,
Nur einen Tropfen dieses Schmachtens Pein,
Befrei mich mild, o Tod, von diesen Wehen,
Laß Vater, diesen Kelch vorübergehen!

Und horch, es säuselt in den Waldesklüften,
Den feuchten, schwülen, wo kein Blatt sonst bebt,
Ein zarter Glanz erblüht aus Felsenschlüften,
Wie Mondenlicht auf düstern Grüften schwebt,
Und näher, immer näher wagt ein Düften,
Das die Erinnrung neu und süß belebt,
Wie Wonneschauer tief im Herzen brennen,
Muß Otto's Lippe die drei Rosen nennen!

Dem Himmelsdufte träumend nachgezogen,
Von dem er nicht entdeckt den stillen Quell,
Klimmt Otto durch des Waldes Säulenbogen,
Und höher, immer höher dringt er schnell,
Stets ziehen vor ihm her der Düfte Wogen,
Oft dünkt es ihm, als ob drei Rosen hell
Den Weg ihm zeigten, und so wie mit Beben
Er sie erblickt, sieht er sie weiter schweben.

Und plötzlich Stimmen dumpf verworren flüstern,
Der Waldnacht Graus durchzuckt ein rother Schein,
Und Otto sieht im Kreise hoher Rüstern
Der Wenden Schaar, der Priester weiße Reihn,
Ganz deutlich sieht er Probo auch, den düstern,
In seinem Kronenschmuck von Edelstein,
Und langsam naht, im weißen Rosenkranze,
Gefesselt, Ernst, in süßer Unschuld Glanze.

Er ist es selbst! die Augen sind's, die klaren,
Die wunderhold, zwei Frühlingshimmel, blühen,
Die lichte Stirn, umwallt von goldnen Haaren,
Die zarten Wangen, die wie Rosen glühen,
Sein Anblick fesselt selbst die Mörderschaaren,
Sie zaudern noch, ob schon die Flammen sprühen,
Denn, wie das Kind die Händlein, still gefalten,
Legt auf sein Herz, ist's eines Engels Walten.

Und Otto unaufhaltsam klimmt zum Thale
Hinab von jäher, schroffer Felsenwand,
Als eben schon die goldne Opferschale
Der Oberpriester hebt mit starker Hand,
Und mit der Rechten greift zum scharfen Stahle,
Gezückten Arms, dem Knaben zugewandt,
Der muthig rief, die zarten Arm' erhebend:
Dein bin ich, Vater, sterbend, so wie lebend!

Mein Jesus, und mein Hort, in deine Hände!
Rief Otto, schwingend den gewalt'gen Speer;
Getroffen sank zu Boden hin der Wende,
Und seufz't: es ist ein Gott! und war nicht mehr.
Betäubt, als ob ein Himmelsstrahl sie blende,
Stand regungslos der Heiden Schaar umher,
Indeß die Fesseln Otto lös't dem Kleinen,
Und drückt ihn an sein Herz mit lautem Weinen.

Und wie der Knab' erblickt' an Otto's Seite
Mit goldnem Kreuzesgriff das Ritterschwert,
Da riß er's fort, und zückt' es froh zum Streite,
Dann rief er laut, den Wenden zugekehrt:
Auf, auf, ein Frank, ein Christ steht mir zur Seite,
Mein Arm ist frei, jetzt kommt, wenn ihr begehrt,
Und opfert mich dem schnöden Ungeheuer,
Mein Blut ist edel, ich verkauf' es theuer!

Dich, Frevler, hat der Abgrund nicht verschlungen,
So rief ein Greis, wie durftest du es wagen,
Wie bist du in dies Heiligthum gedrungen?
Wie konntest du des Gottes Priester schlagen?
Bald hatten tausend Fesseln dich umschlungen,
Und Schlangen müssen dir das Herz zernagen;
Mit raschem Tode nicht, mit Marterqualen,
Endlos und namlos, sollst den Frevel zahlen!

Thut, wie ihr könnt, sprach Ott' mit hohem Muthe,
Hier steh' ich fest in einem heil'gen Streit,
Und nicht ein Tropfen fließt vom Christenblute,
So wie es nicht der höchste Gott gebeut;
Ob ich nun siege, ob mein Herzblut fluthe,
Ich gehe ein zu Gottes Herrlichkeit;
Und jeder Tropfen Bluts für Christ vergossen
Läßt kräftiger des Glaubens Palme sprossen!

Doch nur Gewürm seid ihr zu meinen Füßen,
Ihr Nattern, Molche, blutbefleckte Schlangen,
Kommt her, den schweren Irrthum abzubüßen,
Auf, feige Brut, die Knabenraub begangen,
Mit grausem Mord der Unschuld droht, der süßen,
Wer sah mich je vor schnöden Räubern bangen?
Es glüht von Kampfeslust der Berner Leue
Gott ist sein Schirm, sein Banner Recht und Treue!

Da brüllte laut die Schaar der grimmen Heiden,
Und stürzt' sich wüthend, wie ein tosend Meer
Zum grausen Kampf, umzingelnd, auf die Beiden,
Die standen, wie zwei Engel licht und hehr,
Und riefen nur zu Gott in ihren Leiden,
Noch manches Feindes Brust traf Otto's Speer,
Und um ihn her thürmt sich ein Wall von Leichen,
Schon sieht der Held die feigen Mörder weichen.

Doch, hergerufen durch die Schreckenskunde,
Drang eine frische Schaar in Probo's Hain,
Furchtbarer engte sich der Feinde Runde,
Und schloß nun ganz die Rettunglosen ein,
Und Otto sank dahin mit tiefer Wunde,
Des Todes Schauder rinnt durch sein Gebein,
Im Fallen hielt er noch das Kind umfangen,
Das birgt an seiner Brust die bleichen Wangen.

Zum Himmel hob sich im Gebet die Seele,
Dein Will' auf Erden, wie dort oben, spricht
Der blasse Mund, in deine Hand befehle
Ich meinen Geist, Herr, geh' nicht in's Gericht
Mit diesem Volk, zum Heil auch sie erwähle,
O Vater, was sie thun, sie wissen's nicht,
Ach, es verhüllt der Hölle Wahn und Grauen
Dem Irrenden, Gott, deine Sternenauen!

Und wie nun Ohnmacht Otto's Aug' umfangen,
Die Wenden jubelnd rufen: Probo siegt!
Frohlockend dann auf den Erblaßten drangen,
Ernst zu entreißen, der an ihn sich schmiegt,
Dem Vöglein gleich, das vor dem Gei'r mit Bangen
Zur Mutter flieht, die schon im Blute liegt,
Da stürzten auf die Feinde hin die Franken,
Die Gerhard führt, der Treue sonder Wanken.

Die Christen stürmten mit gezücktem Schwerdte
Zum Altar, wo roth glüht der Fackeln Schein,
Daß sich der Wenden Lust in Angst verkehrte,
Wie Gottes Donner stürmten sie hinein,
Ein hoher Cherub mit dem Flammenschwerdte,
Drang Gerhard siegreich durch der Feinde Reihn;
Uud alles sank vor den gewalt'gen Streichen,
Der Götze thront' auf seiner Diener Leichen.

Da rief dem Bilde zu der edle Friese,
Ei stehst noch du, und deine Herrschaft fiel,
Du brauner Hundskopf, goldgekrönter Riese,
Der Hölle Blendwerk und des Erbfeinds Spiel!
Die Wolken maßest du, nun miß die Wiese,
Du wolltest Blut, nun floß dir wohl zu viel!
Ja, blitze nur mit diamantnen Augen,
Wir wissen nun, was deine Blitze taugen!

Und sinken muß das Riesenbild von oben,
Gewalt'gen Eichen gleich, vom Sturm entlaubt,
Die Franken knieten nieder, Gott zu loben,
Dann nahmen sie hinweg von Prodo's Haupt
Die reiche Krone, die, aus Gluth gewoben,
Schönfunkelnd prangt; der Blick, verblendet, glaubt
In Orients Zaubergärten sich zu sonnen,
Wo Edelsteine hauchen Blüthenwonnen.

Wie blendet Euch doch Sinne und Gedanken
Der bunte Tand, der finstern Mächte Gut?
O, weilt bei diesem Fund nicht, edle Franken,
Rief Gerhard nun, entbrannt von hohem Muth,
Schaut nach den Unsern, so im Streite sanken,
Begrabt die Todten, stillt der Wunden Blut,
Und laßt uns suchen hier in diesen Gründen,
Ob wir nicht unsern Otto wiederfinden!

Hier sucht ihn, hier! tönt's aus dem Berges-
schlunde,
Und durch die Todten wand sich Ernst empor.
Ihr Edeln, rief er, ach, an einer Wunde
Verblutend, liegt der Held im feuchten Moor!
O herbes Wort, o schreckenvolle Kunde,
Mit welchem Schauder trafst du Gerhards Ohr!
Er folgt dem Ruf, und sieht den todesbleichen
Geliebten Freund, gefällt von Mörderstreichen.

Und ob der Ohnmacht Schatten ihn umschweben,
Hört Otto noch der Liebe Schmerzenslaut,
Die mächtig ruft zurück das flieh'nde Leben;
Vom Freund' umfaßt, von Thränen mild bethaut,
Kann er zum Licht die Augen wieder heben,
Die bleichen Todes Grausen schon geschaut,
Und in der glüh'nden Treue starken Armen
Muß wiederum sein starres Herz erwarmen.

Sanft auf ein Lagerbett von Moos und Zweigen
Sinkt Otto hin, und jeden Hauch bewacht
Der Liebe Blick; die Opferfackeln zeigen
Den engen Pfad durch diese Waldesnacht,
Nichts hemmt der Franken Zug, und höher steigen
Die Morgenstrahlen schon in goldner Pracht.
Johannismorgen glänzt! Sie ist vollendet,
Die kühne That, und Schmerz in Glück gewendet!

Bald mußte nun der theure Held gesunden,
Dann eilt' er mit der tapfern Schaar zum Heer,
Denn Carols Siege trugen Flügelkunden
Vom Sigafluß weit über Land und Meer.
Ein jedes Wort gab Balsam Otto's Wunden,
Er wünscht', daß er an Carols Seite wär;
Um jede Schlacht, die ohne ihn geschlagen,
Muß er, wie um verlornes Kleinod, klagen.

Wie leuchtend Wetterstrahlen niederfallen
Aus heitrer Luft, in schwüler Sommernacht,
Hatt' Carl sein Heer versammelt, und mit allen
Getreuen schnell den Angriffsplan erdacht;
Man sah der Waffenzüge Banner wallen,
Ein sonnig Meer in wundersamer Pracht.
Der Franken Leu im bläulichen Gefilde
Neigt huldigend sich vor der Lilien Bilde.

Die freud'ge Jugend tapfrer Schwaben führet
Ihr Herzog Gottfried jedem Heer voraus,
Die edlen Schwaben hatte Carl erkühret,
Daß sie die Ersten sei'n bei jedem Strauß,
Weil denen wohl vor Allen Ehr' gebühret,
Die noch zur Römerzeit ein Gotteshaus
Mit Pracht erbaut am schönen Neckarstrande,
Das erste, deß sich rühmten deutsche Lande.

Die kühnen Baiern führt Naymes der blühende,
Sohn Thassilo's, es war sein erster Zug,
Und freudig, wie zum Tanze, eilt der glühende
Dem Kampf entgegen mit des Adlers Flug.
Roland folgt dann, der starke, feuersprühende,
Dem Ganelon, der Jüngling schlau und klug,
War beigesellt, der Licht und jener Flammen,
Die Franken führten diese Zwei beisammen.

Mit weh'ndem Helmbusch, blanker Waffen Schöne,
Bunt ausgeschmückt mit wundersamer Wehr,
Erschienen auch Italia's tapfre Söhne,
Wie eine Blumenflur in Carols Heer.
Bataver, mit der Cimbeln Lustgetöne,
Helvetier auch, und fern vom Südermeer
Gascogner; auch Marsilier, Provençalen,
Der Dichtung Palm' in Heldenkranzes Strahlen.

All' Christenvölker, edle Kampfgenossen,
Und ob verschieden so durch Sprach' als Brauch,
Das ganze Heer, wie Einem Stamm entsprossen,
Beseelt von Einer heil'gen Flamme Hauch;
Wie Christi Blut für alle gern geflossen,
Vergossen all' ihr Blut für Christum auch,
Freiwillig waren sie mit Carl gezogen
Und standen, wie der Fels in Meereswogen.

Und wie auf Flügeln, kam vom Meeresstrande
Der Obotriten = Wenden tapfre Schaar,
Den Eichen gleich in ihrem schönen Lande,
Treu, stolz und edel, ruhig, ernst und klar;
Tief kränkt es sie, daß durch der Abkunft Bande
Das Sorbenvolk die Schmach der Wenden war,
Drum wollt' ihr Fürst im offnen Kampfe zeigen,
Die schnöde Abart sei dem Stamm nicht eigen.

Willkommen hieß ihn Carl, den wackern Heiden,
Der für den Heiland freudig zog ins Feld,
Und oftmals sah das Heer mit Lust die Beiden
Im Schlachtgewühl, zwei Sternen gleich, gesellt;
Auch wollte bald von seinem Irrthum scheiden
Mit seinem Volk der junge Wendenheld,
Denn wo sich Liebe birgt, die zarte Taube,
Erwächst ihr bald zum Schutz der starke Glaube.

Dem Heereszug folgt noch mit ihren Frauen
Die Königin aus frommem Herzensdrang.
Kein Jungfräulein ließ sich den Rittern schauen,
Streng ehrten sie der keuschen Sitte Zwang.
Doch wie nach Stürmen Himmelstropfen thauen,
So kamen sie nach Schlachten, mild und bang,
Mit zarter Sorge, reichen Liebesgaben
Die wunde Schaar zu pflegen und zu laben.

Held Carol war zum Brunsberg vorgedrungen
Und hatt' die Burg erkämpft mit Heeresmacht;
Der tapfre Sachse Hesso war bezwungen,
Und von ihm wich des Heidenthumes Nacht.
Viel Geiseln gaben, als Versicherungen
Des Friedens, Sachsen nach der blut'gen Schlacht,
Nur Wittekind mit starrem Felsensinne
Entfloh nach Jütland, daß er Raum gewinne.

Er hoffte noch die Franken zu besiegen,
Von ihrer Herrschaft Sachsen zu befrein,
Schwur, bis zum letzten Lebenshauch, in Kriegen
Für Heimath, Heerd und Glauben, fest zu sein;
Ich, sprach er, oder Carl, muß unterliegen,
Denn für uns Beide ist die Welt zu klein,
Ganz Sachsenland, in ungemeßnen Weiten,
Wird, Mann für Mann, für seine Freiheit streiten.

Dies große Volk, das von der Nordsee Wogen
Bis an den Rhein sieht blühn sein schönes Reich,
Südlich beschirmt von hohen Felsenbogen,
Oestlich umkränzt von Fluren, Gärten gleich,
Stolz, einig, wird nicht um sein Heil betrogen,
Und in sein Herz dringt keines Feindes Streich,
So lang' nicht mir der Muth im Busen schwindet,
So lang' mir Sieg die innre Stimme kündet.

So sprach Held Wittekind, und floh zum Lande
Des Bundvereinten Königs Siwart hin,
Und Carl beseufzt, wie blöden Irrthums Bande
Umfangen hatten solchen hohen Sinn;
Sein Lager schlug er auf am Warma=Strande,
Unfern der Dymol, auch die Königinn
Zog frohen Muth's dahin mit ihren Frauen,
Lustwandelnd gern dort auf den Blumenauen.

Einstmals war Carl in tapfrer Ritter Mitten
Beim goldnen Morgenstrahl am Dymolstrand
Durch hohen Klee mit Lust fürbaß geritten,
Sich zu besehn das schöne Cattenland;
Erkunden wollt' er der Bewohner Sitten,
Und wissen, ob sie eint' des Glaubens Band.
Auch wollt' er sich die kühnsten Bergesspitzen
Im Land umher ersehn zu Rittersitzen.

Denn seht doch, sprach er, wackre Kampfgenossen,
Dies schöne Land, wo Fels an Fels sich hebt,
Dem grünen Boden stolz und kühn entsprossen,
Als Zeichen, daß die Erd' zum Himmel strebt,
Die Auen schaut, von Bächen reich durchflossen,
Die Berge seht, von Heerden hold belebt,
Und ist es nicht, als wünschten sich die schönen
Steinklippen all' mit Burgen zu bekrönen?

Ei, wie so lieblich in der Morgenhelle
Dort bei Gesmara, aus der Wipfel Pracht
Des schönen Walds, das Kreuz und die Capelle
Sich heben, wo am Fuß die Issa lacht,
Die freudig spiegelt in der blauen Welle
Das goldne Kreuz, die Waldung von Smaragd,
Wer sagt mir wohl, wie nur, zum Heil der Frommen,
Des Kirchleins Zier in diesen Wald gekommen?

Da sprach ein Ritter, der in diesen Landen
Geboren war: mein Herr und König, wißt,
Vor Alters hat ein Eichbaum hier gestanden,
Deß grüne Scheitel Wolken nur geküßt.
Leichtgläub'ge Heiden dort Orakel fanden,
Getäuscht durch ihrer Priester schnöde List,
Geheiligt war der Baum dem Römergötzen,
Es hieß: ihn könne nie die Axt verletzen.

Als nun der Wahrheit Licht, das wunderreiche,
Aufging, und scheucht' des Irrthums bangen Traum,
Da fällt' St. Bonifaz mit manchem Streiche
Von starker Hand den Zeus geweihten Baum;
Und bebend starrt das Volk, das schreckensbleiche,
Traut' bei des Baumes Fall den Augen kaum,
Sie wähnten all', es müß' in Zorneswettern
Gott Jupiter den Frevler niederschmettern.

5

Und, ganz erfüllt von Glauben und Vertrauen,
Das ganze Volk alsbald die Tauf' erfleht',
Und Bonifaz ließ auf den grünen Auen,
Wo sonst der Baum Orakel säuselnd weht',
Von seinem Holz den heil'gen Raum erbauen,
Wo nun erschallt der Christen fromm Gebet.
So mußte selbst des Bösen Werkzeug dienen
Zu Gottes Zweck, und arge Schuld versühnen.

So geht's, sprach Carl, den stolzen Riesen allen,
Die nach der Weltmacht, nicht nach Gott gestrebt,
Sie müssen kläglich von der Höhe fallen,
Weil Gott die fromme Demuth nur erhebt.
Nicht Pfeiler, Flügel nur zum Himmel wallen
Andächt'gen Herzens, das zum Urquell schwebt.
Doch seht, wie hier, das Thal entlang, zu Paaren
Zwei hohen Rittern folgen Frankenschaaren!

Und seht, wie kommt, in beider Ritter Mitten,
So minniglich, in Schönheit wunderbar,
Ein zarter Knab' in fremder Tracht geritten,
Wie eine Sonne glänzt sein goldnes Haar.
Sie nahen schon! — Glück auf! da blitzt, inmitten
Des goldnen Schild's, ein Spiegel silberklar,
Und jenen Helm schmückt der gekrönte Leue,
Ja, Gerhard ist's, und Otto der Getreue!

Nie konnten sie zu beßrer Stunde kommen,
Und schönre Beute nimmer bringen ein,
Als diesen Knaben, wie die Ros' erglommen,
Wenn sie im Thau erblüht beim Morgenschein,
Ich ahn' es schon, o hätt' ich's erst vernommen,
Dies holde Kind muß Palma's Bruder sein!
Reit' Einer doch, schnell, wie auf Blitzesschwingen,
Mir Hildegard und Palma herzubringen!

Herr Edel Heiso, der in diesen Tagen
Des heißen Kampfs, nach frommem deutschen Brauch,
Das Kreuz vor seinem König hergetragen,
(Kerstlingeroda hieß das Volk ihn auch,)
Ließ sich dies Wort zum zweitenmal nicht sagen,
Es flog sein Roß, ein glüh'nder Sturmeshauch;
Indessen nahte schon mit Lobgesange
Der Franken edle Schaar dem Felsenhange.

Willkommen! rief der hohe Carl entgegen
Den tapfern Streitern und dem Ritterpaar,
Willkommen, in Thüringens Lustgehegen
Am Dymolstrande, meine Frankenschaar!
Ich seh', es war mit euch des Himmels Segen,
Das sagt das Englein mir mit goldnem Haar,
Das ihr in Liebesbanden bringt gefangen,
O sagt mir doch, wie Alles zugegangen?

Mein Otto rettet' aus des Götzen Klauen,
Sprach Gerhard nun, dies Kind vom Opfertod!
Doch Otto rief: mein Gerhard, dürft mir trauen,
Mein König, rettet' uns aus dieser Noth,
Gewiß umhüllte mich des Todes Grauen,
Wenn er nicht kämpfte, treu bis in den Tod.
Ich seh' es wohl, sprach Carl, von Eurem Ruhme
Liebt jeder nur in Freundeshand die Blume.

So habt ihr denn, vom höchsten Gott erlesen,
Preiswürd'ge That zu ew'gem Ruhm vollbracht,
Doch auch mit uns ist Gottes Hand gewesen,
Des Sachsen Stolz erlag in blut'ger Schlacht.
Von seinen Schmerzen soll dies Land genesen,
Nur ihm zum Heil gebrauch' ich meine Macht;
Der edle Sachse walte frei im Lande,
Der Sorbe trage stets der Knechtschaft Bande.

Nun will ich hier die hochgewalt'gen Riesen,
Die Thüringer und Sachsen überschauen,
Für treue Frankenritter mir erkiesen,
Daß sie dort oben starke Vesten bauen,
Umkränzt von Waldung, blumenreichen Wiesen,
Sei auf der Bergkett' Thurm an Thurm zu schauen,
Ein bleibend Lager sei dort für die Meinen,
Wo Zelt an Zelt sich hebt, doch nicht von Leinen.

Dies feste Lager steh' dem Feind entgegen,
Der zweimal mein Vertrauen schon gekränkt,
Da Wittekind gewiß auf seinen Wegen,
Auch flüchtend noch, mich zu vernichten denkt;
Die besten Ritter sollen sorglich hegen
Dies Land, womit sie meine Huld beschenkt,
So hüt' auch Du, mein Kleinod, Berner Leue,
Und Spiegel Du, mit spiegelheller Treue!

Nicht spend' ich Euch zur Lust die reichen Gaben,
Und nicht zur Ruhe winkt das feste Schloß,
Ein hoher Sinn kann nie sich müßig laben,
Dem Alter nur ist Ruh ein Lustgenoß;
Nicht Eure Treue dankbar zu begaben
Empfangt Ihr Burg und Waldung, Mann und Roß,
Denn edle Treue kauft sich nicht mit Kronen,
Und nur durch sich kann sie sich selber lohnen.

Seht, die zwei Berge, die aus Blumenwiesen
Zu Sternen heben ihrer Scheitel Pracht.
Davon soll jeder Einen sich erkiesen
Und halten dort getreue Landeswacht;
So wählt denn! Spiegel rief: Ich wähle diesen
Berg, der im Spiegel klarer Quellen lacht!
So recht, sprach Carl, und diesen Berg besitze,
Und nenn' dich so von deinem Rittersitze!

Und du, mein Otto, klimm zu jener Höhen,
Und gieb mir Kunde, wie sie dir behagt,
Sie muß all' diese Lande übersehen,
Wie sie ringsum die Klippen überragt.
Wie fein wird ihr die schmucke Krone stehen,
Die nicht die Zeit ihr zu entreißen wagt.
Wie rein und lauter müssen Himmelslüfte
Die Stirn umwehn vom stolzen Felsgeklüfte!

Nun, theurer Otto, geh, und kehr' bald wieder,
Denn schöne, fromme Blicke harren dein.
Was glühest du, was schlägst die Augen nieder,
Was meinst du wohl, was ich im Herzen mein'?
Die Palme mein' ich, Palm' und Siegeslieder,
Die müssen wohl der Preis der Treue sein —
So eile denn, in diesen Wiesengründen
Wirst du bei Mondschein Palm' und Rose finden!

Und schweigend stieg der Ritter, hocherglühend,
Des Berges sanften Abhang nun hinauf,
Mit Grün bedeckt, und muntre Quellen sprühend,
Die schlängeln sich durch Thal' im holden Lauf,
Und immer mehr that sich die Ebne, blühend
Und wunderreich, vor Otto's Blicken auf.
Die Abendröthe glänzt' in stillen Wonnen
Und streut' voll Rosen Ström' und Silberbronnen.

Je höher Ott' auf schroffem Felsen klimmet,
Je nackter ward und dunkler das Gestein,
Indeß das Thal in Klang und Dufte schwimmet,
Die Landschaft prangt, ein Bildniß hold und klein,
Wo Strom und See als Silberader glimmet,
Der hohe Wald schien dunkles Moos zu sein,
Und Städte, Kirchen, in den Abendstrahlen,
Wie Rös'lein blicken aus den grünen Thalen.

Es drang kein trüber Laut, kein banges Stöhnen
Zu dieser Höh, wo reiner Frieden thront,
Nur Lerche singt ein Lied mit süßen Tönen,
Die neuen Tag zu grüßen wähnt, dem Mond,
Der eilt die Höhe nun mit Licht zu krönen,
Da noch im Thal die stille Dämmrung wohnt,
Bis er vom Gipfel seine lichten Wangen
Voll Anmuth sieht in jedem Quelle prangen.

Von Lust zu Lust, Entzücken zu Entzücken
Stieg Otto bis zum Gipfel, waldbekränzt;
Nie hatte noch vor seinen trunknen Blicken
Die schöne Erd' in solcher Lust geglänzt.
Ach, wo sie Lieb' und Treu' mit Rosen schmücken,
Mit frischen Blüthen Hoffnung sie umkränzt,
Unschuld und Jugend ihre Wonnen hauchen,
Da muß die Welt in Himmelsglanz sich tauchen!

Und Otto weilt, versenkt im süßen Schauen,
Wo mit Getös entspringt die Felsenquelle,
Die kühle Perlen streut auf Blumenauen,
Und kosend wiegt den Mond auf sanfter Welle;
Welch sel'ger Glanz und welche Düfte thauen
Vom Himmel her auf diese holde Stelle,
Sieh! aus Vergißmeinnicht und Klippenmoosen
Erheben leuchtend sich drei weiße Rosen!

Da regen sich mit Macht die süßen Qualen
In Otto's Busen, der von Ahnung schwillt;
Wohl kenn' ich euch, so ruft er, zarte Strahlen,
Vom reinsten Glück ein reines Wonnenbild.
Willkommen, Himmelspfand, zu tausendmahlen,
Willkommen, Wunderblumen, still und mild,
Auf dieser Höhe, wo mein Stamm soll wohnen,
Müßt ihr noch süß ob meinem Grabe thronen!

Nicht pflück' ich euch, blüht hier zum Mahl und Zeichen
Unsterblich fort in zarter, weißer Pracht,
Im frischen Thau, in blauen Aetherreichen
Seid Sterne mir in dunkler Stürme Nacht.
Seid mir ein Merkmahl, herrlich, sonder Gleichen,
Von Gottes Schutz, von heil'ger Unschuld Macht,
Was ich erlangt, wonach mein Herz gerungen,
Durch Glauben, Hoffnung, Liebe ist's gelungen!

Als Otto nun den Fels herabgekommen,
Traf er den König an der Dymol Strand.
Der rief ihm zu: was hast du wahrgenommen,
Und wie behagt's dir auf dem hohen Land?
Mein König, sagte Ott', als ich erklommen
Die grüne Höh' der steilen Klippenwand,
Sah ich drei weiße Rosen am Geklüfte,
Die streuten rings umher die süßen Düfte.

Die weißen Rosen nahm ich mir zum Mahle,
Auf diesem Platz die feste Burg zu bauen;
Dem Wandrer winkend, möge durch die Thale
Ein weißes Kreuz von dort herniederschauen,
Dort sei dereinst mein Grab; mein Leben zahle
Im Kampf für dich, mein König, das Vertrauen,
Womit du mich so reich so hoch beglückest,
Und mit den Zeichen deiner Huld mich schmückest,

Wohlan, sprach Carl, sanftlächelnd, so beginne
In Eile denn, zum Sitz und Aufenthalt,
Den Bau der Burg, es kröne ihre Zinne
Dein blühend Eigenthum, Gefild' und Wald;
Und zum Gedächtniß deiner süßen Minne,
Davon noch einst manch süßes Lied erschallt,
Soll deinem Leuen sich auf blauen Wellen
Drei weißer Rosen zartes Blüh'n gesellen.

Und sieh, mein Otto, nicht auf Klippenmoosen,
Und nicht auf deinem Wappenschild allein
Erblühen dir die weißen Wunderrosen,
In treuem Aug' und Herzen winkt ihr Schein
Zu sel'gem Glück, und wenn so hold sie kosen,
Weiß niemand, ob es Stern', ob Rosen sein,
Sieh um dich Otto — kennst du die Gestalten,
Die hier am Strand auf weißen Zeltern halten?

O schönstes Glück, holdseligstes Entzücken,
Als nun der Jüngling, seiner kaum bewußt,
Die schlanke Palma sieht, mit sanften Blicken,
Die weißen Rosen an der keuschen Brust.
Als Ernst nun eilt, ihn an sein Herz zu drücken,
Aus Gerhards Thränen glänzt die reinste Lust,
Und Carl und Hildegard mit feuchten Augen
Den Wonneglanz der reinsten Liebe saugen!

Mein süßes Kind, sprach Carol, der erblassen
Und glühen sieht die Maid beim Mondenschein,
Soll nicht der Leu vom Schutz der Rosen lassen,
So darf er nicht den Blumen ferne sein.
Vernimm es denn, auf jenen Klippenmassen
Fand Ott' drei weiße Rosen, zart und rein,
Er wünscht, daß sie ob seinem Grabe blühten,
Sprich, Palma, willst du sie mit ihm behüten?

Hier schweigt mein Lied! Die Wonne solcher Stunden,
Wann tiefstes Sehnen selig wird gestillt,
Die nennt kein Laut, wer jemals sie empfunden,
Dem leuchtet in der Brust ihr Himmelsbild;
Und wessen Herz nur kennt der Dornen Wunden,
Wem nicht der Duft der Rosen Labung quillt,
Der suche nicht sie hier in Blumenthalen,
Die rein und süß aus ew'gen Sternen strahlen.

Ebba Gräfin Brahe.

Von

Friedrich Grafen Kalkreuth.

Ebba Gräfin Brahe.

Es waren drangvolle Zeiten für Schweden, als der unwürdige Enkel des großen Wasa, König Sigismund, das Land aufs neue in die grausen Kämpfe mit der dänischen Herrschaft und mit der untergehenden Universal-Macht des römischen Priesterthums stürzte, aus denen sein glorreicher Ahnherr es nur durch Gottes Beistand und durch das Licht der Lehre Luthers gerettet, welches die Völker des Nordens seit einem halben Jahrhundert zu einem neuen kräftigen Leben erweckt hatte. Schon unter der Regierung des letzten Königs Johann, durch seine katholische Gemahlin, die Jagellonin Catharina, waren wieder Jesuiten in das Land gekommen, und man hatte angefangen wieder die Messe zu dulden. Ja, kurz vor seinem Tode war der König selbst heimlich zu der Mutterkirche zurückgetreten, und als es kund wurde, im Herzen seines Volkes erstorben. Mit dem Sohne Sigismund, auch in katholischer Lehre erzogen, sollten aber alle Leiden eines bürgerlichen Krieges für das vielfach zerrüttete Schweden hereinbrechen, um so gewaltiger, als er eben, durch seine Mutter und die Kirche, die Krone von Pohlen gewann. Dennoch gab ihm diese nicht die Macht, die schwedische zu gleicher Zeit

zu behaupten, und je mehr er sich bemühte, für die erste dankbar zu sein, mußte ihm die letzte um so gewisser entgehen, da auch sein Herz durch seinen Glauben von ihr abgezogen wurde. Ja, sie selbst schien für Sigismunds Ungenügsamkeit Rache zu nehmen, denn die Welt erlebte das große Schauspiel, wie das Volk durch einen feierlichen Akt den König der Krone für unwürdig und verlustig erklärte. Dennoch kämpfte er einen ohnmächtigen Kampf, und offene Schlachten, meist zweideutigen Ausgangs wie alles Böse, verlängerten ihn. Das schlangenhaarigte Scheusal anfeindender Partheisucht ging durch ganz Schweden mit blutigen Tritten, und dem gegenseitigen Hasse wurden die grauenvollsten Opfer gebracht. In Finnland, einverstanden mit dem katholischen Statthalter, fanden die Jesuiten Mittel ein großes Auto da Fe zu errichten, und an einem Tage mußten zehn Tausend bluten. Dafür wurde aber grause Rache genommen; selbst im Angesicht von Stockholm hat man ein Schiff, mit Katholischen bemannt und vom König von Pohlen gesendet, bekehrende Priester zum Trost der zagenden Kirche in Schweden zuzuführen, untergehen sehen. Nachdem alle Listen angewendet waren, ihnen die Landung zu verweigern, gab man sie dem Hunger preis, und durch lange Zeit ungewiß, welchem endlichen Tode sie allzumal zu weihen, wurden zuletzt Verräther abgesendet, welche heimlich das Schiff anbohren mußten, so daß es mit seiner Bemannung und allen Priestern, die vergebens die Barmherzigkeit anflehten, vor den Augen der Hauptstadt in das Fluthen-Grab versank.

Eine Hoffnung hatte das unglückselige Volk nur in solchem Graus, auf die es baute: Herzog Carl — als König hernach der 9te, Wasa's jüngster Sohn und ihm am ähnlichsten, zugleich aber Sigismundens Ohm — und diesem völlig unähnlich. Er war der

Zol, der sich durch keine Parthei irren ließ, und allein im Auge hatte, das große Werk seines Vaters vor dem Untergang zu bewahren. Diesem Vorsatz widmete er seine Kräfte und sein Leben, und vielleicht wäre es seinem milden Gemüth, in dem die erhabenen Klänge des nordischen Sanges so mächtig wiederhallten, daß er selbst in die Saiten der Harfe griff, gelungen, vom Abweg den Neffen auf die Pflichtenbahn eines Schweden-Königs zurückzuführen, — oder wenn nicht ihn, doch seinen zarten Sohn Ladislaus für die Krone zu erziehen. — — Doch wenn feindliche Geschicke dieses edle Vorhaben hinderten, so wendeten sie sich dennoch zum Heil von Schweden und selbst unsres deutschen Vaterlandes, denn wir würden in jenem Fall keinen Gustav Adolph auf Schwedens Thron bewundert, und ihn eben so wenig als Retter jeglicher Freiheit in Deutschland geliebt haben.

Jene feindlichen Gewalten waren einestheils die Jesuiten, welche sich das Schwedenland nicht entgehen lassen wollten, und es lieber ins Verderben stürzten: dann aber Christina, Carls Gemahlin, selbst. Vom Hause Holstein stammend, war ihr ein stolzer herrschbegieriger Geist angeboren, und wenn ihr Gemahl und ihr Sohn die Krone trugen, ist sie es allein gewesen, die den ersten antrieb, diese — welche die dunklen Verhängnisse, mehr eine Gabe des Unheils als des Glücks, darboten — zu ergreifen. Oefter trat sie daher den Herzog an, und ihn an seine Pflicht mahnend sprach sie: „Ist das die Treue, welche du mir gelobt? Als der große Herzog Adolph, mein Vater, mich in deine Ehe gab, zeigtest du mir die schwedische Krone als das Ziel, als den Preis! Die Zeit ist gekommen, wann werde ich sie auf deinem Haupte sehen? — wann wird das meine sie tra-

gen? ich habe dir einen Sohn geboren — wann geht ihm die Thronen-Hoffnung auf?

Durch solche und ähnliche Stachelreden spornte sie den schon alternden Gemahl zu kühnen Jünglingsthaten, so sehr daß er, als er schon vom Schlage gerührt war, noch in Person gegen die Dänen ins Feld rückte, welche in des Reichs Verwirrung die erst neuerlich verlorne Schwedenkrone wieder zu erlangen hofften.

Dieser Kampf war es eben, welcher sich nicht nach der nordischen Natur richtete, und durch die blendenden Schneegefilde Blut verströmte. Graf Magnus Brahe, Reichs-Drost von Schweden, stand als eine Säule des Thrones dem Herzog, der nur noch sein Beschützer, und nicht sein Besitzer war, tapfer zur Seite, und hatte die zarte junge Gemahlin auf dem einsamen Schloß mit ihren Hoffnungen zurückgelassen.

Diese war aus dem Hause der Löwenhaupt, dessen Ruhm in Schweden älter ist als das Christenthum, und also würdig des Stammes der Brahe, dessen Blut sich vielfach mit den gekrönten Geschlechtern der Folkunger, der Swerker, der Eriche und Sture vermischt hat, und dessen Name auf solche Weise auf den unsterblichen Tafeln der Geschichte dieses Volks zu lesen ist.

Dort wo die Wellen der Ostsee auf wundersame Weise durch mannichfaltige Verschlingungen zwischen Klippen und Inseln, grünenden Küsten und schauerlichen Waldungen sich in Uplands innerste Thäler drängen, liegt auf hohem Felsen von der Salzflut umspült das Schloß Rosenberg. Die Gründung dieses erhabenen Baues verliert sich in die dichterischen Sagen der nordischen Vorzeit; aus seinen alterthümlichen Fenstern stellt sich den forschenden Blicken von der einen Seite das königliche Stockholm, und

von der andern in gleicher Entfernung das ehrwürdige Upsala dar.

Hier war es, wo die Gräfin Brigitta Brahe weilte, als eben eine Landung Katholischer die Hauptstadt bedrohte, und wie das Meer, welches sie durchfluthet, ankämpft gegen die felsigen Holme, die sie tragen, so schlugen die Wogen der päpstlichen Partei in ihrem Innern an den Fels des treu vaterländischen Sinnes. In gleich angsterfüllter Zeit hatte Christina selbst vor kaum achtzehn Monaten der lichtbedürftigen Welt in ihrem erstgebornen Sohn Gustav Adolph den Stern gegeben, und unter diesen ähnlichen Stürmen genas die Gräfin Brahe eines zarten Töchterleins, das sie nur noch so viel Muße hatte, unter dem Namen Ebba als Christin der Welt zurückzulassen, aus welcher sie die gütige Gottheit alsbald abrief. Von der stolzen Christina hatte die Sterbende jedoch die Gunst erlangt, auf eigenen Armen das Kind über die Taufe zu halten, und daher wurde es ihr vergönnt, die Herzogin zu bitten, es in ihre mütterliche Hut zu nehmen, und Ebba als Fürstin zu schützen und als Mutter zu lieben.

Und wie jedes menschliche Gemüth denn gewiß eine weiche Seite hat, so war es bei Christinen die mütterliche Liebe. Sie hielt das Kind auf ihren Armen und mächtig traten in dieser Stunde Erinnerungen in ihre Seele: — denn auch eine Tochter war die erste Frucht ihrer Ehe gewesen, und sie hatte diese mit so geringerer Freude im Leben empfangen, als all ihr Trachten auf einen Sohn gesetzt war. Heute da sie den ersehnten Sohn besaß, und zum zweitenmal ein Mädchen auf ihren Armen hielt, fühlte sie Reue, und als sie die Gräfin erblassen sah — war sie bewegt. Da trieb es sie unwillkürlich, durch die heiligsten Schwüre die letzten Augenblicke der Sterbenden zu erfreuen, gelobend, Ebba als eigene Tochter anzuneh-

men und zu lieben. So tröstete sich die Mutter, und blickte das süße Kind noch einmal mit voller Macht des tiefsten Wehgefühls an, schied aber dann mit einem Lächeln aus der Welt, indem das letzte krampfhafte Drücken ihrer Hand Christinens Hand umfaßte.

Sie war nicht mehr: — und die Herzogin stand erschüttert, sie fühlte sich noch von der Todten gehalten, und wagte nicht, sich von ihr loszumachen; bis endlich ihr Gemüth sich in Thränen erweichte, und mit dem Blick auf das Kind segensvolle Vorsätze in ihre Seele traten. Da schieden sanft Tod und Leben, und beruhigt schien der Gräfin Geist heimgegangen. Die Herzogin, alle übliche Leichenpracht, dem Range der Brahe gemäß, anordnend, kehrte mit dem neuen Gegenstande ihrer Mutterpflege nach Stockholm zurück, wo der Sturm, den die dänisch-polnische Flotte drohete, dringend ihre Gegenwart und ihren Muth erheischte. Dennoch widmete sie dem Kinde alle mütterliche Sorgfalt, und begab sich noch einmal mit ihm nach Schloß Rosenberg, die traurige Herrlichkeit der Todten zu erhöhen. Das Kind schaute mit großen Augen alles an, und wie das bleiche Mutterbild in die Gruft sank, fing es so sehr an zu weinen, daß man es aus der Kirche bringen mußte.

Die Herzogin ordnete nun die Pflege des Kindes an, und es traf sich, daß jene Amme, welche ihren Sohn Gustav Adolph gestillt, noch am Hofe war; ohne Bedenken ward ihr, welche jenen zu so gedeihender Fülle gebracht hatte, Ebba übergeben, deren zarte Gestalt wenig Lebenshoffnung versprach, und diese genoß nun gleiche Sorge mit den Kindern der Herzogin selbst; Catharina allein, die älteste Prinzessin, um mehrere Jahre vorgerückt, war einer besonderen Hut anvertraut, — aber mit Gustav Adolph blieb Ebba jedes gemein, ja die Herzogin, fürchtend, Ebba

als kein fürstlich gebornes Kind, würde vielleicht in der Pflege zurückstehen müssen, verdoppelte Befehle und Nachfrage. Daher geschah es, daß die Gräfin und der Fürstensohn als Geschwister behandelt und erzogen wurden. Wenn die Herzogin ihre Kinder besuchte und mit der ganzen Zufriedenheit ihres mütterlichen Stolzes auf den ältesten Sohn herabgeschaut hatte, dann pflegte sie sich gemeinhin zu Ebba zu wenden, und mit weicherer Stimme, als ihre Gewohnheit war, das Kind anzureden, so daß man vermuthete, es sei eine sich stets erneuernde Wehmuth bei der Erinnerung an den Augenblick, der ihr dieses Vermächtniß einer Sterbenden übergeben hatte. Aber auch politisch ward sie öfter bewogen, die Tochter eines Mannes zu ehren, der zu den angesehensten des Landes, nicht allein durch Namen, Stand und Vermögen gehörte, sondern auch durch die Verhältnisse und Staatsämter, in denen er stand. Immer näher rückte die Aussicht auf die Krone, und zu diesem Zweck war ihr die Ergebenheit des Grafen Brahe von hoher Wichtigkeit, und sie daher wohl zufrieden, hier ein Mittel zu besitzen, ihn mit seinem Hause — wenigstens dem protestantischen Theil desselben — an ihr Interesse zu binden.

Für Ebba war dieser Zustand keineswegs nachtheilig, denn die Nähe des Prinzen schien gleich einer milden Sonne auf sie zu wirken, und sie zu entwickeln; nie sah man Kinder verträglicher; man hätte glauben mögen, Gustav sei der mütterliche Boden, welcher dieser Pflanze Nahrung spende. Als sie zuerst an Hof gebracht wurde, bezeichnete diesen schon ein ruhiger Ernst, und eine gewisse einfache Erhabenheit des Ausdrucks, Eigenschaften, welche sich leichter in dem Kinderblick entfalten, als später wo sie nur ein Ergebniß künstlicher Erziehung sein können. Wie selten gelingt es dieser aber, jene schönste

Harmonie aller Seelen= und Gemüthskräfte, in der ersten Erscheinung hervorzubringen, welche aus dem neugebornen Auge den ewigen Strahl des schöpferischen Geistes, als einen noch ungetrübten Demant, wiederspiegelt. Und wie die Erscheinung Gustavs für Ebba im Anbeginn zur aufmerkenden Betrachtung wurde, so begründete sich mit den ersten Begriffen eine Art schweigend verehrender Bewunderung, deren sie wohl eben so wenig sich bewußt sein konnte, als er, indem er sie hervorbrachte. Es wurde niemals nöthig, ihr die gebührende Ehrerbietung gegen den Prinzen einzuschärfen; gleich der Sonnenwende, schien sie sich nur nach ihm zu richten, der unbekümmert und niemals das nähere beachtend, Richtungen nahm, die auf höhere Bahnen deuteten; und je freier dieser junge Aar die Schwingen bewegte, um so demüthiger schloß sich die Blume, die nur von ihm Farben und Duft empfing. Dafür erstarkte aber auch das Kind auf wunderbare Weise. Betrachtete man ihren Körper, so war er gleich einer Luftgestalt von Aether umfangen und gehalten, aber blickte man ihr in das tiefblaue Auge, und sah man ihr goldenes Haar in so bedeutsamen Ringeln ihr Haupt umwallen, so überzeugte man sich, hier sei ein frisches Leben des Geistes und des Gemüths zu finden.

Die unruhigen Zeiten verlängerten sich aber, und das Alter des Herzogs wurde bedenklicher; er fing an, der kräftigen Stützen zu bedürfen, unter welchen die Geschichte neben dem Namen Magnus Brahe auch den eines Pontus de la Gardie uns leuchtend aufbewahrte. Der erste hatte es geschehen lassen, was ohne sein Zuthun das Schicksal gethan, und wenn ihn die Verwickelungen des Reichs über den Verlust seiner edlen Gemahlin — wenn nicht trösten konnten, doch zerstreuten, — so war er noch früher bei dem

Gedanken beruhigt gewesen, sein Kind in den Händen der Herzogin zu wissen, welche gleich ihm zu den ersten Vasallen des Reichs gehörte. Vielleicht, wäre Carl damals schon König gewesen, hätte Stolz den Grafen verhindert, seine Tochter an einem Orte erwachsen zu lassen, wo man nur gebietet und gehorcht, und wo an sie allein das letzte kommen konnte. So aber schien ihm das Verhältniß wohlgefällig, zumal da es ihm ein Beweis der Gunst dieser bedeutenden Frau wurde; und in der That war er auch mehr beflissen, ihr und dem Herzog sich dienstbar zu erweisen, als sich bei seinem Kinde im Besitze kindlicher Liebe zu erhalten, denn in stürmenden Zeiten schließen sich die Kräftigen gern fest an einander, damit sie der Zerstörung wehren. Daher kam es denn, und weil der Graf nur selten in Stockholm erschien, daß er seiner Tochter eine fremde Gestalt sein und bleiben mußte. Den Vaternamen konnte sie sich selbst nicht deuten, und weil weder andere Belehrung noch seine Liebe ihn ihr erklärten, vergaß sie ihn bald wieder, und kehrte mit Verlangen zu den gewohnten lieben Bildern zurück, denn ihre Gemüthsart pflegte mehr das äußerlich Störende zu fliehen, als es, wie andre Kinder, zu suchen.

Dieses war die schöne Jugendzeit des unbewußten Glücks. Mit dem Bewußtsein ist sie dahin. Dies zwar führt noch einen hellen Lichtpunkt herauf, wo alle Strahlen sich vereinen, und alle Lebensfarben glühen; aber die Silberblicke sind nur flüchtige Momente, nach welchen sich alles mit alltäglichem Grau bekleidet — und nur in tiefem Schacht des Gemüths wird die Fähigkeit bewahrt, an dem Morgen eines neuen Tages zu einem andern Licht sich aufzuklären.

In den höheren Regionen der irdischen Verhältnisse tritt der Geist zuweilen früher in seine Rechte, —

wie um jeden Grad des Ostens die Sonne eher am Horizont erscheint. Die langersehnte Krone, welche endlich Christianens heiße Wünsche erfüllend, das große Haupt Herzog Carls bestrahlte, führte auch Gustav zu andern Beschäftigungen. Seine Bestimmung lag nun ausgesprochen vor der Welt, und er war mit seinem Vater ein Sternbild, diesen sah man am Abend, und ihn am Morgen leuchten. Ja, Gustav sollte über Schweden einen Morgen heraufführen, und der segenvolle Schein dieses Tages sollte sich bis in die fernsten Himmelsstriche verbreiten.

In der Ritterholms-Kirche zu Stockholm begab sich die feierliche Krönung Carls des Neunten. Im Vollglanz, im Vollgefühl ihres ersehnten und erlangten Glücks leuchtete Christina gleich einer Sonne am Mittage blendend; einen ihrer triumphesfrohen Blicke warf sie auf die beiden Söhne (denn es war Gustav noch ein jüngerer Bruder geboren), welche zu ihren Füßen standen, und ein mildernd beseligendes Gefühl schien von diesen herauf in ihr Herz zu bringen. Sie hatte es gestattet, daß Ebba neben ihrer Tochter und den Prinzessinnen des Hauses dem Fest beiwohnen durfte; aber gleichsam um ihr die Höhe zu zeigen, auf welcher sie nun stehe, und die Tiefe von Ebba's Stufe, ward am andern Tage der Hofstaat des Hauses der Königin angeordnet. Die Prinzen wurden zu ritterlichen Uebungen abgesondert, und Catharinen besondere Fräulein zugesellt. Ebba fiel allein als lichtloser Stern aus diesem Planeten-System. Die Königin, sich begnügend jedem seinen Platz anzuweisen, ordnete die Erziehung der Gräfin Brahe besonders an, und erhob sie zu dem Range ihrer ersten Dame.

Wenn auch diese Trennung hätte einen schmerzlichen Riß in das Leben beider Kinder thun können, so war es doch nicht der Fall Jugendlustig und voll

Muth ergriff Gustav seine neue Bestimmung, und wie immer mit Ergebung ließ es Ebba geschehen; ja sie schien glücklich, denn etwas gar Herrliches entglühte Gustavs Blicken. Und weil ihr Sinn und Wesen immer so bescheiden war, daß niemals der Neid oder sonst böse Triebe der menschlichen Gemüther sich an sie wagten, so hatte die Veränderung ihrer Stellung und Verhältnisse — seltener Fall! — keine Gesinnung gegen sie verändert: alle königlichen Kinder sahen sie mit gewohnter Liebe und Freude, und wenn die Sitte des Hofes und seine beengenden Formen Catharinen von ihr ferner hielten, um so näher trat ihr Gustav, dessen männliche Freiheit sich leichter mit der zwanglosen Umgebung einer Gräfin Brahe vertrug. Oefter, als wenn es sich so von selbst verstände, vereinte Gustav seine Feierstunden mit denen der schwesterlich geliebten Ebba, und erzählte ihr dann von seinen Fortschritten in der Kunst der Waffen und der höhern Kriegskunde; diese — wie zuweilen plötzliche Ahnungen im Leben, brachte ihn auf die goldenen Bilder, welche der Knabe sich von der Zukunft gestaltete. Sehr andächtig hörte das schüchterne Mädchen ihm zu, und pflegte dann einer zarten Blumenknospe zu gleichen, deren äußere Gestalt auf den Farbenhimmel und die Duftatmosphäre schließen läßt, welche sie bei ihrer Entfaltung entwickeln wird.

Aber keiner friedlichen Regierung sollte sich König Carl erfreuen; nur Tage und Monde waren seinem Herzen und den Seinen vergönnt, die nur zu schnell von den Stürmen, welche an kräftige Thaten mahnten, verdrängt wurden. Der Thron, den er mühsam errungen und kämpfend bestiegen hatte; den er, nun erlangt, mit stets wachsamen Augen beschützen mußte, gewährte ihm nicht den Lohn, den er sich von ihm versprochen hatte. Der Krone einzige Gabe

war die Kraft sie zu tragen. Wie ein Zaubertrank die Glieder verjüngend durchrinnt, so erstand der König in jugendlicher Ermannung; wohl ist die Natur freigebig gegen den Bedürfenden — aber sie liebt die Dauer nicht — wer schnell lebt — lebt kurz. — Das einzige Licht wahrhaften Trostes für den ehrwürdigen tapfern Greis war Gustav Adolph, der gleich einem jungen muthigen Rosse nordisch kühn für die Zukunft erstarkte. Schon mußte er den König in den Schlachten begleiten, so wollte es sein Beruf, und früh den strengen Dienst erlernen, welchen er später mit so großer Kraft und Milde zu handhaben wußte. Wenn der Knabe aber in die Hauptstadt zurückkehrte, begrüßte er mit doppelter Lust alle Bilder seiner Jugend, und Ebba war eines derselben von so natürlicher Art, daß eben die Gewohnheit, welche beide verband, die von einer Brust genährt waren, sie über alles, was sie etwa trennen könnte, in süßem Unbewußtsein erhielt. Dann erzählte sie ihm die schönen Geschichten, welche sie, während er die Waffen mannlich geführt, mit weiblich stillem Sinne aufgefaßt hatte, und wie blitzte sein Auge, wenn sie bei den Helden des Nordlands — bei Sigurd, dem starken Sieger, und bei den Skalden mit Wohlgefallen verweilte, welche die Könige und Recken in die Unsterblichkeit einführten; dann schien sie Gustav eine von den lieblichen Himmelsgestalten der alten Göttersagen; — dann erst bemerkte er ihre Schönheit, deren wunderbarer Schein das Dunkel einer Bahn erhellte, die räthselhaft vor ihm lag. —

Aber der dänische Krieg, der immer noch sich selbst zu nähren schien, erheischte einen abermaligen Winter-Feldzug. Schon bereitete sich der König, neue Lorbeeren auf sein Grab zu legen, und begab sich in's Feldlager. Auf dem Wege überraschte ihn die Erscheinung eines Kometen; seine Astrologen wa-

ren geschäftig, daraus erfreuliche Dinge von der Zukunft vorher zu sagen, sie meinten, erst jetzt würden die glänzenden Tage für den König anfangen, und nahmen als zeugenden Beweis seine verjüngte Lebenskraft, die freilich geeignet war, Leichtgläubige zu täuschen. Carl aber wußte besser, was ihm bevorstehe, er sagte: „Nein! ich sterbe bald, deß bin ich gewiß.“ Keiner wollte ihm glauben, vielmehr überredeten ihn alle vom Gegentheil; er aber war überzeugt, und schrieb sogleich nach Nykoeping einen Reichstag aus, die Angelegenheiten des Vaterlandes zu ordnen. Dennoch übereilte ihn der Tod; nach dem ersten Gefechte erkrankte er schon und nach wenig Tagen ging er aus der Zahl der Lebendigen, am 30. Oct. 1611.

Auf dem Heldenbette lag er hingestreckt. Ruhig und gefaßt stand die Königin ihm zur Seite, und seine Kinder, alle Glieder seines Hauses, die Ersten des Reichs umgaben ihn erschüttert, denn es mahnt den Menschen gewaltig an seine Vergänglichkeit, wenn die Großen und Mächtigen der Erde — gleich den Kleinen und Machtlosen vergehen. Gustav hielt des Königs Rechte in der seinen, gleichsam um ihn in dem Leben zu halten, dessen Allgewalt nun auf seine jungen Schultern fiel, — er hätte mögen ein Atlas sein! — Es zögerte aber noch der Augenblick der Erlösung, und man erbangte ob dem schweren Todeskampf. — Da trat plötzlich der alte Held Pontus de la Gardie ein, und legte seinen Feldherrnstab, mit Lorbeern ganz umschlungen, und seine Siege, welche Rußland bezwangen, und die Zaarenkrone von Moskau zu des sterbenden Königs Füßen nieder. Einmal überflog noch eine jugendliche Röthe des Glücks seine ersterbenden Wangen, und — sein Blick war erloschen.

Das Testament erklärte die Königin während der Minderjährigkeit Gustav Adolphs zur Regentin. Aber

der dänische Krieg nahm, da durch den Tod des Königs die Feinde sich ermuthigt hatten, eine so gefahrvolle Wendung, daß sie die Stände bitten mußte, den siebzehnjährigen König mündig zu sprechen. Gern überließ sie das Zepter jetzt — so sehr sie auch darnach getrachtet, ihrem Sohne, denn sie fühlte es schmerzlich nur zu wohl, daß Weiberhand, selbst mit ihrem entschlossenen Geist, es nicht zu führen vermochte. Die Siege de la Gardie's hatten zwar Rußland unterworfen, dennoch blieb die Verwirrung der dortigen Angelegenheiten drohend. Denn Partheien theilten sich in die Wahl eines neuen Zaars, und Schwedens fortdauernde Kriege mit Pohlen gaben Sigismunden die nächste Veranlassung, eine neue Rache an dem für ihn verlornen Lande von dieser Seite zu suchen, und also verstärkt den Angriff auf den jungen König zu erneuern, dessen Unerfahrenheit ihn einen günstigen Ausgang hoffen lassen durfte. So waren die letzten Siege Carls nur die Strahlen einer untergehenden Sonne gewesen, auf welche finstre Nacht folgen sollte. Und wirklich alle Schauer derselben ergriffen den Jüngling, als die Abgeordneten des Reichstags ihre Sendung ihm eröffnet hatten.

Von drei Seiten bedrohten das längst erschöpfte Reich die Flammen dreier Kriege und in seinem Innern erhob sich die Parthei Sigismunds mit neuen Erwartungen; seine nächsten Schritte waren von Herzog Johann, Sigismunds Bruder, um so mehr bewacht, als diesen mit näherem Recht an die Krone kein Volksgesetz davon ausschloß. Die Königin seine Mutter schien, zufrieden mit errungener Majestät, gleich einem öden Felsen in des Meeres Mitte sich hoch über den empörten Wellen halten und dem wilden Schauspiel ruhig zusehen zu wollen. — Unter so schauerlichen Zeichen wurde der Herrscherstab von Schweden in des jungen Königs Hand gelegt, und

die Grausen erregende Verantwortlichkeit seiner Lage trat mit erschütternder Macht seiner rüstig jugendlichen Kraft entgegen. Dennoch hatte er keine Wahl: er nahm die Macht an, die ihm geboten wurde — so wollte es der Ruf seines Geschickes: — und schwur die Eide, in deren Bedingungen die verschiedenen Partheien die möglichsten Vortheile für sich selbst von der nothwendigen Schwäche des jungen Königs zu erhalten sich bestrebten.

Mit schwer bedrücktem Gemüth trat Gustav aus dem Saal des Reichstags, und suchte das Bild seines erhabenen Großvaters auf, dessen unsterblichen Geist um Kraft und Ausdauer, wie er sie selbst bewiesen, in noch größeren Bedrängnissen anzuflehen.

So stand er noch in Betrachtung versunken — als die Gräfin Brahe sich vor dem neuen König auf ein Knie huldigend niederließ. Die Ehrfurcht hatte sie hergeführt und der Drang ihres Herzens, ihm Treue zu schwören. Er hatte ihr Nahen nicht bemerkt — und war er durch die unerwartete Erscheinung überrascht — so war er es noch mehr durch das blühende Prangen, in welchem er die süße Gefährtin seiner Jugend nach langer Trennung wiedererblickte; — denn lang ist jede Zeit, wenn große Verhängnisse sie ausfüllen; sie legen ein schweres Gewicht in die Waage menschlicher Erkenntniß, und reifen den Geist, wie nach fruchtbaren Gewittern die grüne Flur gleich einer Braut in die Blüthe tritt. Wie so bedeutend erschien Gustav das Mädchen im Augenblicke seiner großen Sorgen! — Was konnte sie anders sein, als der Stern des Trostes, der seinem Gebet gewährt worden war.

Mit einiger Scheu der Verehrung hob der König sie auf; wie fühlte er sich so ganz verwandelt gegen die Tage der Unbefangenheit, wo das schöne Band ungekannter Liebe harmlos beide verschwisterte. Die

wilden Kämpfe sind es, welche uns volljährig machen; wenn wir das Walten der Geschicke erkennen, und das zagende Gemüth die Säule des göttlichen Glaubens im Drange der Gefahren umfängt, dann von allmächtigen Strahlen berührt treten alle verborgenen Kräfte des Menschen ins Leben und ins Bewußtsein. So war es bei Gustav der Fall, und gewohnt ihr Licht von ihm — wie der Mond von der Sonne — zu empfangen, hatten die Begebenheiten im Wiederschein der Liebe doppelt auf Ebba gewirkt, und wie in jedem weiblichen Gemüth um so schneller das Erschließen ihres Kelches bewirkt. Sie war nun eine Rose worden, welche sich eben öffnet, und nur im ahnungsreichen Traume die Fülle ihrer Schönheit dem stillen Sinne in entzückenden Bildern zeigt.

Immer noch befangen von der lieblichen Erscheinung war Gustav zu Muth, als müsse er vor ihr niedersinken, und sie anbeten, die vor ihm lag in so wunderbarer Schöne und Herrlichkeit. Aber wieder fühlend die Größe seines neuen Berufes, sann er auf einen Dank für die süße Aufmerksamkeit, welcher seinen Gefühlen angemessen sei, und begann mit der gewohnten Benennung seiner Kinderjahre: „Liebe Brahe“; doch schnell selbst erröthend, und ein flüchtiges Erglühen in Ebba's Zügen wahrnehmend, schwieg er wieder, und konnte nicht mehr sprechen. Mit dem Wort traten alle Erinnerungen im goldenen Abendroth der Vergangenheit in seine Seele und es war ihm, als bemerke er nun erst, daß ein sonnenähnliches Gestirn ein strahlend Licht auf Ebba niedersenke; — wie war in seinem Schein alles so innig verschmolzen, was noch in Raum und Zeit sich trennt! — nun wurde es klar in ihm: das ist mein Stern! das ist mein Licht! und sein Herz glaubte daran.

Selbst ungewöhnlich bewegt von dieser Begegnung, bemerkte Ebba das freudige Aufblitzen in Gustavs Auge

dennoch eher, als es bei ihm im Schall der Worte sich auszusprechen vermochte, und mit schüchternem Sinn, als fürchte sie, die kühnen Schwingungen des königlichen Aars möchten ihn zu nah den niedern Erdenzonen führen, errang sie das Wort über sich: mein edler König! — Anders aber wirkte dieser Anruf, als sie meinte, auf Gustav. Plötzlich durchdrungen von der Gewalt seiner Bedeutung faßte er mit dem Gedanken auch den Entschluß zur Stelle, und sagte mit überwallendem Gefühl, indem er, selbst seine Herrschergröße vergessend, knieend ihre Hand faßte: Ebba, du bist mein Stern und meine Liebe! Du bist mein Licht und meine Königin!

Große Thränen traten in Ebba's tiefblaue klare Augen, und fielen — auf Gustavs glühende Wangen; sie konnte keinen Laut hervorbringen, und gewaltsam sich losreißend, eilte sie aus dem Saal. — Er ließ es geschehen, — denn er fühlte auf seinen Wangen Ebba's Thränen als das schönste Pfand ihrer Liebe, und auch aus seinem Königsauge fielen zwei helle Perlen, und strebten voll Sehnsucht mit jenen sich zu mischen — wahrlich das war ihm nimmer begegnet! — Und als die Thränen sich vereinten, da wurde ihm ernst und heilig zu Sinne, und er fühlte vor Gott den unzertrennlichen Bund der Liebe geschlossen, den kein Tod, nur das Ende aller Tage und dann nur im gemeinsamen Untergang lösen kann.

Welche Kraft war über den jungen Kriegshelden gekommen! Er sah hell und klar den funkelnden Stern, der ihn aus dieser Nacht führen sollte, und in seiner Seele war nun unüberwindliche Zuversicht. Voll Muth ging er an sein schweres Königsamt, und das Auge seines Geistes blickte unverwandt, wenn die Stäbe seiner Hoffnungen brachen, nach dem hellen Morgenstern, der, wie den Völkern der Vorwelt, auch uns der Stern der Liebe ist: und für

jede verlorne Stütze reichte eine unsichtbare Hand ihm zween neue dar.

Also gestärkt, ging er in den ersten Kriegskampf mit den Dänen. Ein Heer rückte von Bleckingen herauf, ein zweites war in Gothland ausgeschifft worden, sich mit diesem zu vereinigen, um grad auf Stockholm loszugehen, auf welches König Christian von Dänemark zugleich mit seiner Flotte die Segel richtete. Es galt für Gustav Adolph die Krone! und er war in einem verarmten Lande, dessen beste Provinzen der Feind inne hatte; seine Heeresmassen waren im russischen und polnischen Krieg verstreut, und die, welche er den Dänen entgegenzustellen hatte, waren von ihnen bereits in mehreren Gefechten überwunden und verjagt worden. Allein die feste Kühnheit seines großen Geistes, — der nicht der leeren Form tributbar, sondern mit eigenem Seelenfeuer das Todte belebt — vermochte hier Rettung zu gewinnen. Durch die langen Kriege, unter welchen sein Vaterland, so weit seine Erinnerungen trugen und länger, geblutet hatte, war Gustav zu dem hohen Berufe früh eingeweiht, der ihn künftig so mächtig machte, daß die Geschicke ihm eine Zeit lang dienstbar wurden. Er war so glücklich, dem sicheren Feinde eine Bewegung abzugewinnen, und schnell benutzte er die entdeckte Schwäche, ihm eine Wunde beizubringen, denn er wußte wohl, daß es oft die geringsten Verletzungen sind, welche den Riesen Tod bringen.

Durch so kleine Pforten sollte Gustav Adolph eingehen zu dem strahlenden Tempel des Ruhmes. Aber sein Schwert war breit und scharf, und kaum auf der Bahn angelangt, überschritt er sie zu beiden Seiten im raschen Sturme, und ehe noch ein Jahr verging, umwand er seine Stirn mit dem Oelzweig. Was sein Vater durch seine ganze Regierung nicht erlangt, gewann er sich im Fluge gleich

dem Falken, der auf seine Beute niederschießt. Also hatte sich sein Stern bewährt, und er eilte in seinen Glanz nach Stockholm zurück, damit sein Haupt geweihet werde. Sieg und Frieden mit wiedergewonnenen Provinzen brachte er der Krönung zur Morgengabe, und strahlend in diesem jugendlichen Heldenglanze, verhehlte er länger nicht, daß Ebba seine heiße Liebe sey, und daß er die Gräfin Brahe, seine nah verwandte Base, auf den Thron erheben wolle, den schon ihre Vorfahren eingenommen hatten.

Wundersames Erstaunen bemächtigte sich des ganzen Schwedenlandes. Durch die alten Geschlechter ging ein Geist der Freude, und ein Stolz erhob sich in ihrer Brust bei der Wiederkehr einer großen Vergangenheit, wo aus ihrer Mitte noch die Könige zu Throne stiegen; und so wie dieser junge Dänensieger die Flamme der Bewunderung in dem Herzen seines Volkes angezündet hatte, waren es des stürmischen Beifalls sprühende Funken, die laut durch ganz Schweden hinflimmerten, und in tausend Stimmen erklangen Lieder seiner Wahl! — Und wer hätte sie schauend zweifeln können, daß sie zur Königin geboren sei! Schien doch die Schönheit, welche sie umleuchtete, nur ein geringer Theil dessen, was an der erhabenen Erscheinung bewundernswerth war. Da erst fühlte sich jeder Schwede, die Tochter des Landes betrachtend in ihrer Kronen-Würdigkeit! — O wie bald war der finster drohende Sigismund vergessen, an Gefahren dachte keiner mehr. War doch der Sieger selbst allen gegeben ein Pfand der Zukunft, und er selbst, umstrahlt vom hellen Gestirn der Liebe, erschien bedeckt und gehalten von unsterblichen Mächten.

Keine Königskrönung hatte Schweden freudiger gefeiert. Gerüstet war die Flotte schon, welche den

König nach Pohlen tragen sollte, aber nirgend bemerkte man ein banges Gemüth. Gustav war nicht mehr der Jünglina, mit starker Hand hatte er das Zepter gefaßt; schon stellte er das Gleichgewicht im Innern her und die Partheien erlagen. Aller Glanz der alten und neuen Zelt entfaltete sich in der ehrwürdigen Ritterholms-Kirche. Die Geister aller Nordlandshelden füllten ihre hehren Räume, und große Entschließungen reiften in des jungen Königs Seele. Darauf, als in dem Angesicht Gottes, er eine lichte Säule hingestellt, daß die Welt sie schaue und sich ermuthige, — der König in seinen Sälen seinen Getreuen gedankt, und allen Pflichten des Tages genügt hatte, stieg er im Krönungs-Ornat vom Thron, und es öffneten sich die Hallen des Pallastes vor seinen Schritten — bis er stand vor der geblendet überraschten Wahl seines Herzens! — Mit sich hatte er das ruhmgebleichte Haupt des Grafen Brahe geführt, und ohne daß die Staunende zu fragen wagte, gab er der Gräfin Brahe sein feierlich Eheverlöbniß. Der König war verschwunden, Ebba ruhte tief bewegt an ihres Vaters Brust, und die versammelte Menge trug auf Schwingungen der Freude die Namen Gustav Adolph und Ebba Brahe durch das schwedische Land.

So kühn waren des Königs Schritte gewesen; so glücklich hätte er seinem Gefühl willfahren können; so mächtig standen Sieg und Liebe ihm zur Seite, und auf immerdar hatten beide ihn mit dem Volke und mit der Theuern verbunden. Aber ganz entgegengesetzt war der Hof gesinnt, vor allen Gustavs Mutter, die stolze Königin Christine. Ihrem aufstrebenden Geiste war es ganz unerträglich, eine Unterthanin sich auf dem Throne zu gesellen, auf welchem sie mit solcher Würde gesessen, unkönigliches Blut mit dem ihrigen zu mischen, und den Ruhm,

welchen ihr Geschlecht errungen, ohne Rückgewähr eines ähnlichen zu theilen; und der ganze Hof stimmte ihr bei, und pries ihre große Gesinnung, welche es über das Mutterherz vermochte, sich den Wünschen des theuren und großen Sohnes entgegenzustellen: — und zu denen, welche also dachten, gehörten alle, welche willenlose Instrumente in Anderer Hand sind; — jene die erschrecken, wenn ein freier Mann ihnen begegnet; — erbleichen, wenn einer sagt: ich will; wo doch nur allein die dunkle Gewalt des Machthabers wollen soll; und entfliehen, wenn die unerhörte That kühn vor sie hintritt, welche die hergebrachten Regeln und die unausgesprochenen Gesetze eines gespensterartigen Geistes der Unumschränktheit mit angeborner Kraft übersprang. —

Auf Undankbarkeit wurde schon die laute Anklage gerichtet; schwerer Undank von Seiten der Waise gegen die königliche Wohlthäterin. Die Gräfin natürlich war die Schuldige; sie hatte den König in ihre Netze gelockt, und er mußte daraus befreit werden. Darum erklangen in den weiten Hallen des Pallastes keine Gesänge der Freude, welche Ebba's Schönheit und des Königs Liebe priesen; die öden Räume schienen dafür mit den geisterhaften Wänden, auf welchen so viel riesige Gestalten gewaltig in das Leben hineindroheten, als Ankläger gegen ihre Bewohner aufzutreten, welche stumm und verschlossenen Sinnes über unheimlichen Dingen brütend durch sie hinwandelten. Wunderbare Schönheit! zu deren Bildung diesesmal die Natur aus tausend Formen die edelsten Theile vereinigte, um den Thron des Lieblings der Gottheit mit dem Unvergleichlichsten zu schmücken. — Alles besiegst du ja mit deinen Strahlen; — widersteht dir allein der Neid? — Doch auch er mußte sich bezähmen, wie stark er auch sein möchte. Die alternde Umgebung des jugendlichen

Königs selbst gehörte zu seinen Verbündeten, denn bewunderte sie gleich seine Thaten, so war sie doch nicht von ihnen begeistert und hingerissen, wie das Heer, das sie getheilt, und das Volk das sie gesehen und in der Rückwirkung gefühlt. Ungern verstanden sich die altergrauen Männer dazu, der Jugend unbedingt zu huldigen; sie hofften wohl, sie nach ihrem Willen zu lenken, statt in schweigender Ehrfurcht die Winke des gebietenden Hauptes zu empfangen; sie sahen seine Blüthe, — die frische Gluth seiner Wangen, den Blitz seiner Blicke, — und betrachteten nun wohlerwägend ihre Würde, ihr Wissen, ihre Erfahrungen, ihre Verdienste, die eigenen Häupter in dem heiligen Schein des Silberhaares — und bestärkten sich in dem natürlichen und wohl verzeihlichen Irrthum, der bei ihnen leider Grundsatz war, das Morgenroth von Gustav's Regierung vor jedem Unfall durch ihre Weisheit zu bewahren. Des Königs arglose Jugend und das Gefühl seines Glücks bemerkte ihre Sorgen nicht; dagegen erweckte der Jubel des Volks allein ihre Furcht, verbunden mit dem Liebesrausch des Königs, so nannten sie die seligste Zeit seines Lebens; — beklagenswerthe Thorheit! die vor jedem freien Ausbruch wahrer Empfindung — gleich einer schwachen Seele erbebt. — Die Königin hemmte jeden Laut, den Sorge oder Furcht erzeugen konnte; sie trat gleich einer geisterbeschwörenden Zauberin unter sie, daß alle verstummten; sie heuchelte — was kann Mutterliebe nicht! — Freundlichkeit, selbst gegen Ebba, bis der König eingeschifft war. De la Gardie hatte seinem Sohn Jacob das Commando in Liefland übergeben, und konnte ihn nicht unterstützen; dringend wurde die Gegenwart des König dort erfodert, weil selbst Sigismund in Person sich rüstete; dahin erging der Ruf des Schicksals, dahin wehten die Winde günstig. So nahe lag Christinen die ge-

wisse Hoffnung, freie Hand zu behalten; wie hätte sie jetzt nicht alles geschehen lassen können: ja sie bezwang sich, als der König beim feierlichen Abschied ihr seine Liebe, und seinen Entschluß eröffnete, die Gräfin Brahe zu seiner Gemahlin zu erheben, und wendete klug das Gespräch auf die Gefahren, welchen er selbst entgegen gehe, und auf die ängstliche Sorge, die dem Vaterland verbliebe; — sie schloß mit heißen Segenswünschen für die Erhaltung des theuren Königs, des geliebten Sohnes. Er aber sagte: „beruhigt Euch, Frau Mutter Königin, über meinem „Haupt hält Wacht ein heller Stern, ich kehre glücklich „und siegreich wieder.“ —

Ach nur zu günstige Winde führten den König zum Kriege, und entführten ihn der Liebe. Hunderte von Schiffen waren in Bewegung ihn zu begleiten. Seine Augen hafteten fest auf dem Pallast seiner Väter, der sein hohes Glück in sich schloß. Aber aus dem Segelwalde, der in rauschender Harmonie von jubelnden Siegsgesängen und geschlagenen Meereswogen den Hafen und die Bucht bedeckte, blickte Ebba, welche insgeheim sich zum Schiff begeben, auf den König, und sah in dem wimmelnden Gedränge nichts als ihn, und hörte nichts als seinen Namen. Wie nun der West die Segel füllte, und die metallnen Kiele die Silberfluth furchend, zwischen den Felsen, welche die Hauptstadt schützen, hindurch dem offenen Meer zueilten, da gab der Wiederhall tausendfältig des Königs Namen wieder. Es war als stimmten die Wellen mit ein, und trügen ihn in verschmelzender Harmonie auf ihrer endlosen Bahn, die nur der Horizont begränzt, hinüber zur Unendlichkeit. — Glückliches Mädchen! schönstes Fest deiner Liebe! sei zufrieden! — Fühlst du nicht in deinem Herzen den tausendfachen Wiederhall aber tausendmal wiederhallen? Die Töne tragen deine

Wonne in des Himmels heil'ge Hut: — nur dort wird ihre Beseligung blühen.

Gewaltigen Fluges trieb die Flotte dahin. Der Schwarm der Begleiter blieb zurück, denn obgleich Wind und Verlangen sie n a c h dem Königsaare trieb, so war es doch nöthig heimzukehren, und die Segel niederzulassen. O bange Rückfahrt! trauriger Kampf gegen den Willen der Wellen; langsam mit mühseligem Ruderschlag, wie auf dem stillen Gange der letzten Ehre, unter dem in schmelzende Traurigkeit verwandelten Nachklang der Freudentöne, ward nach langen Stunden der Hafen wiedergewonnen. Ebba's Segel war zuletzt gefallen, am weitesten hatte die Macht des Gefühles im innigsten Verein mit der des Elements sie dem erhabenen Jüngling nachgetrieben, der sonnig hell gebieterisch auf seinem Verdecke stand, und gerührt zurückblickte auf die sturmschnell gleich der Zeit entfliehende Heimath, und auf ihre Lieb' und Treue, die ihm nachtönte, der zum erstenmal den schwedischen Boden verließ. Und in solcher Betrachtung schwoll sein Königsherz — und in dem ruhmvollen Glück der Liebe so vieler tausend seiner edlen Schweden erhob sich seine Seele über die süße Wonne seines persönlichen Gefühls.

Silberhell beleuchtete unterdessen der Mond bereits die königlichen Holme, und in geheimnißreicher Stille schlugen die friedlichen Wellen sanft an die felsigen Brücken der Ufer; kaum vernahm man, daß noch ein verspäteter Nachen landete; Natur und Menschen schienen zu ruhen, und der milde Geist Gottes über sie schützend ausgebreitet. Wer noch wachte, dessen Seele labte die verheißende Stille des Mondes, und frei und ungehemmt drang der Geist auf den Schwingen frommer Empfindungen in jene andere Welt, deren überfließend Licht unsre Sonne und unsre Sterne sind. Die goldenen Jugendträume der Liebe schienen

sich vor Ebba's Augen zu verklären. Heller als Kristall — und milder als blendendes Sonnenlicht gestaltete sich alles vor ihrer hoffend träumenden, und träumend hoffenden Seele, und der vielgeliebte Gegenstand selbst schien sich vor ihrem Angesicht aufzulösen in etwas Unsichtbares, aber Unvergängliches. — Nur seine Krone blieb strahlend am weiten Himmelsbogen als ein Stern zurück, den Welten Zeugniß zu geben, welches Haupt sie geschmückt, und von welchem sie ihr Lichtgefunkel empfangen.

Endlich stieß das Schiff ans Ufer. Trauriges Erwachen aus solcher Klarheit zum Erdendunkel. Der königliche Pallast warf große Schatten auf diese Stelle, denn seine Riesenmassen, vor den Mond tretend, entzogen ihr sein Licht. Dagegen fiel durch die hell erleuchteten Fenster aus den Gemächern der Königin ein Feuerschein auf die Erde schaurig herab. Es mußte Mitternacht sein, und mit der tiefen Ruhe, welche über die Stadt gelegt war, trat jene nächtliche Bewegung in um so schneidendern Gegensatz. Dort glühte ein Leben im Verborgnen, so das Licht des Tages gleich dem des Mondes scheute, und allein zur freudlosesten Stunde sich entfalten zu können schien. Die Gräfin war in ihrem innersten Gemüth erschreckt, unbewußt ließ sie sich ans Ufer bringen; aber als ihre Diener die Pforten jenes Flügels des Schlosses öffneten, den sie bewohnte, ergriff sie ein geheimes Graun, und sie sank erschöpft in die Arme ihrer Begleiterinnen, welche mit Besorgniß und mühsamer Ueberredung nur vermochten, sie hinein und zur Ruhe zu bringen.

Und ihr Herz hatte ahnend die Wahrheit erspäht. Kaum war ein linder Schlummer mit den Morgenstrahlen über ihre Augen gekommen, als ein banger Ruf sie weckte: „Die Königin Mutter nahe.“ Der Schreck hatte sie ins Haus geführt — er scheuchte

sie jetzt empor, und er war es auch, der statt der Grazien in wilder Eile sie kleidete, und sein frommes Opfer — darum aber nicht minder schön, — denn die Furcht erhöht den Reiz der Unschuld, — indem die Königin in die Thüre trat, demüthig vor ihre Füße legte.

In den finsterstolzen Zügen der herrschbegierigen Frau lagen nicht die Eigenschaften von Gustav's Mutter, wohl aber alles das offen zu lesen, was die Geister der Nacht in ihrer Seele geboren hatten. Vom langen Zwange ledig fühlte sie mit Lust hier das Geschick Schwedens in ihre Hand gegeben. Sie hatte die Rache genährt an ihren Brüsten, — gegen ihren Sohn, der nun in freier Ueberhebung seiner Königsmacht sie vom Regimente, das er, während er außerhalb der Grenzen des Reiches war, eingesetzt hatte, ausgeschlossen — sie, von der nach ihrer Meinung so ganz allein alle Herrlichkeit des Sohnes stamme; — gegen Ebba, die statt die Blume ihrer Gnade zu sein, und nur im Strahle ihrer Sonne zu blühen und zu vergehen, — sich ein anderes Gestirn erwählt hatte, und ihres Lichts nicht mehr zu bedürfen schien. Christina hüllte ihre lieblosen Gefühle in den Mantel heldenmüthiger Aufopferung fürs Vaterland, und laut die Pflichten des Königs, durch eine vortheilhafte Vermählung das Reich zu stärken und zu mehren, verkündend und vor dem Volk aufrufend, fügte sie mit schlauer List hinzu: sie müsse leider, und wolle es mit gewohnter mütterlicher Zärtlichkeit, ihren königlichen Sohn von den Phantasieen seiner Jugend auf die Kronenbahn zurückführen, ob zwar mit zerrissenem Herzen, aber für Schwedens Heil sei ihr kein Preis zu kostbar, kein Opfer zu schwer.

So hatte sie's ersonnen; so hatten ihre versammelten Getreuen der Hauptstadt noch im Angesicht

des enteilenden Königs sie schweigend vernommen. Viele stimmten aus knechtischem Gehorsam bei; andre aber, weil sie treuer meinten, eine Fürstin sei dem König und dem Wohl des Reichs ziemlicher, denn die Schwedin auf dem Throne könne leicht innerlichen Zwiespalt aufregen, wie es die Vorzeit oftmals bewiesen; noch einige indessen, — und das waren die geheimen Anhänger der Katholischen, — freuten sich dieses Zwistes im königlichen Hause, und thaten alles ihn zu nähren und zu verbreiten. — Jene aber, welche eben von den Armen der Freude über des Königs freie Herzenswahl umschlungen waren, hatte der nächtliche Zauberbann der Königin nicht in seiner Macht, und sie standen der stolzen Frau nicht als rettende Warner zur Seite. Der Graf von Brahe, wohl im stillen Herzen diese Verbindung seiner Tochter wünschend, aber öffentlich jedes für und wider vermeidend, war von der schnellen Wendung der Gesinnungen, nachdem der König kaum den Hafen verlassen, bitter berührt worden, und zur Stunde nach Schloß Rosenberg abgereiset, beschließend, Stolz mit Stolz zu erwiedern, übrigens in nichts die Handlungen des Königs und der Königin Mutter zu stören.

So weit war Christina schon auf ihrer Bahn vorgeschritten, als sie die Gräfin Brahe zu ihren Füßen sah. Es war ein Gang zum gewissen Triumphe, dennoch hatte sie sich mit allem schweren Geschütz ihres Zornes und ihrer Größe gewaffnet. Daher war sie unwillig von dieser Demuth überrascht. Hatte sie die Absicht gehabt, die verächtliche Nebenbuhlerin durch einen der angebornen Königsblicke zu zerschmettern, so war sie nun durch Ebba's Unterwerfung selbst entwaffnet. Schweigend hob sie das geängstete Mädchen auf, und führte sie, zum nächsten Sessel gehend, mit sich vor.

Lange maß sie die zagend erröthende Jungfrau mit großen starren Blicken, stand dann wieder auf, und sprach: „Gräfin Brahe, ich erlaube euch noch heute zu eurem Vater zurückzukehren," zugleich aber trat sie in die Fensterbrüstung — fürchtend den Eindruck dieses Befehls in Ebba's Zügen zu lesen. Aber nun nahm das Bewußtsein im Gemüth der Verlassenen seine Rechte; sie fühlte sich die Verlobte des Königs — Gustav's! und weit erhaben über Neid oder Feindschaft, kehrte Muth und Ruhe in ihre Seele zurück. Da erkannte sie denn leicht, wie sie der Mutter dessen, den ihr Herz verehre, vor allen zur Liebe verpflichtet sei; dieselbe war aber auch ihre Mutter geworden, als Ersatz, den ihr der Himmel für die eigene gegeben; Dankbarkeit legte der heiligste Glaube ihr auf — und so war sie denn schon ganz ergeben. Während ihres minutenlangen Schweigens war Christinen jedoch der Muth zurückgekehrt, sie glaubte wieder Stimme und Kraft zu haben, sich ihrem Zorne zu überlassen, und ihren Sohn von einem Mädchen zurückzufodern, welches sie als die Räuberin seines Herzens betrachtete. Schon hatte sie sich wieder gewandt, schon schwebten die giftigen Worte auf ihren Lippen, als mit ihrer angebornen Milde Ebba zum andernmal vor der Königin niedersinkt, und mit gepreßter Stimme ihren Dank für all die mütterliche Gnade darbringt, so an ihr ist kund geworden. Und abermals verstummt die Königin; — trat die ergreifende Sterbestunde von Ebba's Mutter mit Christinens feierlichem Schwur geisterhaft vor ihre Seele, oder war es sonst ein dunkel ahnungsvolles Entsetzen: — sie ertrug Ebba's Anblick nicht mehr; sie bekämpfte eine Thräne, die scheu in ihr Auge trat, ermannte sich mit Anstrengung, hob die Gräfin von der Erde, sagte: „Lebt wohl!" — Die Thüren flogen auf — und sie wurde nicht mehr gesehen.

Das war der Zustand der glückseligen Wahl der königlichen Liebe. Mehr überrascht als vernichtet, doch so bestürzt, daß sie sich selbst fragte, ob sie wache oder träume, stand Ebba lange auf derselben Stelle. Aber sie wachte, und war verbannt von der Schwelle, welche ihr als die ihres Thrones verheißen war. Denn der Zweifel währte nicht lange, als der Stallmeister der Königin eintrat und sich die Befehle der Gräfin für ihre Fahrt nach Schloß Rosenberg erbat. Dieser gab ihr den vollen Stolz, welcher der Geliebten Gustavs geziemte, und sie gebot, — nicht als eine Vertriebene — nein! als eine bleibende Herrscherin. —

Losgerissen von ihren Hoffnungen sollte sie die nächstwiederkehrende Mondnacht finden! — ja, ganz und auf immerdar vom Könige getrennt. So hoffte Christina. Aber sie vergaß, daß vor treuliebenden Herzen alle irdischen Schranken fallen. — Als die Gräfin aus den Fenstern ihres Schlosses niedersah, und der meerumwogte Königspallast — Stockholm im Mondenschein wie Sternenflimmer vor ihrem sehnenden Auge lag, da erwachten recht freudig die Träume der vergangenen Nacht, und als sie in die weiteste Ferne auf den Spiegel des Meeres hinblickte, meinte sie einen funkelnden Streifen zu erspähen, und sie glaubte, er bezeichne die Bahn so der König genommen, und ihr Geist folgte derselben bis zu den entlegenen Küsten.

Graf Magnus Brahe hatte die Tochter ernst empfangen; er tadelte laut, was ihn im Stillen erfreute, und zürnte den hochfliegenden Planen eines Mädchens, das sich dem Könige auf dem Thron gesellen wolle. Seine Tochter aber sprach: „Ich suchte „den König niemals; daß er mich vielleicht im Ueber„maaß seiner Gnade — seine Liebe nannte, ist be„greiflich, da Christina uns gemeinsam erziehen ließ.

„er hielt mich immer als eine treue Schwester; — „daß ich aber den König und sein jugendlich Heldenthum verehre, das will ich nicht entschuldigen, das „will ich frei bekennen; doch nach seiner Krone verlangt mich nicht; er behalte sie, — wers vermag, „bezwinge ihn, und gebe ihm die fürstliche Gemahlin, „aus meinem Herzen reißt ihn nichts, er bleibt immerdar sein Licht; wenn man aber mich aus dem „seinen reißt — o armes hohes Herz, dann wirst „du bluten, — ich will deinem Willen mich dann „ergeben. Deinen Ruf zu hören ist meine Pflicht, „wenn und wo er mich auch treffe.“

Thränen, ahnungsvolle Zeichen des Unglücks, waren ihr selber unbewußt in das schöne Auge getreten, und als sie's bemerkte, ergriff sie unendliche Wehmuth, denn sie verstand die klaren Tropfen; sie sagten ihr zum erstenmal, daß sie den König verlieren könne. An den dunkeln Schauern, welche sie ergriffen, erkannte sie die Wahrheit der traurigen Bedeutung.

Christina hatte das Opfer vollbracht, aber das Gelingen erfreute sie nicht. Quälende Ruhe! wo die Seele vor selbstgeschaffenen Bildern erbebt. Wich Ebba von ihrem geistigen Auge, so sah sie ihres Sohnes Gestalt in so wundersam schillernden Farben, daß sie sich in einem Labyrinth von Reue und Hoffnungen und Planen verlor, welche wechselsweise von Liebe, Stolz und Haß eingegeben waren. Denn die Gründe selbst, welche sie gegen Ebba erzürnten, hatten die Größe des Königs zur Absicht; dachte sie aber diesen, so übermannte sie wieder ihre Mutterfreude, und es war ihr zu Sinne, als könne sie ihm nichts versagen, als müßte sie Dinge zu erschaffen vermögen, um ihm nur zu gewähren, mehr denn er selber wünsche. Hatte sie indessen wieder die Größe ihres Sohnes bis zum Himmel aufgebaut, so fühlte sie sich dieser

Größe Erzeugerin; und nun überragte ihr Stolz alles — er vermaß sich den Sohn zu schelten, der zu lieben wage ohne ihren Willen. Doch schnell diesen entschuldigend, war Ebba wieder das Ziel ihrer schweifenden Gedanken, welche den König verstrickt und verzaubert habe, und dafür den schmählichsten Tod verdiene: da war sie erfinderisch, alle Wohlthaten, welche sie dem Kinde erwiesen, aufzuzählen, nicht denkend, daß sie sich dadurch selbst des Dankes verlustig erklärte, und daneben nun in den Farben ihrer eigenen Seele die Vorwürfe hinzustellen, welche sie auf die Unschuldige gewissenlos niederschleuderte; zuckend mahnte sie es dann, daß sie die Zügel der Regierung nicht behalten. — Nimmer wäre dies alles geschehen! — Aber die Gefahren vergaß sie gänzlich, welche sie damals zwangen, dieses Opfer zu bringen, und die zum Erstaunen der Welt der junge König besiegt. Lange auf diese Weise unstät gejagt von innerem Unfrieden, hatte sie nach ihrer Meinung doch endlich ein sicheres Mittel gefunden, den König von seiner Liebe loszureißen. Der Zufall hatte nämlich einen reichen Speculanten nach Schweden geführt, und dieser war mit mancherlei vortheilhaften Handelsvorschlägen bei Hofe erschienen, und — was aber nicht zum Handel zu gehören schien — mit einer Tochter von seltener Schönheit. Es lag in ihren Augen eine so ungewöhnliche Glut, daß ein flüchtig Anschauen genügte, um entzündet zu werden. Wie die alten Fabeln uns erzählen von den Meerfeyen, deren verlockender Gesang mit unwiderstehlicher Sehnsucht in die Tiefe hinabzog, so war es hier ein unbegreiflich Feuer, das blendend zuerst, dann aber fesselnd, lodernd und ergreifend aus Margarethens Blicken flammte. Auch wunderliche Sagen kamen mit ihr hergezogen von manchem Jüngling, der aufgezehrt von dem nahrungslosen Brande einer Liebe,

welche sie angefacht und nicht erwiedert, unter Lebendigen ein Schatten umhergewandelt sei, bis über kurz ihn die Schattenwelt aufgenommen. Dieses alles hatte die alte Königin theils durch die Kunde erfahren, theils selbst bemerkt — und alsobald auf diese verborgenen Flammen ihre Hoffnungen gebaut. Die Liebe kannte sie nicht — das rechtfertigt sie etwas — auch glaubte sie wohl nicht an das Vergehen in lebendige Schatten. Aber war sie nicht darum erst beklagenswerth? — Als wandelte jemand unter klaren Sternen und zündete sich an der Berge Feuer eine Fackel an, welche ihm den Himmel erhelle — welche Thorheit! — Es befangen den Menschen zwei Gewalten, dem Himmel ist er unterthan, doch auch der Erde! — wenn nun der irdische Theil blind wäre im lichten Sternenschein, und der flammenden Leuchte bedürfte? Seis! dieser wird vergehen mit seinem schaurigen Licht, und der Scheitel, der den Sternenstrahl geschaut, wird sich hoch erheben und zur Verklärung sich verwandeln.

Christina wußte das Geschäft des Holländers so zu lenken, daß er sich entschloß zum Könige zu reisen; mit herablassender Güte hatte sie sich die junge Margaretha gewonnen, und so seltsam auch ihr hohes kaltes Wesen mit der frischen lebendigen Glut des Mädchens sich zu entzweien schien, so hatte sie ihr dennoch nicht ohne Erfolg ihre Gnade aufgedrungen, mit welcher, wenn die Großen diesen Theil ihrer Macht benutzen wollen, sie mehr schmeicheln als erfreuen, aber darum die Unkundigen verführen. Besondere Briefe hatte sie dem Mädchen an den König mitgegeben, von denen, wie sie dem Vater sagte, sie selbst und er das Beste für die Erfüllung ihrer nun beiderseitigen Wünsche zu hoffen habe. Zufrieden über die glücklichen Aussichten, welche dieses Land mit seinen verborgenen Schätzen der Erde dem Kauf-

mann eröffnete, segelte er nach kurzem Aufenthalt in Stockholm gerade nach Narva, wo er den König zu finden hoffte.

Mit besonderer Freude war aber unterdessen die Gräfin Ebba durch Gottes Gnade heimgesucht worden. Ein Schnellsegler hatte die erste Kunde des Königs ihr überbracht; heimlich zwar und ohne Wissen der Königin, so daß ein erbangendes Gefühl sich wieder ihrer bemeistert haben würde, hätte nicht das Glück der Gegenwart ihre ganze Seele eingenommen, und indem ihre Augen trunken auf den geliebten Zügen weilten, konnte sie auch nichts fühlen und denken, als ihre unsägliche Liebe.

Gustavs Brief war aus der Besorgniß seines vollen Herzens hervorgegangen. Die Zeit, welche Königen oft karg gemessen ist, hatte ihn bei seiner Abreise eilend bedrängt; er war ungewiß der Zustimmung der Königin Mutter geblieben; auch der Segen des Grafen Brahe fehlte ihm, und mit seiner Sehnsucht allein dachte er der Wandelbarkeit des Irdischen, und wünschte daher sich seines Glücks so viel als möglich zu versichern. Er schrieb also und bat seine Geliebte, ihm die Antwort ihres Vaters auf seinen Wunsch zu geben; auch wollte er dringend wissen, wie sich die Königin Mutter gegen sie betrage, und ob sie — seine Braut ziemend ehre; er bat sie übrigens sich nicht an der bösen Menschen Worte zu kehren, welche nicht unterlassen würden, sie mit ihrem Gift zu berühren; ihm aber möge sie sagen, ob seine Liebe ihrem Herzen noch gefiele, um damit sein brennendes Herz zu trösten *), und ewiglich auf seine Treue zu bauen. — Der Brief war mit den versetzten Buchstaben G. E. A. B. unterzeichnet; leicht fand sie die

*) Eigene Worte Gustavs.

schöne Deutung „Gustav, Ebba, Adolph, Brahe,“ und mit seliger Lust betrachtete sie die Züge, die schon verbunden waren; ihre Herzen waren es ja auch; — Wonnethränen fielen auf die deutungsvollen Zeichen. Sie war so glücklich, daß sie es laut den Lüften und den Sternen hätte verkünden mögen; — ihre ganze Gestalt belebte sich zu schwebender Freude. So eilte sie zum Vater, dessen Ernst sie aber gleich verstimmte. Er sprach ihr von der Würde seines Hauses, und daß nicht zum erstenmal eine Brahe die Krone trage, daß ihn die Wahl des Königs ehre und beglücke, aber auch Gustavs keineswegs unwürdig sei; dann endlich ließ er ihr manche Besorgniß blicken, daß des Königs Jugend ihn auf andere Gegenstände leiten könne, daß die Königin Mutter doch wohl ihren Willen behaupten möchte, zumal bei Gustavs kindlicher Ergebenheit; Ebba folglich ihre Ehre und die Würde ihres Stammes wohl zu wahren habe, daß sie mit beiden immer hell und rein an Nordens Himmel strahle, wie's einer Normanns-Jungfrau zieme; — der König möge sich lenken wohin er wolle, und Begebenheiten möchten hereinbrechen nach den wechselnden Launen des Geschicks.

Still und nachdenkend trat die edle Gräfin wieder in ihr Gemach — und weil die Furcht sich schnell mittheilt, so ward ihr Gemüth von ihr erfüllt. Sie setzte sich nieder und schrieb, was die klugen kreuzenden Gesinnungen des Vaters mit der bedachtlosen Wärme des Herzens ihr eingaben. Als die Buchstaben standen, erschrak sie selbst ob ihrer schweren Bedeutung, und konnte es kaum begreifen, wie sie zum Könige von seiner Mutter zu sprechen käme. Aber indem trat der Bote wieder ein, und bat, weil der Wind günstig wehe den König bald zu erreichen, um seinen Bescheid. Da dachte sie der raschen Lüfte, die ihn entführten, und gab das Blatt mit Hast,

daß eilend es möge zum Geliebten bringen. Lange sah sie dem Boten nach, den ihre Blicke auf dem Wege zur Stadt verfolgen konnten, den Glücklichen beneidend, der ihn schauen würde, und wagte immer nicht sich abzuwenden, denn es war ihr, als werde ihr Blick getragen vom raschen Sturme, und müsse doch endlich das schöne Ziel finden, das er suche.

Er fand es nicht; aber der Bote kam an, und betraf den König in nicht geringer Bedrängniß. Die Pohlen hatten sich mit den Russen verbunden, und die Wahl eines neuen Zaars auf ein unbeachtet Lehnsfürstenhaupt gelenkt — auf Romanow! Diese Krone war Gustav entgangen, — ihm weniger als seinem Bruder, dem er sie bestimmte; — aber auch hier war die Mutter störend dazwischen getreten, sie wollte den Sohn nicht von sich lassen; des Königs Jugend hatte den richtigen Standpunkt nicht beachtet und den günstigen Moment verfehlt — und so war es geschehen, daß Sigismunds größere Schlauheit im Vortheil geblieben. Indessen um die Zaaren-Krone war es ihm weniger, als um die Vergrößerungen, zu welchen diese Verhältnisse Schweden günstige Gelegenheit darboten, und die zu gewinnen seine Königspflicht war. Abermals trotzte er der Jahreszeit, und durch sein Beispiel allein, das immer in den größten Mühseligkeiten voranging, stellte er die Lage der Dinge wieder her, welche durch unglückliche Vorfälle mancher Art — denn im Krieg regiert der Wechsel — sich zur hohen Gefährlichkeit gewendet hatten. Grade indem Gustav einen Angriff auf die feindlichen Linien unternehmen wollte, erschien der helle Stern seiner Liebe in Ebba's Zeilen wieder, und sein gefühlbedürftig Herz war so begierig, die überzeugende Gewißheit in sich aufzunehmen, daß er in der Begeisterung seines Glücks nichts anderes dachte als — geliebt zu sein! So beseligt, gebot er den Angriff,

überwand, warf die feindlichen Reihen nieder, und ordnete den Sieg, den er glorreich davon trug, und wie er noch in spätern Jahren zu sagen pflegte, allein seiner Liebe verdankte. Vom Schlachtfelde, nachdem er mit dem ganzen Heere Gott gedankt, schrieb er Ebba:

„Wohlgebornes Fräulein! Herzensallerliebste „auf der Welt! Euer liebes Schreiben ist mir zu „Handen kommen, woraus ich vernommen habe, „daß Ihr all mein Begehren in Eures Herrn Va„ters Willkür stellt — welche Eure Antwort ich „mir wohl muß gefallen lassen, und Euch dafür „danken, Gott bittend, daß er Euer Herz dazu „lenken wolle, daß Ihr mein beständig möget ein„gedenk sein, und niemahlen Euer Herz von mir „wenden; und Ihr wollet Euch ins Gedächtniß „rufen die treue Liebe, so ich zu Euch getragen, „und daß ich dabei niemahlen möge zu hören be„kommen, daß ich nicht mehr sollte an Euch ge„denken, sondern daß Gott sowohl von Euch als „von mir möge gebeten werden, Euch und mich „den Tag erleben zu lassen, der mich getrösten „könne und Euch erfreuen werde. In Erwartung „dessen ich Euch in göttlichen und allmächtigen „Schutz treulich und inniglich befehle, und mich „Eurem edlen und getreuen Herzen, verbleibend „so lang ich lebe, o herzensallerliebstes Fräulein!

Euer getreuer und
dienstwilliger Freund
G. E. A. B. *)

Schon war dieser Brief in des Boten Händen, und besondere Befehle geleiteten ihn nach dem Vater=

---

*) Die Urschrift dieses Briefes ist in dem Schreibschrank der Gräfin Brahe gefunden worden, und wird zu Drotningholm in der königl. Bibliothek aufbewahrt. Siehe Hallenberg schwedische Reichshistorie. Band 3. Cap. 17.

lande, als er noch einmal die süßen Zeilen seiner Geliebten betrachtete, um der Seligkeit seiner ersten Empfindung Dauer zu geben. Wie? — sind diese Buchstaben verzaubert? — Welchen Sinn las er nun heraus; er war wie grausig Schattenbild der Hölle, das mit erstarrtem Blicke versteinend an ihm vorüberging.

Die Königin Mutter seine Feindin, die ihre Pfeile auf seine Liebe richtete! — O bitteres vergiftendes Weh! das traf sein tiefstes Leben. Großes Unglück kann der Mensch erfahren, von der Höhe seiner Wünsche zur Tiefe des Abgrunds niedersinken — ohne Rettung! Doch wird alles dies nicht die Blüthe des Herzens treffen, den empfindlichsten Theil unseres Gemüthes, wo die heiligsten Bande der Natur mit den Trieben treuer Liebe durchkreuzend sich entzweien, oder von uns lassen, oder gegen uns sich wenden.

Nun erst forschte der König den Boten aus, und erfuhr, daß die Gräfin Brahe vom Hof verwiesen sei. — Verwiesen! — o Entsetzen! die künftige Königin verwiesen! — von der machtlosen Mutter? Das traf zermalmend seinen Stolz und seine Liebe; zum erstenmal fühlte er einen Streit in seiner Königsbrust, und es verlangte ihn, sich in frommem Gebet mit Gott zu berathen. Er hieß den Boten seine Abreise verschieben, und entließ ihn. Dann demüthigte er sich vor dem Allmächtigen, und flehte um Labung für den Brand seines Herzens, der sich in lodernden Flammen zu entfesseln strebte, und doch nicht wagte. Von der Mutter, von der hochverehrten Frau, war ihm dieser Schlag gekommen! — welches Unterfangen, welcher Eingriff in die königlichen Vorrechte! vor allen in die Rechte seines Herzens! — Die Majestät ist beleidigt — die Majestät muß strafen! Aber es ist die Mutter!! Königin und Vasallin in

Conflict! — Nein! nicht Vasallin, Königin gegen Königin, ist's die eine noch nicht — so ist's die andere gewesen. — Aber das gesalbte Haupt — Ebba ist die erste Dame der Königin — Christinens Pflegetochter, und sie hat Mutterrechte über sie! — o labyrintisches Gewirre, das meine Schwingen zu kühnem Fluge sich zu entfalten hemmt. Himmel, that ich denn Böses, oder wollt' ich es? — Gewiß muß es so sein, da die, welche mir die nächste ist im Leben, sich feindlich richtet gegen mein Herz. Strafe mich dann gütige Gottheit! welches Opfer soll ich bringen? Die Mutter ehre ich — Ebba lieb' ich — ist da Wahl? wann ist Ehrfurcht größer gewesen als Liebe? — Nein! Ebba muß zurück, die Königin muß sie in die alten Ehren wieder einsetzen. Und soll ich der Mutter entgegentreten? — o himmlische Vorsicht wende das von meinem Haupt; die Mutter hat mich groß gemacht, und mir Pflichten aufgelegt: Pflicht? — Das fällt erstarrend auf meine Seele. Die Pflicht kann ja alles überwinden, auch die Liebe! — überwinden? — ja! aber nicht vertilgen. Doch Pflicht wäre es, der Mutter gehorsam zu seyn? — Bin ich nicht der König — und ist gehorchen nicht an ihr? gehorchen — die Mutter? Nein! — Aber ich auch nicht! bei Gott — nein! Ich thue meine Königspflicht, und diese lastet auf mir — nichts trag ich mehr! — Diese aber fordert auch eine geborne Königin auf dem Thron! — so höre ich die Mutter reden. — Nein sie fordert's nicht. Ich denke so viel Gewicht in meine Königswaage zu legen, daß dieses mir kann erlassen werden. Wie? sollte mein ganzes Leben leer und blütenlos sein? Das reine Feuer, das mich zu allem Guten stärkt, jeden Tag mich läutert, das Gefühl, das mich beseligend zu Gott emporzieht, weil es von ihm niederkommt — dem soll ich abschwören, um den Glanz meines Thrones — nicht

durch Tugenden, nein! durch souveränes Blut zu erhöhen? Soll ich sein wie andere Fürsten — und Diamanten in meine Krone setzen, und dafür den höchsten Juwel der Liebe meines Volkes hingeben? — Kann ich es aber lieben und glücklich machen, wenn ich selbst die Liebe verbanne, und alles Finstere und Todte zu Götzen mir wähle? — Nein! ich will es nicht. Gott sei deß mir Zeuge, daß ich Gutes und Großes für mein edles Volk bezwecke; ich will die Krone, die meiner Gemahlin in der Geburt gefehlt, aus Lorbeern ihr erbauen, und jeden Tropfen fürstlichsten Bluts mit einem Siege bezahlen, wie sie durch eine Tugend ihn ersetzen wird. Das will ich — wenn der Himmel mir Kraft und Segen giebt, es auszuführen. — Und die Königin Mutter? mein täglich Gebet soll Gott bitten, ihren Geist zur Milde zu kehren; durch Güte will ich mein Heil finden, Troz unt Gewalt will ich fliehen. — Nur die Klugheit stehe mir zur Seite, sie hat List und Verstellung gegen mich geübt, als ich von ihr Urlaub nahm, zu Stockholm; solchen Waffen muß begegnet werden. Ach! das ist schwer, ich fühl's, es ziehen finstre Geister in mein Herz — sie schwenken wohl die Fahnen zum Siege — aber ohne Segen; denn geht meine Bahn durchs Dunkel — bin ich schon besiegt. Als er lange in diesen Gedanken sich vertieft hatte, ließ er seinen Feldprediger rufen, und besprach sich mit ihm über die Schwächen der Menschen, und über die Nachsicht und Geduld, welche das Christenthum befiehlt mit unsern Brüdern zu haben. So ganz erfüllt von den heiligen Lehren erschien er in der öffentlichen Audienz. Scheinbar zerstreut läßt er sich durch seinen Kanzler den holländischen Kaufmann vorstellen, der eben angelangt war; als dieser ihm aber die Briefe der Königin Mutter überreicht, scheints ihn wieder lebendiger zu ergreifen. Geheime Hoffnungen

erwachen — ob sie mich wohl mit ihrer Zustimmung überrascht? — vielleicht kam sie von ihrem Irrthum zurück; oder wenn nicht, geben die Briefe neue Mittel an die Hand, — Waffen, wenn sie sich größerer Dinge angemaßt hätte, welche sie schuldig machten. — So wunderliche Gedanken bewegten sich unklar und nebelhaft in seiner Seele, während er die Handschreiben Christinens erbrach und las.

Aber nichts als honigsüße Worte, Vorsorge, Staatswohl und all dergleichen Dinge: sie bittet Gott um Schutz für meine Tage, und schnellt zugleich den vergifteten Pfeil auf meine Liebe, auf mein eigen Herz von der Sehne. O Verstellung! dein Blick ist der des Basilisken, und schon durchrieselt sein Gift mein Gebein.

Darauf setzte sich Gustav zum Schreiben, der Bote mußte erscheinen, und zugleich ließ er den Herzog von Lauenburg, seinen Vetter, zu sich entbieten. Dieser war des Königs Jugend-Gespiele mehr als Freund; vom Glück wenig begünstigt, hatte dem beinah heimathlosen Schweden ein anderes Vaterland gegeben, und ihm war es dort im Schutze seiner königlichen Anverwandten besser ergangen, als in seinem väterlichen Hause, wo ältere Brüder dürftig auf dem fürstlichen Erbe lebten. Der Bote sollte eilig nach Schweden, und der theuren Ebba Trost bringen, aber für den Herzog befahl der König ein besonderes Schiff zu rüsten, denn er hatte ihn zu einer feierlichen Gesandtschaft an seine Mutter ausersehen, um durch seine Schlauheit, die er wohl kannte, ihre Einwilligung zur Vermählung mit der Gräfin Brahe zu erlangen, welche er, wie er zu erklären gebot, gleich nach seiner Rückkehr zu feiern beabsichte. Der König hoffte, öffentlich eine Weigerung auszusprechen, würde Christina nicht wagen, andern Theils werde ihr durch die Ehre des Antrags geschmeichelt u. s. w.

Hoher Jüngling! schlecht kanntest du die Mittel, welche Frauen, bösen Willens voll, zu Gebote stehen.

Der Herzog kam und erfuhr seine Bestimmung mit nicht geringem Erstaunen; er bat um einige Tage Frist. „So viel," erwiederte der König, „wird die Ausrüstung des Schiffes auch erfordern, und ich selbst bedarf der Zeit, Eure Instructionen weislich vorzubereiten." Der Herzog beurlaubte sich, seine Stunden waren kostbar. Vielem hatte er zu genügen, denn er war es gewesen, auf den Christina ihr ganzes Vertrauen gesetzt, und ihm hatte sie den Auftrag gegeben, Margarethens Schönheit zu benutzen, um die Gräfin Brahe aus des Königs Sinnen zu bringen; daß sie irgendwo tiefer wohne, ahneten weder die Königin von Schweden noch der Herzog von Lauenburg. So verschieden sonst beide auch denken mochten, in diesem Punkt war ihre Gesinnung rein fürstlich. Wie jene es für ihre Pflicht hielt, den König einem Irrthum zu entreißen, der seinen Ruhm trüben konnte, dachte dieser wohl eben nicht viel bei der Sache, und hätte sich nicht gewundert, wie weit der König auch seiner Leidenschaft für die beglückte Unterthanin sich überlassen wollte, aber sehr, wenn er sie auf seinen Thron erhoben hätte; er fand daher den Weg klug von der Mutter gewählt, und meinte, ist es nur erst die zweite Liebe, so wird es auch die dritte oder vierte werden, (bei ihm würde die Progression gewiß noch weiter gegangen seyn) — und von Ebba ist dann keine Rede mehr. Zwar hätte es ihm obgelegen, dem Könige, der ihm sein Vertrauen geschenkt, zu dienen, aber er glaubte, wie das nicht selten der Fall ist, eines Theils besser das Wohl Gustav's zu erkennen als dieser selbst — dann hatte er aber auch eine vorzugsweise Neigung für Intriguen, und liebte

daher alle offenen und graden Wege nicht. Er zog also vor, des Königs Mutter Gehör zu geben, um so eifriger, da er des Königs wahren Vortheil zugleich und ohne Opfer von seiner Seite befördern konnte, ja wohl in seinem Sinn sich noch ein Verdienst um ihn und ums Vaterland erwarb. Es scheint zwar, der König kannte seinen Mann, da er ihn wählte, weil er sich eben dieser Fähigkeiten zu seinem Zweck bedienen zu müssen glaubte; aber doch wohl nicht genügend, denn er ließ unbeachtet, daß wenn uns Schlauheit und Verstellung wahrhaft dienen sollen, sie im Zwange der höchsten moralischen Gewalt seyn müssen: ohne diese zieht ihre angeborne Neigung sie — sehr natürliche Wahlverwandtschaft — immer zum Bunde mit dem Verrath.

Der Herzog ließ es sich angelegen sein, die schöne Holländerin noch denselben Tag, da sie im Lager angekommen war, dem Könige vorzustellen. Gewiß war dies kein geringes Fest für ein Kriegsleben in den russischen Einöden; aber ein besonderer Umstand war benutzt, Margarethen dem Könige näher zu bringen. Dieser bewohnte nemlich das einzige erträgliche Gebäude in dem kleinen Ort, in welchem eben das Hauptquartier war. Nichts also natürlicher, da der Canzler die Wichtigkeit der Handelsverbindungen aufzählte, und auf die dringenden Empfehlungen der weisen Königin Mutter hinwies: — daß der König Vater und Tochter während ihres Aufenthalts an seinem Hoflager die Wohnung in seinem Hause anbieten ließ, und so beschränkt er selbst war, so trat er doch gern als ein ritterlicher Krieger der Schönheit einige Gemächer ab, zumal er ihr selbst so nahe seyn sollte; denn sie ist wie die Sonne, zu deren Strahlen sich alle Pflanzen hingezogen fühlen.

Der Herzog glaubte dadurch schon gewonnen zu haben; den Canzler, welchen er gestimmt hatte,

wußte er noch durch die Erhöhung der Bedeutenheit des Geschäfts dahin zu bringen, daß er seinen Reichthum von klugen Vorsichts-Maaßregeln diesmal zum Besten des Staats anwendete, und so das Mittel der Verlängerung des Aufenthalts des Holländers wurde. Um übrigens dem Verhältniß Margarethens zum Könige gleich im Beginn einen bestimmten Charakter zu geben, benutzte er des Mädchens glühende Lebenslust, und stellte des andern Abends schon ein Banquet an, zu welchem natürlich der König geladen war, und wo ihm, als dem ersten Preiswürdigen, die Krone des Tages — Margarethe als beste Unterhaltung zugesellt wurde. Die Freude war die gefeierte Göttin dieses Festes, um so selbstzufriedener, als die Lagersitte jeden störenden Zwang entfernte, und jugendlich kriegerische Fröhlichkeit ein dem Könige angenehmes Vergnügen war, dem er sich gern hingab. Margaretha besaß das schöne Talent des Gesangs und auf den vielen Reisen ihres Vaters hatte sie Gelegenheit gefunden, sich die schönen bezaubernden Weisen der südlichen Länder anzueignen; wenn nun die Krieger Siegsgesänge anstimmten, fiel Margaretha mit süßem sehnsuchtsvollen Klang dazwischen ein, und so wie von ihren sanften Tönen alle Gemüther sich erschlossen, gleich dem Kelche von dem Strahle der Sonne, riß die stürmende Freude sie mit sich fort auf ihren lebendigen Wellen.

Endlich reisete der Herzog und lichtete zu Narva die Anker. Seine Verlassenschaft im Lager des Königs war die gesellige Beweglichkeit, welche sich täglich um Magarethen wie um die Elfenkönigin drängte, um so mehr als die Kriegsbewegungen keinen raschen Fortgang, vielmehr einen ernsten Stillstand hatten. Es war eine Zeit trüber Launen Bellonens, welche dem Könige viele und große Sorgen gab. Zwar umschwirrte ihn laute Fröhlichkeit —

und seine Jugend war gern in ihrer heiteren Umgebung; dennoch haftete sie hier allein an seinem Aeußeren, und es schien das Heiligthum seines Herzens mit seinem Kummer, seinen Hoffnungen und Ahnungen, sich immer mehr zu verschließen, gleichsam eine Entheiligung fürchtend, wenn es für diese Umgebung zudringlich wäre. Niemals brachte er, was dort in reiner Anbetung glühte, mit hinaus in das milde Rauschen der Tage, die er nun leben mußte, denn er fühlte es mit Reue, daß das Gift des Doppelseins sein Wesen gespalten hatte; nicht mehr gehörte er unbeschränkt dem Höchsten und Reinen; auch die Erdgeister hatten ihres Antheils sich bemächtigt, und sie suchten ihn zu behaupten, so lange sie's vermochten.

Ueber die gewohnte Zeit war diesmal der Bote ausgeblieben. Wie doch die Geschicke oft so liebreich sind und mit Vorliebe die Begebenheiten schürzen und zur nahen Vollendung bringen; dann aber, als ob sie am Ziel ihr eignes Werk bereueten, plötzlich hemmende Gewalten herbeilocken, gleichsam um das Beglückte dann noch die höchste Probe der Weihe bestehen zu lassen: so waren leider nun die Winde zu den Fahrten nicht mehr günstig, welche die Zeichen der Liebe von den Ufern Esthlands hin gegen Schweden trugen, und öfters droheten sie den schnellfurchenden Kielen Gefahr und Untergang; doch immer führte ein Engel die geretteten zum sicheren Hafen. Es kamen die lieben Blätter erfreuend denn auch endlich in König Gustavs Hände, auf denen die Buchstaben standen, die zwar dunkel herblickten, deren Geist aber liebeshell und tröstlich war.

Aber der letzte Brief der Gräfin Brahe stimmte den König ernst und trüb. Sie bat ihn in rührenden Worten, seine Wünsche aufzugeben; um keinen Preis wollte sie zwischen Mutter und Sohn treten

— die noch dazu auch ihre Mutter sei; je mehr sie ihn liebe, je weniger dürfe sie dieser entgegenhandeln — sie wünsche sogar, daß er alle Versuche aufgeben möge, die Königin zu gewinnen, denn ihr Sinn sei nicht zu ändern, und verderblich wäre, die erhabene Frau — die Mutter! zu erzürnen.

Des Königs edler kühner Muth hätte gern sich aus der stillen Brust entfesselt, und wäre siegend auf alle die störenden Hindernisse niedergefahren, die nicht offen ihm trotzten, sondern geheim und hinterlistig ihn umgarnten, wie des Schlingkrauts giftiges Geflecht; aber seine kindliche Ehrfurcht stand wie ein Geist mit drohendem Schwert gegen ihn, und suchte selbst ihn durch anscheinende Freundlichkeit mit Hoffnungen zu beschwichtigen. Das ist schon der Tod alles Großen und Schönen, wenn die engen Bande der kleinlichen Verhältnisse sich an die freien Thaten gleich Kletten hängen, und durch unscheinbare Hindernisse den kühnen Flug der Kraft ermüden — und endlich besiegen. —

„Durch Beständigkeit, welche immer die Liebe ziere, „sei noch alles gut zu machen; sie möge alles an„dere fahren lassen, allein auf ihn bauen; die Zeit „könne alles ändern, selbst den starren Sinn der „Königin, den zu erweichen er niemals ablassen „wollte. —

So schrieb der König wieder. Dergleichen Blätter flogen so manche übers Meer, Ebba's Hoffnungen wider Willen nährend, die täglich des Vaters ernste Würde bekämpfte; aber Gustav ward in seinem Herzen bang und unheimlich, seine Schwingen waren gelähmt, und sein ganzes Wesen erkrankte; halb antheillos lag er nur seinem wilden und gefahrvollen Königsgeschäfte ob, und sein irrdisch Herrscheramt führte ihn dann zur lebendig thätigen Gegenwart zurück, deren leuchtende Zauber Margaretha verwaltete.

Also war der Leu gebunden, und seine feindlichen Hüter bewegten sich ohne Furcht und Scheu auf ihren wohl beschützten Bahnen. Die Königin, ihres Sieges so gut als gewiß, nahm nun gnädige Mienen an — o hüte sich jeder vor des Feindes Lächeln! — Durch die Sendung des Herzogs von Lauenburg hatte der König ihr ohne Kampf das Feld geräumt, und sie durfte nach Willkür schalten — wenn sie nur den Sohn in Ruh erhielt. Sie zögerte daher mit der Antwort für den Herzog, so viel sie konnte, und er mußte dem König melden, daß Christina ihm immer noch nicht die gute Stunde, die er suche, gewähren wollte; sie aber baute unterdessen auf Margarethens zauberhafte Schönheit — und jeder Augenblick, den sie jener mehr Raum vergönnte, den in Hoffnungen hingehaltenen König zu verlocken, war ein sicher Pfand des nahen Ziels.

Oft sind es die geringeren Fähigkeiten tief untergeordneter Geister, welche dem schwankenden Gedanken Form und Zweck und Wort zugleich geben, und so war es auch der Herzog, welcher der Königin den besten Rath ertheilte, Ebba vom Könige zu trennen, nemlich den: ihr einen Gemahl zu geben. — Nah freilich lag das Mittel, die Ausführung schien etwas Alltägliches; dennoch war mehr Gift darin, als der Herzog wohl selbst mochte vermuthet haben; und erwog man die Umstände genauer, hätte man den Rathgeber als einen Thoren abweisen müssen; denn wie war zu hoffen: das Mädchen, welches Gustav Adolph sich anverlobt hatte, das ihn liebte, wie alle guten Menschen die Tugend lieben, eine Gräfin Brahe — die freie Schweden-Tochter — zu einer andern Wahl zu bewegen. Aber bei der Königin faßte der Vorschlag schnell Feuer; sie hatte es nun gefunden, was sie immer dunkel gewollt und gesucht, und ihr wurde es leicht, Mittel zu erschaffen,

den Plan zu verwirklichen; — was wäre den Fürsten unmöglich? Jetzt erst schickte sie den Herzog zurück, und weil ihr alles daran liegen mußte, den König sicher zu machen und seine Rückkehr zu entfernen, damit sie auf keine Weise in ihren Bewegungen gestört werde, rüstete sie ihn mit so viel verheißenden Worten, versichernden Hoffnungen — und sogar mit einer bedingenden Einwilligung aus, daß wenn Gustav nach drei Jahren noch so denken sollte wie jetzt, sie sich überzeugen würde, daß es sein Glück sei, und dann mit Freuden seine Wahl mütterlich segnen; sie fügte sogar Klagen hinzu, wie schwer es ihr ankomme, ihrer theuren Pflegetochter, welche sie zärtlich liebe, so entgegen sein zu müssen — aber solche Opfer sei sie gewohnt, dem Lebensglück ihres Sohnes, dem Heil des Reichs, dem Wohl des Vaterlandes zu bringen. Christina kannte Gustavs Ehrfurcht für die Mutter — aber auch zugleich seinen jugendlichen Trotz. Diesen klug umgehend, nahm sie die erste ganz in Anspruch, und um ihm zu beweisen, wie redlich ihr Wunsch und ihr Wille sei, ließ sie dem König melden, daß sie die Gräfin Brahe an ihren Hof zurückberufen habe.

So umgarnte die verblendete Frau den eignen Sohn; sie wußte, daß zu lang ausgedehnte Dauer der Anspannung jede Kraft erschlaffen macht; darum verschwor sie sich mit der Zeit gegen Gustavs Liebe, und zugleich mit seinen lebendigen Jugendtrieben gegen seinen reinen Minnedienst; von der andern Seite aber war sie zugleich bedacht, die Gräfin Brahe in ein verhaßtes Joch zu schmieden und sie auf solche Weise in Gustavs Herzen mehr oder minder schuldig werden zu lassen; — welcher der lichtscheuenden Geister hätte dieser Erfindung — und mit Neid — nicht Beifall gezollt!

Endlich kam der langen Ungeduld des Königs zum Ziel der Herzog im Lager an, und was er brachte erfüllte seinen Zweck, wie es seine berauschende Natur mit sich brachte. Gustav, süßer Erwartungen voll, gab seiner vielgeliebten Ebba alsobald diese Kunde:

„Wie er Gott danke, daß doch endlich der
„Königin starrer Sinn erweicht sei, denn wenn
„es in der That so wäre, wie der Herzog ihm
„berichtet — und wie könnte es nicht sein, da
„die Königin sich selbst zu Eröffnungen gegen die
„Gräfin erboten — so hoffe er, daß sie ohne allen
„Zweifel ihn besitzen solle. Die Königin würde
„Ebba fragen, ob sie so lange warten wolle, auf
„die Gefahr, daß sein Sinn sich ändere: er bäte sie
„daher nach ihrem Herzen zu antworten, aber
„vorzüglich diese Antwort so einzurichten, daß
„Ebba — was Gott verhüte! — der Königin nicht
„misfalle. Ueberhaupt schärfte er ihr in ihrem
„ganzen Benehmen eine besondere Vorsicht ein,
„sie möchte sich in nichts einlassen und nur in we-
„nig Worten sagen, daß sie Alles thun wolle,
„was der Königin zu Sinne käme. Er wünscht
„auch sehr zu wissen, wie sich die Königin nun
„gegen sie benimmt, und schließt endlich mit den
„Worten: „„Gott gebe, daß Ihr diesesmal so ant-
„„worten könnet daß es Ihrer Majestät gefalle,
„„dann hoffe ich wird mit Gottes Hülfe unser
„„heißes Wünschen zu einem guten Ende kommen,
„„dann erst wird mein Herz ruhen können.""

Der König war nun in Sicherheit gewiegt, und der Herzog unterließ nicht, diese auf alle Weise zu befestigen. — Nicht-Uebung der Kräfte ist schon ihr halber Verlust, und täuschende Zuversicht, auch sie ist Besiegung. Scheint es doch fast, als habe in

dem obigen Briefe des Königs trotz aller schönen Hoffnungen eine dunkle Ahnung des traurigen Ausgangs obgewaltet, aber sein Geist, beschwichtigt durch Vernunftgründe, hörte sie nicht; wie selten verstattet man in dem hohen Rath des Geistes dem Gefühl eine Stimme! — und doch geht dies in seiner Natur und seinem Glauben bessere Wege, als alle Weisheit der Erde zu erdenken vermag.

Es war nun aber nach zweien Jahren die Waffenruhe eingetreten, und die schwierige Streitigkeit sollte nun diplomatisch geschlichtet werden; auch konnte sich der König, da die Waffen ruheten, nun mehr mit dem Innern des Reichs beschäftigen, und der Holländer verstand seinen Vortheil wohl, diese Muße für sich zu benutzen, und die beabsichtigten Verträge abzuschließen, ehe Gustav nach Schweden zurückging und dort vielleicht umgestimmt wurde. Daher wechselten allerlei mutherschlaffende Beschäftigungen in diesen Tagen, und doppelt wurde nun seinem jugendlichen Sinne die lustige Lagergesellschaft lieb, wo noch die freien Elemente sich bewegten, und der Margaretha ungewöhnliche Reize lieh. Die Friedensunterhandlungen bewirkten aber schon Veränderungen in den Militär-Commando's, und der König entband den Grafen Jakob de la Gardie, der seinem großen Vater Pontus in den Fußtapfen des Ruhmes gefolgt war, von dem Oberbefehl zu Nowogrod, um ihn zum Statthalter von Stockholm zu ernennen. Mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken übertrug er ihm das neue Amt und befahl ihm sogleich dahin abzugehen, denn ihm gönne er vor Allen die ersten Früchte des Jubels eines dankbaren Volks zu erndten, der so viel glänzenden Theil an den Siegen und den neuen Erwerbungen Schwedens habe. Der Graf beugte dankbewegt seine Kniee vor dem Könige, und schiffte sich nach Stockholm ein.

Dort kam er an wie ein Geist, der lange gezögert auf die dunkeln Beschwörungen der Magier zu erscheinen. Die Königin, welche alsbald nach dem Abgang des Herzogs von Lauenburg die Gräfin Brahe wieder an ihren Hof berufen hatte, überhäufte sie mit anscheinender Gnade. Diese aber, wenn auch keinesweges von diesen unerwarteten Liebeszeichen befriedigt — mußte sie doch, in Zusammenhang mit des Königs Briefen, für ein Pfand der Erfüllung ihrer süßen Hoffnungen nehmen, und gern beredete sie sich, darin die wiederkehrende Gunst ihrer erhabenen — vielleicht — zwiefachen Mutter zu sehen. Christina nahm von dem bald darauf sich verbreitenden Friedensgerüchte Anlaß, durch Feste den Hof zu beleben, in der geheimen Absicht, Ebba mit den jungen Männern bekannt zu machen, von welchen sie ihr einen zum Gemahl zu geben wünschte. Ebba blieb auf solche Weise die gefeierte Schönheit, um so mehr, da niemand der alten Königin verborgene Gründe ahnend, jeder in ihr die künftige Gemahlin Gustavs zu sehen glaubte; Christinens eigene Partheigänger waren irre geleitet, und hielten dafür, sie habe endlich dem Könige nachgegeben, dem sie doch eigentlich nie habe widerstreben sollen — und können, wenn Gustav seinen königlichen Willen hätte üben wollen. Nur auf solche Weise war der letzte Siegerstreich gegen das unglückliche Mädchen zu führen. — Ahnete der König etwas davon — so war er wie ein Bliz in Stockholm und vernichtete das höllische Getriebe. Das mußte vor allem vermieden werden.

Ebba lebte also im Glanz und im Schimmer des Hofes und der Bewunderung. Aber es waren nicht jene beseligenden Gefühle der Freude, welche, im Morgenroth ihrer Liebe, Natur und Menschen um sie her zu beleben und zu durchströmen schien. Im Schmerz altert die Zeit schnell, wie langsam auch

ihr Gang ist. Dennoch unbefangen wie sie war, nur ein Licht in ihrem Herzen — nur einen Lichtpunkt außer ihm erkennend, blieb sie ohne Antheil unter allem, was sie umgab, und nichts zog sie mehr an, als die Sitte heischte. Indessen stieg die Ungeduld der Königin, da Ebba keinen der Männer, welche sich ihr näherten, zu begünstigen schien, und beinah hätte sich schon jetzt die wahre Seite ihres Gemüths gezeigt — hätte nicht alles von ihrer Verstellung abgehangen, und wäre der Ruf ihr nicht zu Hülfe gekommen, welcher sich mit der Gunst beschäftigte, in der Margaretha bei dem Könige stehe. Konnte dem vielzüngigen Gerücht ein erfreulicheres Element geboten werden?

Es kamen aber mehrere Offiziere und Beamten allmählig von der Armee zurück, und boten sich so von selbst zu Bildung eines Gewebes von Geschichten dar, deren bürgende Autorität sie selber waren; eine Wahrheit lag ihm freilich wie immer zum Grunde, aber tausendfältig entstellt von Liebe und Haß, Freunden und Feinden. Nichts Erwünschteres konnte der Königin kommen. Alle ließ sie zu Hofe fordern, und indem jeder die Thaten ihres Sohnes ihr beschreiben mußte, verstand sie das Gespräch immer so zu lenken, daß alles, was jenes Verhältniß mit Margarethen betraf, ihr mitgetheilt wurde als etwas Angenehmes, das den geliebten König bei den Mühen des Krieges erheitert und zerstreut habe. Die Gräfin Brahe, als ihre erste Dame, durfte niemals bei solchen Audienzen fehlen. Aber gleich den Männern im feurigen Ofen stand das hohe Mädchen unter diesen auf ihre Liebe einstürmenden Flammen unversehrt und unberührt: sie schien von allem nichts zu hören — sie war gegenwärtig und war es auch nicht; das Kreuz des Glaubens hatte sie fest an ihr Herz gedrückt, und die wilden Gewalten der Hölle, welche

sie wirbelnd umspielten, hatten keine Macht über sie. Zuletzt wählte die Königin einige der zuverlässigsten solcher Kundebringer, und sandte sie — belehrt was sie zu sagen hatten, an die Gräfin zu geheimen Unterredungen ab. Aber Ebba verstand ihre Sprache nicht, in ihrem Gemüth bewährte sie das helle Licht — und ihr Auge sah einen Lichtpunkt — dahin blickte sie unabgewandt; alles übrige war ihr dunkel, und sie mochte es nicht erforschen, eben weil die Strahlen ihres Sterns es nicht erhellten.

Unterdessen drängte die Zeit die Königin, und die Vollführung mußte sich Bahn brechen. Selbst wollte sie nun versuchen, mütterlich die Gräfin zu bereden. Das Gift, welches das Gerücht — noch milder als die Mutter — in tausend Strömen vertheilt hatte, faßte diese in wenig tödtende Worte zusammen, und scheute sich nicht, zu diesem Zweck ihren Sohn mit Schuld zu beladen; sie rieth Ebba, die thörichten Gedanken aufzugeben — an ihre Ehre zu denken, und unabhängig von dem Leichtsinn eines königlichen Jünglings eine Wahl zu treffen, welche ihrer würdig sei; sie gelobte ihr jede Gunst — die Gewährung jeden Wunsches: Christina liebe Ebba so sehr, und sei allein um ihr Schicksal besorgt.

Die Gräfin Brahe nahm die dargebotene Hand, und weihte sie mit dem Kuß des Dankes für so viel königliche und mütterliche Gnade. Dann beklagte sie aber in Demuth den großen Schmerz Ihrer Majestät, welcher sogar den glorreichen Sohn nicht verschone: sie selbst bedürfe aber nichts zu ihrem Glück als das Bewußtsein des Besitzes der Gunst ihrer erhabenen Beschützerin.

Beinah hätte diese stolze Unterwerfung den Zorn der Königin ausbrechen lassen, aber zu viel stand auf ihrer Mäßigung; sie bezwang sich bis zur Bitte: —

Ebba möge ihr bestes Heil erwägen; darauf verließ sie die Gräfin.

Als diese allein war, machten Thränen ihrer Beängstigung Luft; sie war voll Wehmuth, mehr als sie es sich selbst verzieh; was sie im Könige besaß, vermochte keine irdische Macht ihr zu rauben. Das allein konnte ihr schmerzlichster Tod seyn, wenn Gustav in sich untergegangen wäre. Sieg und Ruhm trugen seinen Namen auf jubelnden Schwingen über Meere und Länder, der stolze Freudenruf des Volkes drang in ihre Gemächer, Gustavs Sternbild stand hell am Himmel, und sein Licht war in ihr; — und dennoch drängten sich abermals Thränen aus ihren Augen. In solch süßem Weh erhielt sie folgende Zeilen vom Könige:

„Mein Herzallerliebstes! Ich danke der göttli-
„chen Allmacht, welche mir die Ehre angethan durch
„die Gunst Eurer Liebe meine Feinde zu überwin-
„den, und aus allen Fährlichkeiten siegreich hervor-
„zugehen. Ich kehre mit Ruhm zurück, und habe
„keine Ursache mehr mich zu betrüben, als daß
„ich Eure Gesellschaft so viele Monat entbehren
„müssen, und so wenig Nachricht von Euch ge-
„habt, da ich doch wünschte, stets die beste zu
„hören, — auch gar nicht können Euch meine
„Liebe und meinen Dienst erweisen; aber ich ver-
„hoffe nun bald bei Euch zu sein, und mich in
„Eurer Gunst, Liebe und Wohlwollen wie bisher
„zu finden.“

Er schrieb ihr sonst noch von den herrlichen Erwerbungen der russischen und polnischen Küstenländer, welche er dem Vaterland zugebracht, und es war, als wenn die Liebe verschlungener Züge seiner Unterschrift heute vor allen ein glücklich Licht bedeuteten. Ebba's Thränen versiegten vor so entzückendem Anschaun, und die alte Zuversicht kehrte ihr wieder.

Aber sie hatte derselben auch sehr vonnöthen, denn nun erst sollten ihre Leiden anfangen. Christina ruhte keinen Augenblick länger; täglich und stündlich wurde Ebba bestürmt, den Gemahl zu wählen; erst Ueberredung, dann Bitte — endlich Drohungen — ja man wagte an Gewalt zu denken. Im vollen Vertrauen, daß sie niemand zu zwingen vermöge, und vor allem besorgt des Königs Willen und Erwartung zu entsprechen, seiner Mutter nicht zu mißfallen, trug sie alles geduldig, ohne sich nur des Beistandes ihres Vaters zu versichern. Als man aber gar nicht von ihr ließ, überwältigte sie in einer Nacht die Angst so sehr, daß sie dem Könige zu schreiben sich entschloß, und zur Stelle einen treuen Diener mit der Kunde ihrer Gefahr an ihn absendete. Es mußte sie sehr hart bedrängen, denn nur die höchste Noth vermochte sie, die Königin anzuklagen, es war aber eine Stunde siegender Wehmuth, und der Gedanke, wenn der König wiederkehrend sie vermählt finde, — übermannte ihren Muth, der zu ihrem eigenen Erstaunen im schweren Kampf sich bisher stärker erwiesen hatte, — als ihr stets auf Ergebung gerichtetes Gemüth es sie selbst hoffen lassen konnte.

Es war zu spät. Dieselbe Nacht war Jacob de la Gardie angekommen; der heraufbeschworene Geist des Verderbens stand vor den grausende Freude sprühenden Blicken der alten Königin. „Eure Belohnung sei meine Sorge, sprach sie zu ihm, der König hat sie in meine Hand gelegt, er weiß wie ich selbst, was er Euch — und Eurem großen Vater schuldig ist; mit seinem Liebsten kann er nur seine Würdigsten belohnen, und das will er.“ Mit diesen Worten führte sie ihn vor die Gräfin Brahe hin: „bewerbt Euch nur um die Gunst dieser Blume,“ fuhr sie fort, „es ist des Königs Absicht, mit solchen Kränzen solche Thaten zu vergelten.“

Der Graf stand überrascht, Ebba scheinbar überwältigt. Aber brechen die Kräfte der Natur, dann erheben sich aus ihren Trümmern erstarkt die unvergänglichen des Geistes, die alles irrdische besiegen. Die flammenden Pfeile der alten Königin prallten ab an dem festen Harnisch der Zuversicht: denn das glaubte Ebba nimmermehr, — und hätte Christina das Sakrament vor ihren Augen darauf empfangen, — daß dieses des Königs Wille sei; aber verloren war sie nun, dies sah sie klar ein, — und das war doch ihr erbarmungswürdigstes Loos, daß sie dem König Schmerz — und solchen Schmerz! — bringen sollte.

Noch standen alle schweigend. Die Königin heftete einen Siegerblick auf die Gräfin — bis diese muthig, wie es ungewöhnlichen Seelen eigen ist, sich entschloß und dem Grafen erwiederte: der Graf de la Gardie — der gefeierte Sieger — der Serafinen-Ritter wird wissen, wo es ziemlich um eine Brahe zu werben, — und ohne Weilen ließ sie sich vor der Königin auf eine Knie nieder, und bat, sich nach Schloß Rosenberg zu ihrem Vater begeben zu dürfen. — De la Gardie! begleitet die Gräfin dahin — gebot die alte Königin nun, und schweigend verbeugten sich beide in Ehrfurcht, und entfernten sich. Sie aber hatte in ihrem geheimsten Gemache bereits die Abgesandten bestellt, welche Rosenberg vor der Gräfin erreichen sollten. Sie glaubte fest, daß eine vollbrachte That, welche den König bei seiner Rückkunft mit ihrem ernsten Antlitz überraschte, ihn durch die Unmöglichkeit sie zu ändern beruhigen würde. — Kurzsichtige Menschen! die das Mysterium des tiefsten Lebens in die enge Form der äußeren Erscheinung pressen wollen. Sie stand über die Mittel zu dem

großen Zweck ihrer, wie sie meinte, mütterlichen Staatsklugheit nicht an; und ob Ebba vergehe, kam ihr nicht in den Sinn, der Sieg mußte nun gefaßt und gehalten werden, das allein war Noth. Den alten Grafen Brahe wohl kennend, ließ sie ihm von dem Leichtsinn des Königs so viel ergreifende Dinge sagen, daß sie wohl überzeugt sein konnte seinen Stolz zu wecken, seinen Zorn zu reizen, und durch Hülfe beider sich selbst seiner väterlichen Gewalt zu bemeistern, mit welcher er Ebba zu dem harten Bande unerwünschter Vermählung zwingen sollte, und noch seinen Dank konnte sie erwarten für eine Wahl, welche jetzt in Schweden nach dem Könige nicht rühmlicher zu finden war.

Ritterlich war de la Gardie auf seinem Siegesrosse dem Wagen der schönen Gräfin gefolgt, und vor den Pforten des Schlosses angelangt, hob er sie von ihrem Sitz. Aber nicht die Freude empfing die Tochter im väterlichen Hause, den Schrecken las sie in den ernsten Mienen, welche ihr begegneten, und die auch nicht zauderten, ihr angstbewegt Kunde zu geben, daß der Graf auf dem Todbette läge.

Es ergreift den Menschen zuweilen plötzlich etwas mit überraschendem und niederschmetterndem Gewicht, was ihm durch sein ganzes Leben kalt oder gleichgültig gewesen, als wenn die Zeit alles Versäumte nachholen wollte, und nie empfundene Gefühle drängen sich dann in einem Siegermoment zusammen, um der allmächtigen Natur ihr Recht zu behaupten. So war es der Gräfin Ebba ergangen: die ganze Macht der väterlichen Bedeutung trat vor ihre liebevolle Seele, und erfüllte sie mit jener kindlichen Begeisterung die alles vollbringt, mit jenem heiligen Muth zur Pflichterfüllung, dem nur unsterbliche Kränze blühen.

Die feindselige Botschaft der Königin, mit giftigem Hohn sein stilles aber glühendes Hoffen zerstörend, verbunden mit der schonungslosen Art, wie sie ihm gebracht wurde, warf den schwachen Greis darnieder. Die empörende Undankbarkeit der Königin gegen ihn bewegte krampfhaft seine Nerven und machte seine Worte stocken. Hatte er sie nicht gehalten und getragen durch alle Stürme — war er nicht die stützende Säule des hinfälligen, so wie des jung emporstrebenden Königs gewesen? — ohne ihn hätte vielleicht niemand Christinens Namen anders gehört und gelesen, als aus den Geschlechtsregistern ihres Stammes; und nun — ruhig thronend auf der Höhe vernichtet sie selbst die Stützen, welche sie erhoben haben. Das ist der Fluch der Großen. Dankbarkeit ist ihnen fremd und keine Tugend, und wem sie heut ihr Dasein verdanken, verderben sie morgen, wenn er in diesem Dasein neben ihnen zu athmen wagt. Nur die Gerechten sind die Ruhmwürdigen, denn es bringt die Gerechtigkeit mit sich, daß man die Rechte ehrt.

Arme Tochter! dreifacher Tod umranket dich — und läßt dich nicht. Dein Vater sterbend giebt ihn dir, und du giebst ihn dem König!

„Rette die Ehre meines Hauses,“ rief der Vater mit zermalmender Stimme der Nahenden zu. — In diesem schmerzvollen Augenblick sprach die Pflicht allmächtig: sie war so unglückselig, daß sie nicht mehr wählte, obgleich sie es wußte, was sie dem Könige that, der Vater verlobte die Tochter zur Stelle dem Grafen de la Gardie, und nahm ihren Schwur, dieses Band durch nichts als den Tod zu lösen. Darauf beruhigt und milde preßte er sie mit krampfhafter Zärtlichkeit noch einmal an sein kaltes Herz. Er war ver-

schieden. De la Gardie aber ward unheimlich zu Muth; er übergab die schöne unheilvolle Braut ihren Frauen, und kehrte nach Stockholm zurück, der Königin alles treu zu berichten.

Die stolze Fürstin erblaßte doch; — und als der Graf sie bat, ihm zu gestatten noch die Freiheit der Gräfin zurückzugeben, hätte sie beinah geschwankt. Zur rechten Zeit fiel es ihr aber noch ein, einen Schein von Edelmuth zu behaupten, und sie trug dem Grafen dringend auf, ihrer theuren Tochter ihren mütterlichen Wunsch und ihre Bitte zu bringen, den letzten Entschluß zu verzögern, bis der König selbst angekommen sein würde, dessen Wille ja dieser Ehebund sei.

Zufrieden durch die Hoffnung, der leidenden Ebba Erleichterung zu gewähren, sah diese den Grafen rasch aber bewegt in ihr Trauergemach treten. Ihn rührte das Leiden der Schönheit — und vielleicht diese selbst, denn im Kristallenglanz der Thräne glich sie einer himmlischen Verklärung.

Als der Graf ausgeredet, stand das süße schmerzenreiche Mädchen lebhaft auf, und sprach nach einigen Pausen — mit gefaßter Ruhe: — Nein! Graf de la Gardie. Mein Vater hat meinen Schwur empfangen, und im Vertrauen auf ihn ist er versöhnt aus der Welt gegangen. Eh er noch zur Erde bestattet wird, vergönnt, daß der Priester uns verbinde, damit er sehe, wie ich ihm gehorche.

Der Graf schwieg, was hätte er sagen können? und ließ die fromme Tochter gewähren. Bald standen sie an der ehrwürdigen Leiche, und der Priester selbst schaudernd vereinigte sie für die kurze Erden=

zeit. — Licht der Schönheit, Strahl des Ruhms, bezwangen euch beide die Farben des siegenden Todes? — O du nordischer Held, war dirs auf dem Schlachtfelde je heißer und weher zu Sinne? wenn das die Kränze sind, welche der Ruhm dir im Leben bringt — war es wohl nicht der Mühe werth, auf seine lockenden Bahnen auszuziehen. —

Als die Königin die Kunde vernahm, jubelte sie auf. Doch es war schon mehr die eitle Freude ihrer siegreichen Klugheit, als daß die vollbrachte Begebenheit sie befriedigt hätte; sie wollte zufrieden sein, und es verdroß sie, daß sie es nicht war. Das ist der Fluch des Bösen, daß sein Erringen mit verführerischen lächelnden Blicken lockt, und ist's erlangt — dasselbe Lächeln zum höllischen Entsetzen sich verkehrt. Wohl dem, der keine Nacht zubringt, wie die nächste der Königin Christina war! In wilden Träumen trat der Geist des Grafen Brahe vor sie hin, und forderte sein Kind von ihr. — Auch de la Gardie sah sie mit drohender Frage ihr entgegentreten: „Sind das die Kränze meiner Belohnung?" Aber zuletzt gerieth sie noch immer schlafend in Zuckungen, denn Gustav erschien ihr, der König mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit, der Sohn mit der Verzweiflung seines Herzens. Die Frauen, welche um sie waren, geriethen in Sorge, und sendeten nach dem Arzt, als der Donner des Geschützes vom Castell der Hauptstadt sie erweckte.

Der König kam. Von der Zinne des Schlosses konnte man auf der fernen Meeresfläche das stolze Schiff sich erheben sehen. Das sonnige Morgengold machte die Flaggen in Schwedens gelb und himmelblauen Farben erglänzen, und die drei Kronen darin waren so groß und bedeutend sichtbar, als ob sie

gleich einem Herolde verkündigen wollten: „das hohe und gewaltige Königsbild nahe der Heimath.“ Wieder günstig weheten die Winde, die den liebenden Jüngling zum Ziele seiner Sehnsucht trugen: — o das Geschick ist geschäftig, die schreckliche Stunde tödtender Enttäuschung in flüchtiger Eile herbeizuführen!

Ganz Stockholm war in plötzlicher Bewegung. Die Macht des Wiederhalles hatte die frohe Kunde von Berg zu Berg in die entlegensten Thale getragen, und in eilender Hast, daß keiner der letzte sei, strömten Schaaren der Landbewohner herbei. In geschäftigem Leben regten sich die Bewohner der Hauptstadt wimmelnden Gedränges durch alle Straßen — Ehren= oder vielmehr Liebespforten stiegen, und die erhabene Tanne des Gebirgs neigte ihr Haupt vor dem Sohne des Ruhms und der Krone; mit tausend Farben schmückten sich die Schiffe, und wie die seidenen Wimpel sich spielend im Winde bewegten, so schmiegten um die stolzen Masten gar sanft sich frische Blumen, gleichsam anzudeuten, daß mit solchen Blüthen Gustav die Säule des Vaterlandes geschmückt habe. Schon ruderten feierlich die Schiffe aus dem Hafen, welche die Alten der Stadt und die Ersten des Landes zur Bewillkommnung dem Könige entgegenführten. Die Flotte, welche während seiner Abwesenheit zum Schutz seines Thronensitzes vor Anker gelegen hatte, lichtete sie, die Segel spannend, und stellte sich zum feiernden Reihen, der mit Donner und Flammen den Gebieter begrüßen sollte. Kein Schwede, der noch durch Gottes Gnade des Lebens und seiner Glieder sich erfreuen konnte, war mehr daheim; günstig waren den Schauenden die weit sich dehnenden Uferbrücken, aber niemals hat man sie in solchem Schmuck gesehen. Es öffneten sich alle Kirchen, und auf allen Altären

brannten die Kerzen: ja selbst das alte Königshaus zeigte sich heute in lang verhüllter Pracht, und die alterthümlich ehrwürdigen Zeichen der königlichen Hoheit sah man gleichsam neu seine Pforten weihen; von seinen Thürmen wehten die Fahnen — schon schwenken sie sich, und die Signale werden überall wiederholt; mit hundertstimmigem Klang ertönen die Glocken, und tausendstimmig antwortet das Geschütz von den Wällen. — Der König ist im Hafen! — Nun aber überrauschet der jauchzende Jubel des Volks den Donner der Kanonen und den Klang der Glocken. Also groß war Liebe und Freude! — Da zählte man keine Stimme, da sah man nicht wer gesungen, da hörte man nicht, wessen Worte es waren: ein großer gewaltiger Jubelchor, unsterblich selbst wie der den er feierte, empfing den König, dem helle Thränen der Lust über die Wangen rollten. Er stand am Bord, und das Gefühl seines Glücks bewegte in mächtigem Entzücken seine Brust, es hob ihn — er stand nicht mehr — er schwebte, nieder hätte er mögen sinken in das wogende Meer der Liebe, das ihn umgab. — Ja! schwinge dich hinab, die Fluthen tragen dich auf treuen Armen in jenes Land, wo diese Freude, wo deine Liebe unvergänglich neu erblühen. — Das, o Gustav! sind die strahlenden Momente deines Lebens. — Aber welche dunkelgeflügelte Gestalt umgiebt dich schattengleich — in deinem Auge glüht ein drohend Feuer, als wollte es selbst dein erhabenes Glück überflammen; — willst du mehr, als dir geworden? — Nur aus einem Becher ist den Menschen vergönnt zu trinken — und der deine schäumt brausend über: sei zufrieden!! —

Dieses alles sah die Königin aus ihren Fenstern; und sie war die einzige, welche die Freude nicht

theilte. Sie sagte sich zu eignem Troste: Ich bin seine Mutter; meinen Ruhm verkünden diese brausenden Stimmen; aber ein bitterer Feind traf ihr Herz mit tausend Dolchen, und sie wollte in Schmerzen vergehen.

Den ersten Schritt that der König in die Kirche, und als versöhnend der Lobgesang des Herrn seine Töne über die Menge gebreitet, dankt er mit erhebenden Worten seinem treuen Volk, und weiset auf den Höchsten hin, der alles allein gemacht, und ihn mit seinem Schild bedeckt. — Wie herrlich war der Anblick des königlichen Jünglings, in der Siegergröße seines Ruhms, in der Demuth seines Herzens! In der allgemeinen Rührung schwiegen alle Lieder, und jeder sank zum Gebete hin. Aber bald darauf rief Gustav den Namen Brahe, und die Diener, die ihn führen sollen; und es kamen die Boten, es kamen die Rosse, und er selber kam zu Schloß Rosenberg an.

Und als er das ehrwürdige Gebäu auf felsigem Gipfel von fern leuchten sah, erwachte die zürnende Glut seines Herzens. — Wohl dem, der Schlimmes träumt, und zur Freude erwachet; — aber wer träumend den Himmel offen sieht, und ins Leben zurücksinkt, dem gebühren Thränen. Ebba's klagende Kunde hatte den König gewaltig von der sonnigen Höhe seiner Hoffnungen niedergerissen. Die Erde that vor ihm sich spaltend auf, und der Geist der Hölle fuhr klaffend empor, deinen Namen trug er heute: mißbrauchtes vergiftetes Vertrauen!! — Der König hatte die Flügel der Rache angelegt, und sie waren es, die so schnell über Meer ihn getragen hatten. Da stand er nun, der gefeierte Held, groß und fest auf der Liebe seines Volkes, gekrönt von

Sieg und Ruhm und Glück, und trat an die Pforten von Schloß Rosenberg, eine Gabe sich zu holen, welche mehr war als die glänzenden Güter seiner Macht; — und erlangte sie nicht — und mußte unerhört von den Pforten gehen, und ohne Trost, den er dem Bettler beneidete, welchen die Mildthätigkeit des Nachbarn für die hartherzig verweigerte Gabe entschädigt. — Und Ebba, seine Liebe, war die Hartherzige, welche ihm die eine Gabe weigerte. Sie stand an der Hand des neuen Gemahls an der Schwelle ihrer trauervollen Wohnung; sie sah den König mit stürmisch liebender Eile auf sie zufliegen; sie sah's und war gefaßt, und weinte nicht, und hatte Stimme, es auszusprechen, was mehr als Tod war, für sie und für den König: „Hier steht mein Gemahl!" — Das war nicht Ebba's Stimme, sie schreckte ja den König erbleichend zurück. —

Sie hielt aber einen Lorbeerkranz in den Händen, und voll war er mit Oelzweigen und Eichenlaub durchflochten. „Dies, großer König! habt Ihr Euch selbst „errungen, Sterbliche können Euch nichts Größeres „geben; — hört Ihr das Jauchzen der treuen Schweden? — ihre Liebe — das ist die Königsbraut!" — Diese Töne klangen, als wären sie ein Nachhall von Ebba's Stimme; der König sank bewegt vor ihr nieder und sie kränzte ihn.

Banger düstrer Eintritt in das Königshaus. Gustav sah seine Mutter nicht; einsam ging er durch die weiten Säle zum Bilde des großen Wasa, und lag dort in langem Gebet, wie an jenem Tage, da ihm der dornenvolle Herrscher-Stab in die Hand gegeben wurde: aber nicht wie damals ging ein heller Stern über ihm auf. Es war die Zeit des Mittags, wo keine Sterne sichtbar werden.

Von Reue und Angst getrieben war indessen die alte Königin aus ihren Gemächern getreten, und forschte zwischen Stolz und Liebe zitternd nach dem Sohne, und sie war es nun, die den König im Gebet störte. Er wendete sich und grüßte mit finsterm Ernst die Mutter. Sie aber sprach mancherlei von ihrer Liebe und sorgenden Zärtlichkeit, und wollte sich entschuldigen. — Es kam auch der Graf de la Gardie, nun erst von allem schmerzlich belehrt, warf sich zu des Königs Füßen und kündete ihm die Wahrheit, wie es der Ehre ziemte; er flehte nicht um Gnade, sondern um sein Urtheil. — Da hörte man den König die ernsten Worte sagen: die erste Strafe soll ich an Ebba's Gemahle üben? Seine Stimme war thränenschwer, nie hatte man sie also tief vernommen; darauf schwieg er wieder und bezwang sich. Es trat aber der Herzog von Lauenburg herzu; den faßte der König scharf ins Auge; es rötheten sich zornglühend seine Wangen, und seine Blicke waren fürchterlich. Schon erbangten einige seinem Gericht — schienen sich doch selbst die Mienen seines großen Ahnherrn, unter dessen Bild er stand, drohend zusammen zu ziehen: — aber er wandte sich ab, ließ die Königin Mutter stehen, und ging in sein innerstes Gemach, welches er lange nicht mehr verließ. In seine Fenster leuchtete hell und rein der Abendstern, den blickte er mit Rührung an, und wich nicht von der Stelle, so lange er sichtbar war. „Nur „am Abend blüht meine Liebe,“ sagte er dann, und brachte die Nacht in Schmerzen zu; den ersten Strahl des Morgensterns aber belauschte er wieder, denn dieser war ja vor allen der Stern seiner Liebe, und sprach dann getröstet: „Nein! meine Liebe blühet immerdar am Morgen.“ Wenn die Sonne kam, und ihn an des Lebens Pflichten mahnte, nahm er von seinem Lebenslicht wehmüthig Abschied, und seine Mienen ver-

finsterten sich, bis der Abend näher rückte, und mit ihm seine gewohnte Güte und Milde. Die Umgebungen erzählten: er halte nächtliche Zwiesprach mit den Himmelsbildern, und Morgens sähe er mit Neid die Sonne heraufsteigen, da habe man die Worte von ihm gehört: „Ruhm und Unsterblichkeit soll ich, statt „süßer Liebe, suchen und finden — statt lebendigen „Glücks — kalte Vergötterung der Nachwelt! Wenn „also die ewige Vorsicht mich führt, muß ich mich „unterwerfen, du treue Schweden-Liebe! dich muß „ich lassen, und kein Sieg wird mir dich ersetzen."

Unterdessen aber stieg mit jedem Tage die Furcht, wenn der König aus seinen Gemächern treten würde, dann werde er richten und strafen; und in den heißen Stunden seines Königstages wollte man öfter grausig drohende Worte von ihm vernommen haben, die Heirath der Gräfin de la Gardie wieder aus königlicher Machtvollkommenheit zu vernichten; aber wenn der Abend hereinbrach, hörte niemand mehr von diesen zürnenden Vorsätzen. Doch legte sich seitdem ein großer Ernst um sein Leben, nur durch ein zuversichtliches Hinaufschauen zu Gott gemildert, und die Fröhlichkeit war aus seinen Tagen gewichen; er widmete sich ganz dem Wohl seines Volkes, der Menschheit und aller Christen, sein Gemüth wurde täglich frommer, und, wenn er seitdem noch große Thaten vollbrachte, war es sein Vertrauen auf Gott, das ihn zu allem Herrlichen glorreich geführt.

Die alte Königin unternahm noch viel, um des Sohnes Liebe wieder zu gewinnen, es war vergeblich; — ihr Leben gehörte den finstern Mächten an, und sie ließen nicht mehr von ihr, so daß sie noch manchen Schmerz dem König bereitete, bis sie unbetrauert von

der Erde schied, allein von dem Leid beklagt, was die Pflicht gebietet.

Die Gräfin de la Gardie aber hat ihr Schicksal mit erhabener Würde getragen. Nimmer trübte sich das helle Sternbild, dessen Licht sie in ihrem Herzen aufgenommen; ja sie wurde noch so beseligt, schon hienieden der Schutzgeist Gustav Adolphs zu werden, und blieb auf solche Weise immerdar dem Bunde treu, den zwei Herzen durch zwei Thränen nicht für diese Welt geschlossen hatten. —

Sonnenhold.

Romantisches Gedicht in vier Gesängen

von

Agnes Franz.

Wo Du Sie findest, die Dich zum heiligen Liede begeistert?
Suche das Einfache auf, dann ist das Höchste auch Dein!

Sonnenhold.

Erster Gesang.

Wie in des Lenzes sonnenhellen Tagen
Sich die Natur aus langem Schlummer hebt,
Wie sich die Blumen zitternd höher wagen
Und Blatt und Blüthe schüchtern aufwärts strebt,
Bis sie die Augen freudig aufgeschlagen,
Vom warmen milden Sonnenlicht belebt,
Und frei empor aus dichter Knospen Hülle
Zum Lichte wallt die jugendliche Fülle:

So regt sichs dunkel in der Seele Tiefen
Und still gehorcht sie der geheimen Macht, —
Ihr scheint's, als wenn auch ihr die Stimmen riefen,
Auf deren Ruf das All entzückt erwacht —
Und alle Kräfte, die verborgen schliefen,
Entfalten sich in neuer Frühlingspracht,
Und regen sich, und treten frei in's Leben,
In Wort und Lied sich freudig kund zu geben.

Und hell, wie mir des Himmels lichte Räume
Erscheinen in der neuen Morgengluth,
Der Blumen Schmelz, das duft'ge Grün der Bäume,
Der Silberstrahl auf spiegelheller Fluth,
So hell gestalten sich die dunklen Träume,
Die schweigend sonst in meiner Brust geruht,
Und Bilder, nur im Innern sonst verstanden,
Begegnen mir in Formen und Gewanden.

Und was mir einst mit selger Ahnung Wonnen
In zarter Kindheit schon das Herz erfüllt,
Das hat, so dunkel es zuvor begonnen,
Der Muse Hand nun deutlich mir enthüllt,
Und schöpfrisch schmückt, aus nie versiegtem Bronnen,
Die Fantasie das liebliche Gebild;
Und mischt die Farben mit geschäft'gem Walten,
Der Götter Gabe ewig fest zu halten.

Hoch steigt ein Hain aus stillen Thalesgründen
Zum Himmel auf in ernster Majestät —
Die Wipfel, die sich stolz zur Kuppel ründen,
Sie regen sich, vom Hauch der Nacht umweht,
Und scheinen leise flüsternd zu verkünden,
Welch süßes Wunder heimlich vor sich geht;
Schon ruht der Schlaf auf der bemoosten Hütte,
Die sich erhebt aus grüner Waldesmitte.

Der Waidmann weilt im Forst zu später Stunde,
Daheime blieb die Mutter ganz allein,
Und singt mit Liedern, wunderbarer Kunde,
Den zarten Knaben leis in Schlummer ein;
Schon liegt er da mit halbgeschloßnem Munde
Sanftträumend in des Mondes Silberschein;
Bald ist, vom Wehn der warmen Nachtluft trunken,
Die Mutter auch in süßen Schlaf gesunken.

Da dringt durch die geschloßnen Augenlieder
Der Schlummernden ein überirdisch Licht,
Das senkt sich leis auf Rosenwellen nieder,
Dem Schimmer gleich, der früh aus Osten bricht;
Und aus des Schlafes Armen kehrt sie wieder;
Sie schaut, — und birgt verblendet das Gesicht,
Sie weiß es nicht — darf sie den Augen trauen,
Die also Hohes, Wunderbares schauen.

Denn zu des Knaben Wiege hingeneiget
Steht eine Jungfrau, herrlich von Gestalt,
Licht wie der Mond, wenn er der Nacht entsteiget,
Mit Himmelsglanz die hohe Stirn umwallt —
Der zarte Mund — beredt, indem er schweiget,
Verräth der Hoheit siegende Gewalt,
Und sinnend weilt, mit heiligem Vergnügen,
Das ernste Auge auf des Kindes Zügen.

Sanft schlingt sich durch die aufgelösten Wellen
Des goldnen Haar's ein himmelblaues Band,
Und rein wie Lilien, die der Knosp' entschwellen,
Umfängt den Leib ein flatterndes Gewand;
Doch alles scheint die Sonne zu erhellen,
Die flammend strahlet an des Gürtels Rand,
Von ihrem Glanz scheint auf des Kindes Wangen
Das Morgenroth des Himmels aufgegangen.

Und als geweckt von ihren leisen Küssen
Das Kind empor die trunknen Augen hebt,
Und Strahlen rings des Lagers Saum umfließen:
Da regt es sich, und lächelt froh, und strebt
Das sanfte Licht lautjubelnd zu begrüßen,
Das um der Jungfrau mildes Antlitz schwebt,
Und sehnend heben sich die zarten Arme,
Daß seine Brust an ihrer Brust erwarme.

„Wer bist du?" ruft von aller Furcht entbunden
Der Knabe aus. — Da blickt sie ernst empor:
„Du nennst mich selbst, wenn du mich aufgefunden!
Noch faßt den Namen nicht dein kindisch Ohr,
Doch schwebt den Reinen, die ich mir verbunden,
In stiller Brust mein Bild auf ewig vor,
Und warst du mir getreu im Erdenleben,
Werd' ich mich ewig dir zu eigen geben!"

So spricht die Hohe; — und die Sonne brannte
Belebend in des trunknen Knaben Herz;
Der Jungfrau leuchtend Auge aber sandte
Den frommen Blick, wie betend, himmelwärts.
Da zitterte die Mutter leis, und wandte
Das Antlitz ab, gefaßt von tiefem Schmerz,
Ihr schien's, als sei, zu Höherem erkoren,
Auf immer ihr das theure Kind verloren.

Und als ihr Gram der Thränen Trost gefunden,
Da ist's, als löste sich der dunkle Traum,
Die Jungfrau ist, der Schimmer ist verschwunden,
Dem leichten Blitze gleich am Wolkensaum;
Verhüllt liegt das Geheimniß jener Stunden,
Es faßt der Sinn das holde Traumbild kaum,
Und sendet die erbleichenden Gestalten
Ungläubig in der Nacht verschwiegne Falten.

Bald ist der Kummer ihrer Brust entnommen
Und sanfter schläft die Mutter wie zuvor,
Schon ist das Morgenroth emporgeglommen,
Und Phöbus steigt aus goldnem Himmelsthor.
Da richtet sich der Knabe, mit dem frommen
Verständ'gen Blick, von weichem Pfühl empor,
Und sieht sich um, und grüßt mit heitern Zügen
Die Mutter, die dem Lager auch entstiegen.

Und als nach langer Nachtwacht, aus den Gründen
Des Forst's, der Weidmann jetzt nach Hause kehrt,
Das traute Weib, das liebe Kind zu finden,
Und friedlich auszuruhn am stillen Heerd:
Da eilt die Mutter schnell ihm zu verkünden
Welch seltsam Traumbild ihrem Schlaf gewehrt,
Geschäftig mahlt mit buntem Farbenlichte
Ihr rascher Mund das nächtliche Gesichte.

Da sieht sie schnell den Knaben näher treten,
Ein freundlich Bild, im Morgensonnengold,
Die Hände faltend, wie zum leisen Beten,
Steht er vor ihnen, wunderlieb und hold.
Die Locken, die sonst weich die Stirn umwehten,
Sie haben kräftig sich emporgerollt,
Sein ganzes Wesen scheint mit einem Mahle
Herangereift, am höhern Sonnenstrahle.

„Das war ein seltner theurer Traum, du Liebe!"
So ruft er aus, — „auch ich vergeß' ihn nie!
Und wenn die Hohe ewig fern mir bliebe,
Ich sehe doch, ich höre doch nur sie!
Sonst war mir's oft im Herzen bang und trübe,
Jetzt klingt's herauf, wie süße Melodie,
Das ist der Segen jener Sonnenfunken,
Die durstend ich an ihrer Brust getrunken!"

Und staunend sehen sich mit stummem Munde
Die Eltern an, im Innern tief erregt;
Das ist derselbe Traum, dieselbe Kunde,
Das fühlen sie, von leisem Graun bewegt.
„Mit höhern Mächten stehst du, Kind, im Bunde
Und Heil dir, wenn dies gute Frucht dir trägt!"
So spricht der Vater — und vereinigt legen
Sie auf des Kindes Haupt den stillen Segen.

Und zum Gedächtniß dieses Morgens nannten
Sie Sonnenhold den Liebling ihrer Brust,
Weil sie in ihm den Sohn des Lichts erkannten,
Der deutlich sich des höhern Ruf's bewußt;
Die keuschen Sonnenstrahlen aber brannten
In ihm empor, in immer rein'rer Lust,
In Farb' und Ton, in Liedern und Gestalten,
Des Schönen Fülle wonnig zu entfalten.

Oft schritt er lauschend an des Vaters Seite
Hinaus zur Jagd — tief in des Waldes Grund,
Doch galt dies nicht der ungewissen Beute,
Den Worten galt es aus des Vaters Mund,
Daß er sie tief im stillen Herzen deute,
Denn dieser stand mit der Natur im Bund,
Und wußte viel von ihrem innern Leben
Und dunklen Wundern jenem kund zu geben.

Und kam er dann zurück zum stillen Heerde,
Und sah der Mutter eifriges Bemühn,
Sich fremde Blumen aus der harten Erde,
Zur Zier des Gärtchens, sorglich aufzuziehn;
Dann dacht' er schweigend bei sich selbst: „so werde
Ich endlich auch von ihr gepflegt erblühn!"
Und hoffend schritt er froh der Zeit entgegen,
Aufmerksam auf der Stunde flücht'gen Segen.

So wuchs er auf, — ein Kindlein an Gemüthe,
Ein Ries' an Willenskraft und festem Sinn,
Bis sich erschloß die reine Himmelsblüthe,
Die in ihm lag von erstem Anbeginn.
Oft, wenn sein Auge dunkle Funken sprühte,
Trat bittend er vor seine Mutter hin —
Palett' und Griffel zitternd in den Händen,
Das angefangne Bildchen zu vollenden.

Und wenn die Mutter nun nach bestem Willen
Das Bild geformt, und es doch nimmer fand,
Wie's in des Knaben Seele längst im Stillen
Mit hellem Licht als hohes Urbild stand,
Da sah sie Thränen seinem Aug' entquillen —
Oft aber auch vergaß sich seine Hand,
Und riß mit dunklen zornerglühten Blicken
In roher Hast das zarte Bild in Stücken.

Da schalt der Vater oft den wilden Knaben,
Doch zürnend noch, mußt' er sich heimlich doch
An seinem Muth, an seiner Kühnheit laben,
Die schwer ertrug der Kindheit drückend Joch.
Er sah des Knaben wunderbare Gaben,
Doch auch sein Ziel, so weit, so fern, so hoch,
Und blickte traurend auf des Kindes Streben:
Zu jener Höh sich mühsam zu erheben.

Doch wie verborgen unter finstern Schollen
Die kleinen Keime ruhn in stiller Gruft,
Die endlich auch zum Lichte dringen wollen,
Wohin der Sehnsucht dunkler Trieb sie ruft,
Bis nach und nach die Decken niederrollen
Die sie getrennt von reiner Himmelsluft,
Und sie die Häupter ungeduldig regen,
Frei zu gedeihen in des Lichtes Segen:

So kann ja nichts das Streben unterdrücken,
Das Götterhand ins stille Herz gesenkt!
Mag auch manch Erdenband es fest umstricken
Daß es vergebens nach der Heimath lenkt:
Einst wird die Sonne segnend niederblicken,
Die früh mit heißer Sehnsucht es getränkt,
Und was geruht in jahrelangem Schweigen,
Es steigt empor, die eigne Kraft zu zeigen.

Auf stiller Flur, in tiefen Waldesgründen
Irrt Sonnenhold in süßer Ahnung hin,
Nicht in der Eltern Hause kann er's finden,
Was sich ersehnt der stillentzückte Sinn,
Leis träumet er bei milden Abendwinden
Von dunkler Wonnen seligem Gewinn,
Und licht entsteigt dem fernen goldnen Thore
Der Zukunft freundlichlächelnde Aurore.

Und gern gewähren ihm die guten Alten
Die Ruhestätt' am nächtlich stillen Ort.
Da fängt sein Geist an, frei sich zu entfalten
In manchem hohen wunderbaren Wort.
Dem Knaben dünkt's — als sähe er Gestalten
Sich leis erheben, fern am dunklen Port.
Er hört, — und sieht mit Graun das Reich der Geister
Geheim entriegelt von dem fremden Meister.

Und als schon längst von Schlafes Arm umfangen
Das Elternpaar und auch der Fremdling ruht:
Wacht Sonnenhold mit fieberheißen Wangen
Noch ohne Schlummer auf des Lagers Gluth,
Denn tausend Bilder sind ihm aufgegangen,
Und in ihm wogt's wie sturmbewegte Fluth,
Selbst in die Träume will es sich verweben
Mit seinem bunten zauberhaften Leben.

Und als des Morgens rothe Strahlenzeichen
Sich freundlich mahlen an der kleinen Wand,
Muß endlich ihm der irre Traum entweichen,
Und er erwacht, geweckt von leiser Hand,
Und sieht ein Bild, der Heil'gen zu vergleichen,
Vor seinen Blicken glänzend ausgespannt,
Hoch schwebt die Jungfrau mit der Strahlenkrone
Herniederlächelnd zu dem Erdensohne.

„Ha!" ruft er aus, „wie soll ich dir's verdanken,
Du Wunderbarer!" — und sein Arm umschließt
Den Künstler, der in sinnigen Gedanken
Des eignen Werkes tiefen Werth ermißt; —
„Das Ew'ge trugst du in die stillen Schranken
Der Niedrigkeit — o sei mir laut gegrüßt,
Du, den die Himmlischen mir zugesendet!"
So ruft er, froh den Blick emporgewendet.

Und ernst betrachtet ihn mit stillen Sinnen
Der Fremdling jetzt, und lächelt sanft, und spricht:
„Du möchtest wohl so süßes Werk beginnen?
Denn in den Augen flammt dir's hell und licht!
Doch ist's nicht leicht, den Kranz sich zu gewinnen,
Den sich um's Haupt der wahre Künstler flicht!
Nur Kraft und Liebe kann dem innern Leben,
Dem flüchtigen, die ernste Dauer geben!"

„Ach," ruft der Knabe, und sein Blick erhellet
Sich wie des Himmels schimmernder Krystall,
„Dem Muth ist ja kein Ziel zu hoch gestellet,
Er schlägt die Arme liebend um das All!
Und sieh, so muthig ist mein Herz geschwellet
Von ihrer Stimme ew'gem Wiederhall!
Die Hohe winkt, den heil'gen Trieb zu nähren,
Um sie dereinst gleich herrlich zu verklären!"

„So folge mir zu meinem Vaterlande!"
Beginnt der Fremde, „wo von Duft umweht
Der Lorbeer üppig an dem fernen Strande
Und sanftbewegt die schlanke Myrthe steht.
Doch trennen mußt du all die theuren Bande,
Weil's weit hinweg vom Haus des Vaters geht!
Drum weile noch, und prüfe lange Tage,
Bevor dein Fuß sich aus der Heimath wage!"

Der Knabe schwankt — so gern er folgen möchte!
Hier Kindespflicht, des Herzens Sehnsucht dort!
Der Fremdling aber nimmt des Knaben Rechte
Und drückt sie fest, und spricht mit ernstem Wort:
„Zu was dein Herz dich treibt, das ist das Echte!"
Und nimmt sein Bild — und pilgert langsam fort.
Und als er in des Haines Nacht verschwunden —
Weint Sonnenhold: „Wie fest bin ich gebunden!"

Der Bäume dichtbelaubte Gipfel rauschen
Hernieder mit verschwiegnem Liebesgruß,
Und alle Blätter regen sich, und tauschen
Vom West bewegt, verborgen Kuß um Kuß,
Die Blumen aber stehen still, und lauschen
Des Wechselspieles wonnigem Genuß,
Und neigen dann auch sanft das Haupt zusammen,
Bis Duft und Farben durcheinander flammen.

Und wie die Pflanzenwelt in sel'ger Stille
Der Liebe süße Gegenwart begrüßt
Und wonniglich die Ros' in enger Hülle
Von ihrem Hauch berührt den Kelch erschließt:
So scheint es, daß in höh'rer Segensfülle
Die Sonne auch den Himmelsraum umfließt,
Mild steht sie da, mit warmem Liebesblicke,
Daß sie das All mit reichem Strahl erquicke.

„Wie herrlich," ruft von ihrem Glanz umfangen,
Der Sänger aus, „wie herrlich ist die Welt!
Ist nicht ein Licht uns allen aufgegangen,
Ein Geist uns allen liebend zugesellt?
Ist's nicht dasselbe innige Verlangen,
Das jeden Busen, jede Blüthe schwellt?
Gewiß, ein Odem weht durch alle Räume,
Und alles theilt der Liebe süße Träume!"

So pilgert er in sinnigem Betrachten
Des Weges fort — schon dämmert's auf der Flur;
Die Blumen, die in süßen Farben lachten,
Sie tragen schon des Thaues bleiche Spur;
Die Schatten werden länger, und umnachten
Mit weitem Arm die schweigende Natur,
Schon funkelt durch die lichten Wolkenschleier
Der Sternennacht geheimnißvolle Feier.

Da grüßet Sonnenhold mit frommem Sinne
Die theuren Freunde, ihm so mild vertraut!
Er fühlt's, daß von des Himmels lichter Zinne
Ein liebend Auge auf ihn niederschaut,
Und freudig wird dem Glücklichen es inne,
Welch frommer Segen seine Stirn bethaut!
Drum senkt er furchtlos jetzt die müden Glieder
Auf's kühle Moos zum sanften Schlummer nieder.

Hoch wölbt die Eiche ihre frischen Zweige
Sanftflüsternd über ihm zum stillen Dach.
Daß sich dem Blick kein blendend Sternbild zeige,
Und schirmt vor Thau das kleine Schlafgemach.
Doch als es tagt, da rauscht die treue Eiche
Mit süßem Spiel den holden Schläfer wach,
Und freut sich still, als er den Blick erschließet,
Und sie zuerst mit heiterm Auge grüßet.

Und froh bewegt stimmt Sonnenhold die Leier,
Denn in der Brust regt reiches Leben sich,
Begeistert singt er in der Morgenfeier
Ein Lied der Andacht fromm und inniglich.
Und höher rollen sich die weichen Schleier
Und schweben fort, ein leichter Nebelstrich,
Bis reichgeschmückt die Fluren und die Höhen
Im hellen Glanz der Freudenthränen stehen.

Und als er so versenkt in süßes Staunen
Dem frommen Liede sein Gefühl vertraut,
Hört er auf einmal nah' in's Ohr sich raunen:
„Recht brav, mein Sänger, tönt dein Saitenlaut!"
Und als sein Aug' mit stolzerhobnen Braunen
Raschstrafend auf den kecken Lauscher schaut,
Sieht er neugierig zu ihm hingeneiget
Ein Sängerpaar, wie ihm die Leier zeiget.

Und horch, er singt: wie zu den Himmelsräumen
Die edle Tanne aus dem Staube dringt,
Wie hochgestellt vor allen andern Bäumen
Ihr stolzer Blick so herrisch niedersinkt,
Indeß ihr Wipfel hoch in Wolkensäumen
Den Himmelsstrahl in vollen Zügen trinkt,
Bis sich vor ihr in demuthsvollem Schweigen
Die Schwestern alle tief zur Erde neigen.

Und wenn der Sturm die reichen Blüthenzweige,
Das Laub des Hains gebieterisch gepflückt,
Sie dennoch grün die stolzen Aeste zeige,
Von einem ew'gen Frühling angeschmückt;
Wie weder Gluth noch Frost sie niederbeuge,
Und ihre Kraft nicht Zeit noch Alter drückt,
Bis einst ihr Haupt, gefällt, doch nicht zerstöret,
Ein ganz Geschlecht im wilden Sturz verheeret.

Die Leier schweigt; — der kühne Sänger schauet,
Des sichern Sieges heimlich sich bewußt,
So stolz umher, daß fast den Andern grauet
Vor seines Uebermuthes kecker Lust.
Doch Sonnenhold ermannt sich, und vertrauet
Dem Saitenspiel die Töne seiner Brust. —
Ihm ist, als löste sich sein innres Leben,
In Wort und Klang sich freudig kund zu geben.

Und zu der Eiche, die ihn hold umschattet,
Erhebt sich jetzt des Sängers muth'ges Lied;
Er singt die Jugendkraft, die, nie ermattet,
In ihrer Zweige reichem Schmuck erblüht,
Wie Hoheit sich und Milde in ihr gattet,
Und man in ihr ein Bild der Liebe sieht,
Indem sie weit die kühlen Schatten spendet,
Und alles schirmt, was sich zu ihr gewendet.

Wie anmuthsvoll, in holder Schönheit Prangen,
Ihr edles Haupt dem Licht entgegenschaut,
Indeß von ihrem Mutterarm umfangen
Die fromme Treu' ihr stilles Nest sich baut.
Wie Helden nur nach ihrem Laub verlangen,
Weil einst darauf des Dankes Segen thaut, -
Und wie sie selbst, ein Held im Sturm erfunden,
Nur gleicher Kraft, den reichen Kranz gewunden:

So Sonnenhold; — da rauscht es in der Eiche
So zart, daß fast ihr Ton dem Liede glich,
Und nieder beugen sich die üpp'gen Zweige
Und breiten weich um seine Schläfe sich;
Es schien — als ob sie selbst den Kranz ihm reiche,
Weil er sie pries so hold und inniglich,
Arthur verweilt auf dem geheimen Zeichen
Mit ernstem Blick, — und spricht nach kurzem Schweigen:

„Wer könnte da noch lange prüfend wählen,
Da die Natur ihm selbst den Preis bestimmt!
Du Erinhard magst nur mit Muth dich stählen,
Da er so früh des Sieges Kranz dir nimmt!
Zu braven Sängern bist auch du zu zählen,
Doch weicht dein Ruhm, wenn er die Leier stimmt;
Er hat noch edler Würdigers besungen,
Drum reich' ich dem den Preis, der ihn errungen!"

„Es sei!" spricht Erinhard mit leisem Neide,
„Ich selbst erkenne seine Uebermacht!
Und fühle wahrlich mit geheimer Freude,
Daß uns in ihm ein seltnes Sternbild lacht!
Drum auf, du junger Sangesheld, bekleide
Dich mit dem Schmuck, den ich dir zugedacht!"
So sprechend eilt er zu dem nahen Trosse
Und winkt herbei die reichbeladnen Rosse.

Bald steht, geschmückt mit hocherglühten Wangen,
Der Sänger da, ein wunderholdes Bild.
Von schwarzem Sammet ist der Leib umfangen,
Der Locken Gold halb vom Barett verhüllt,
Und weiß die Feder, die mit stolzem Prangen
In seltner Größe wogend niederquillt.
Ein feiner Kragen muß in reichen Falten
Die edle Form noch würdiger gestalten.

Indeß nun jeder auf die hohe Schöne
Des holden Jünglings staunend niederblickt,
Beginnt Arthur: „Du Liebling der Camöne!
Mit reichen Gaben hat sie dich geschmückt!
Folg' uns zum Hof, daß dort dein Lied ertöne,
Weil edler Sang des Königs Ohr entzückt!
Wir alle sind zum Wettstreit hinberufen
Und einen uns an seines Thrones Stufen."

„Gewiß, mein Ohm wird sich nicht wenig freuen
Ob deiner Gegenwart!" spricht Erinhard,
„Auch darf der nie so kühnen Schritt bereuen,
Der nur von mir dazu berufen ward!
Der Tadler wird des Königs Neffen scheuen,
Stößt er sich gleich an deine Gegenwart!
Und führ' ich dich nur in der Sänger Mitte,
So folge unbekümmert unserm Schritte!

Der Kranz hängt freilich hoch! ihn zu erringen
Versammelt sich der beste Sängerkreis!
Der höchsten Liebe soll das Lied erklingen
Auf der Prinzessin seltsames Geheiß.
Drum wird wohl dem der schönste Preis gelingen,
Der am begeistertsten zu lieben weiß!
Clorilde selbst will dann mit zarten Händen
Dem Sangesheld die Lorbeerkrone spenden!"

Stillsinnend hört des stolzen Ritters Worte
Der Sänger an, indem's dem Auge dünkt,
Als sähe er an lichter Himmelspforte
Die hohe Jungfrau, die ihm freundlich winkt.
„Wohlan! ich wag es unter eurem Horte,
Weil euer Lied so Herrliches besingt!“
So ruft er aus, und folgt mit leisem Beben
Dem bunten Zug zum fernen fremden Leben.

Und wirst du's dort, o zarter Sänger, finden,
Was deiner Hoffnung leises Wort verheißt?
Welch Auge mag der Zukunft Buch ergründen,
Wohin die Ahnung unsern Wunsch verweist?
Der Heimath stille Träume — sie verschwinden,
Da schnell bewegt das Rad der Zeiten kreist.
Und niemand kann das rasche Triebwerk halten,
Fort drängen uns die wechselnden Gestalten!

Zweiter Gesang.

Siehst du die Burg mit stolzerhobnen Zinnen?
Weitglänzend strahlt sie in das Thal hinein!
Wer könnte sich noch Schöneres ersinnen
Als diese Pracht von Gold und Edelstein?
Nur mächt'ge Hand kann solches Werk beginnen!
Drum muß wohl dort das Schloß des Königs sein!
Der Thürme Bau, kaum stolzer aufzufinden,
Scheint einen mächt'gen Herrscher zu verkünden!

Wie herrlich blüht die Flur um diese Höhen!
Wie grünt der Hain in ernster Majestät!
Den hohen Lorbeer seh ich prangend stehen
Das dunkle Haupt mit Wohlgeruch umweht!
Und überall, wohin die Augen sehen,
Ist Glanz und Duft und Schimmer ausgesät!
Das frische Leben in den grünen Zweigen
Scheint einen reichen Frühling anzuzeigen!

Und überall drängt sich mit raschem Schritte
Das muntre Volk die grüne Höh' hinan
Und treibt, als wenn es keinen Aufschub litte,
In bunten Schaaren sich auf breiter Bahn.
Sie eilen alle zu des Haines Mitte,
Der seine Hallen gastlich aufgethan,
Dort muß gewiß ein seltnes Fest beginnen,
Denn alles eilt die Höhe zu gewinnen.

Auf! folge mir zu seinen ernsten Schatten!
Wo hundertjähr'ge Eichen, eng vertraut,
Sich mit des Oelbaum's duft'gen Zweigen gatten,
Daß kaum das Licht die grüne Nacht durchschaut;
Kein Blümchen sprießt empor auf diesen Matten,
Von einer ew'gen Dämmerung bethaut,
Nur Immergrün und wilde Waldesbeeren
Scheint üppig hier die stille Nacht zu nähren.

Und in des Haines Stille, wo die Bäume
Im engen Kreis sich eng und enger ziehn,
Fällt frei das Licht der hohen Himmelsräume
Herab, auf eines weiten Platzes Grün,
Auf welchem, bunt wie leichte Morgenträume,
Gestalten eilend durch einander fliehn,
Kaum kann der Raum der Menschen Menge fassen,
Die rings umher sich schweigend niederlassen.

Viel buntgeschmückte Rasensitze steigen
Im weiten Kreise eng gereiht empor,
Wo frische Zweige sanft sich niederneigen,
Die die Natur zum Baldachin erkor;
Hier harret schon, versenkt in ernstes Schweigen,
Zum Fest geschmückt der Meistersänger Chor,
Noch ruhen stumm die goldnen Saitenspiele
Und alles feir't mit ahnendem Gefühle.

Jetzt zeigt auf hohem buntbekränzten Throne
Der König sich in seines Purpurs Glanz.
Reich prangt auf seinem Haupt die stolze Krone,
Ein wunderbarer heller Sternenkranz.
Fast meint das Aug', daß dort das Licht nur wohne,
Und forscht, und sieht, und faßt's doch nimmer ganz:
War's Sonnenglanz, war's Schein der Diamanten,
Die rings umher so helle Strahlen sandten.

Und ihm zur Seite steht in holder Stille,
Verschleiert, eine liebliche Gestalt.
So prangt die Ros' in zarter Jugendfülle
Als Königin mit siegender Gewalt;
Obgleich der Knospe dichtgewobne Hülle
Noch halb den reich geschmückten Kelch umwallt;
Wohl ahnet man den Reiz, den er verborgen,
Und harret sehnend auf den nächsten Morgen.

Ein leicht Gewand von purpurrother Seide
Umfließt der Glieder göttergleichen Bau,
Der Gürtel prangt von glänzendem Geschmeide
So sonnenklar, wie reiner Morgenthau.
So strahlt sie, daß an ihr der Blick sich weide
Auroren gleich, am hohen Himmelsblau,
Und neigt mit mildem Gruß sich vor der Menge
Begeisternd weckend aller Saiten Klänge.

Da braust ein Meer entzückter Melodien
Zu ihr empor mit süßem Liebeslaut,
Den Stimmen gleich, die aus den Hainen ziehen,
Wenn sanft herab der Strahl der Sonne thaut.
Und jeder Blick scheint froher zu erglühen,
Wohin die holde Königstochter schaut.
Sie weiß so mild sich allen zu bezeigen,
Daß alle Herzen ihr entgegensteigen.

Vor ihr, auf goldnen Kissen hingegossen,
Erblicket man der Kränze grüne Pracht,
Ein zart Geweb von jungen Lorbeersprossen,
Aus dem versteckt der Rose Purpur lacht;
Wer einmal solches Preises Lust genossen,
Ist ewiglich auf solchen Lohn bedacht,
Und wagt mit Lust, das Höchste zu erringen,
Um gleichen Kranz um seine Stirn zu schlingen.

In ihren Anblick träumerisch versunken,
Hört Einer nur den Klang der Lieder nicht,
Der hin und her, gleich rasch entglommnen Funken,
Aus der entzückten Sänger Busen bricht.
Ihm wallt das Herz, von sel'ger Wonne trunken,
Erweckt von ihrer Anmuth mildem Licht;
Nur sie sieht er, im weiten Kreis der Menge,
Und sinnt entzückt auf würdige Gesänge.

Du bist's, — o Sonnenhold! der in dem Kreise
Der hohen Sänger still und sinnend weilt,
Dem Monde gleich, der in dem ew'gen Gleise
Nur eines Sternes lichte Laufbahn theilt. —
Stumm sinnt dein Geist, wie er die Liebe preise,
Indem dich selbst ihr rascher Pfeil ereilt,
So unbewußt mußt du die Gluthen nähren,
Die bald dir heimlich sich entgegenkehren.

Vergebens wünscht das Herz mit leisem Beben
Von der Gefei'rten holdem Angesicht
Den räthselhaften Schleier wegzuheben,
Durch den so mild der Schönheit Schimmer bricht.
Er muß, — das fühlt er in dem tiefsten Leben,
Noch mehr enthüllen, als er schlau verspricht,
Vielleicht, — o wunderseliges Verkünden!
Darf er in ihr sein theures Traumbild finden.

Schon hat der Sänger Chor in reichen Tönen
Viel Herrliches dem innern Sinn vertraut —
Und als das Urbild alles Geistig=Schönen
Der Liebe manchen Tempel aufgebaut —
Der läßt sie mit dem Leben uns versöhnen,
Der mahlt sie zart, als hehre Himmelsbraut,
In glüh'nden Farben muß sie dort erscheinen
Und hier verlangend nach der Heimath weinen.

Arthur hat nun den hohen Sang begonnen,
Und alles lauschet seinem Saitenspiel,
Frei steigt sein Lied, in überird'schen Wonnen
Zum Licht empor, — das Ew'ge ist sein Ziel.
Er sucht den Quell, des heil'gen Daseins Bronnen,
Aus dem zuerst der Strahl der Liebe fiel —
Und läßt ihn dort im Schooß des Himmels finden,
Wo alle Wesen liebend sich verbinden.

Hochherrlich klingt das Lied aus seinem Munde,
Und als er schweigt, tritt Erinhard hervor,
Der Allerkühnste in der Sänger Bunde,
Und hebet stolz sein Saitenspiel empor.
Die Hohe sucht er in des Kreises Runde,
Die lieblich lächelt hinter zartem Flor,
Ihr kündet er mit vielberedtem Zeichen,
Er sänge *sie*, die Schöne sonder Gleichen.

Und mächtig, wie des Südens heiße Strahlen,
Entströmt der Liederquell aus stolzer Brust.
Bald schildert er der Sehnsucht bittre Qualen,
Dem stummen Herzen einzig nur bewußt;
Bald muß sein Lied das Glück der Liebe mahlen
In Farbengluth und üpp'ger Sangeslust:
Doch immer muß das holde Bild der Einen
Durch Sonnenschein und Wolkennebel scheinen.

Schon neigt die Jungfrau von des Thrones Stufen
Sich mit dem Kranz, in hoher Anmuth Pracht:
Da hört man schallend eine Stimme rufen:
„Halt' ein, noch ist der Wettstreit nicht vollbracht!
Viel würd'ge Sänger fühlen sich berufen,
Zu singen deiner Schönheit Zaubermacht!"
Und in der hocherstaunten Sänger Mitte
Tritt Sonnenhold mit raschem kühnen Schritte.

Ein leises Murmeln gehet durch die Menge;
Nur Erinhard mißt ihn mit kaltem Blick,
Und geht dann in das schimmernde Gedränge
Der bunten Ritter stumm und stolz zurück.
Horch! da erschallen wunderbare Klänge,
Wie hoher Ahnung unaussprechlich Glück.
Die wiegen leis, wie Flüstern zarter Bäume,
Des Lauschers Herz in wonnereiche Träume.

Noch schweigt sein Lied; doch rauscht in vollen Tönen
Der Saiten überird'sche Harmonie,
Daß alle Herzen liebend sich versöhnen
Bei seines Spiels gewaltiger Magie.
Noch scheint's als könnt' er nicht den Blick entwöhnen,
Der lauschend horcht der Engel Melodie;
Doch endlich öffnet sich der Lippen Pforte,
Und man vernimmt des Sängers süße Worte:

„Was willst du Lied? — willst du so Hohes wagen,
Zu singen ihres Zaubers Allgewalt?
Du schwebst empor, und leichte Fitt'ge tragen
Dich himmelwärts, wo reiner Aether wallt,
Als wolltest du den ew'gen Sternen sagen,
Was in dem stillen Busen wiederhallt!
Kühn ist der Sänger, der das Höchste singet,
Kühn wie der Aar, der sich zur Sonne schwinget!"

„Ich sah Auroren, wenn mit stolzen Rossen
Sie aus des Morgens goldnem Thore fuhr,
Und schmiegte mich, von ihrem Glanz umflossen,
Stilllauschend an den Busen der Natur!
Da sah ich, wie die Blumen sich erschlossen,
Wie alles blühte auf der weiten Flur,
Sie war's, die mit dem warmen Strahl von oben
Den zarten Trieb, den schwachen Halm gehoben!"

„Und für das Kleinste sah ich mild sie sorgen,
Stillwaltend unter goldnem Dämmerflor;
Da fleht' ich, in des Haines Nacht verborgen,
Heißweinend zu der Göttlichen empor:
O ginge mir so heller Sonnenmorgen
Nur einmal aus der Zukunft Nacht hervor;
Und stieg auch wie ein holder Engel nieder,
Erhebend mich mit lichtem Glanzgefieder."

„Und sieh, ein Traum ward freundlich mir gegeben,
Der Göttliches in seinem Schooße trug!
Wohl war's ein Blick von überird'schem Leben,
Der in mein Herz die lichten Flammen schlug:
Da fühlte ich mit freudigem Erbeben
Entfesselt meines Geistes raschen Flug,
Und sah den Engel, der mit süßen Tönen
Mir Kunde brachte von dem Ewig-Schönen!"

„Ein holdes Wesen war's, von Glanz umfangen,
Das hold und liebend mir zur Seite stand,
Von seinem Kuß erglühten meine Wangen,
Da wacht' ich auf! — der süße Traum verschwand!
Doch ist seitdem der Tag mir aufgegangen,
Und hingesunken meiner Augen Band,
Berührt von ihrer Liebe keuschen Flammen,
Schmolz Erd' und Himmel mir in Ein's zusammen."

„Sie sah ich, wenn der junge Tag erglühte, —
Sie blickte aus der Sterne Silberstrahl —
In jeder Welle, jeder zarten Blüthe, —
Sucht' ich ihr Bild in heißer Sehnsucht Qual! —
So trug ich sie im liebendem Gemüthe
Als aller Schönheit hohes Ideal,
Mit frommer Treue innig ihr ergeben,
Sie höher haltend als das eigne Leben!"

„Und was ich sang, — es war ja nur die Eine,
Und ihrer Schönheit wunderbares Licht!
Stets seh' ich sie, die Himmlische, die Reine,
Ein unvergänglich theures Traumgesicht,
Doch Wenige verstehen was ich meine,
Wenn laut mein Lied von ihrer Liebe spricht;
Doch bau' ich auf ihr seliges Verkünden:
Bist du mir treu, sollst du mich wiederfinden!"

„In ihr umfaß' ich, was die Welt besessen
In aller Lenze reicher Jugendgluth,
In ihr das All, von keinem noch ermessen,
Weil ja in ihrer Brust der Himmel ruht,
So kann ich alles, nur nicht Sie, vergessen,
In meiner Liebe stolzem Uebermuth.
Drum muß das Höchste in der Liebe liegen,
Vermag sie so das Leben aufzuwiegen!"

„Und lügt mir nicht des Herzens leises Beben,
So lächelt mir das freundlichste Geschick!
So tritt es endlich strahlend in das Leben,
Was mir verhieß des Traumes stilles Glück!
O möchte sich der neid'sche Schleier heben,
Mir einmal leuchten dein verklärter Blick!
Ich weiß, du bist's, ich darf die Hoffnung wagen,
Du bist's, die ich in treuer Brust getragen!"

„Es zieht mich hin, mit unsichtbaren Händen,
Das stille Lied, das tief in mir geruht,
Als Opferduft nur dir allein zu spenden!
Der Blume gleich, die ihres Kelches Gluth
Nur immer will zur hohen Sonne wenden
Als ein von ihr gepflegtes eignes Gut!
Und wie die Sonne nie der Blume wehrte,
So duld' auch du, daß ich dich laut verehrte!"

So Sonnenhold, der Sänger hoher Lieder!
Rings schweigt um ihn der stillentzückte Kreis.
Da neigt die Jungfrau freundlich sich hernieder,
Und sanft ertönt's: „Ja, dir gehört der Preis!“ —
„Ja, dir gehört der Preis!“ — so schallt es wieder
Aus jedem Mund, hier jubelnd, und dort leis',
Und jedes harrt mit ungeduld'gem Blicke,
Daß sie den Kranz in seine Locken drücke.

Doch einmal noch tönt aus der Jungfrau Munde
Ein leiser Ruf; da naht sich Erinhard.
Und sie beginnt: „Ihr habt in holdem Bunde
Ein gleich Gefühl mir Beide offenbart;
Drum nehmt die Kränze auch zu gleicher Stunde,
Da Beide ihr des Preises würdig war't!“
So sprechend, neigt sie sich in holder Schöne,
Daß sie mit Lorbeer die Geweihten kröne.

Und schweigend naht mit heimlichem Erglühen
Jetzt raschen Schritts das hohe Sängerpaar.
So sieht man feindliche Gewölke ziehen
Und zittert vor der nahenden Gefahr;
Bald nahn sie sich, und rothe Blitze sprühen
Und Flammenschlünde werden offenbar.
Schon weicht der Friede von den stummen Fluren
Und alles zeigt des Schreckens grause Spuren. —

Die düstren Blicke tief hinabgewendet,
So schreiten sie daher auf ihrer Bahn,
Als wären sie von jenem Reiz geblendet,
Dem sie in stiller Ehrerbietung nahn.
Die hohe Königstochter aber spendet
Die Kränze jetzt, und blickt sie freundlich an,
Und flüstert leis: „So lohn' ich die Getreuen,
Die mir des Liedes süßen Weihrauch streuen.“

Da hebt der König sich von seinem Throne
Und spricht: „Nicht also sei's — daß man allein
Nur Diesen reiche des Verdienstes Krone,
Die sich dem Preise der Prinzessin weihn!
Ich will, daß Jedem man nach Würden lohne!
Drum, Herold, sammle straks die Stimmen ein!
Dem Sänger, den der Meister Beifall ehret,
Sei freudig auch der Lorbeerkranz gewähret!"

Und drauf beginnt in hoher Ordnung Strenge
Die ernste Prüfung in der Sänger Chor;
Unruhig harrt des Volkes bunte Menge,
Da führt man endlich jubelnd sie hervor,
Die edlen Helden lieblicher Gesänge,
Die gleicher Beifall laut zum Preis erkor,
Arthur, und viele andre Ritter prangen
Im grünen Schmuck von Königshand empfangen!

Doch wie im Kreis der Sterne rein und helle
Der Dioskuren Schimmer ist zu sehn:
So strahlt vor allen jene lichte Stelle,
Wo stolz die Sänger der Prinzessin stehn.
Der frische Kranz auf reicher Locken Welle
Schmückt dieses Paar vor allen hold und schön,
Und jeder Mund vereinigt sich zum Preise
Der Herrlichen, und ihrer Sangesweise.

Schon trennet sich des Volkes dichter Reigen
Und langsam wallt der lange Zug zurück.
Sie aber stehen noch in ernstem Schweigen
Und messen sich mit dunkelglüh'ndem Blick.
Der Wangen Gluth — die finstern Braunen, zeigen,
Es walle hier ein feindliches Geschick;
Und wie sich auch die Kränze innig gleichen,
Will keiner sich die Hand als Bruder reichen.

Da tritt Arthur, den Blick voll hoher Milde,
In ihre Mitte, und erhebt das Wort:
„Was stehet ihr gleich einem Marmorbilde?
Bannt böser Zauber euch an diesen Ort?
Vergebens winkte freundlich euch Clorilde,
Zum Schlosse trug das Volk sie jubelnd fort;
Der König auch hat sich zur Burg begeben,
Denn schon beginnt des Festes buntes Leben."

„Uns alle hat er freundlich hinbeschieden,
Schon folget ihm die grünbekränzte Schaar,
Die Freude ruft, und beut mit holdem Frieden
Den reichbekränzten Freudenbecher dar.
Drum sei sie länger nicht von uns gemieden,
Auf, folge mir, du stolzes Sängerpaar!
Was soll der Blick, der feindliche, der wilde?
Ihr huldigt ja demselben zarten Bilde!"

„Das ist's ja, was auf ewig uns entzweiet!"
Spricht Erinhard, „mein war allein der Lohn!"
„Halt' ein!" ruft Sonnenhold, „dein Wort entweihet
Der reinen Lüfte süßen Schmeichelton!
Um dieses Kranzes willen nur verzeihet
Dem Fürsten dies der stolze Waldessohn!
Mit ihrer Liebe ist mir Muth gekommen,
Und zu dem Kühnsten ist mein Herz entglommen!

„Das wirst du Knabe mir beweisen müssen!"
Ruft Erinhard, und wie ein Sturm der Nacht
Stürzt er davon, vom Zorne fortgerissen;
Der Hain erbebt vor seiner Drohung Macht;
Und aufgeschreckt von des Gewalt'gen Füßen
Ist im Gebüsch das scheue Wild erwacht.
Doch ruhig, bei des Zornes Ungewitter,
Folgt Sonnenhold dem hohen milden Ritter. —

Schon hat indeß das frohe Fest begonnen;
Der weite Platz ist glänzend ausgeschmückt,
Auf welchen, schimmernd, wie das Licht der Sonnen,
Die Königsburg gebietrisch niederblickt.
Die Thore sind mit Blumen rings umsponnen,
Die schöner man wohl kaum in Eden pflückt,
Und auch des Schlosses Marmorsäulen prangen
Von reichen Kränzen tausendfach umfangen.

Und laut ertönt in jubelnden Accorden
Der Cimbeln Spiel, der Flöten süßer Klang,
Es scheint die Luft zur Harmonie geworden,
Der Weste Spiel zum fröhlichen Gesang.
Rings sammeln sich des Volkes muntre Horden
Und Alles theilt der Freude süßen Drang;
Von Saal zu Saal, von Zelt zu Zelt erklinget
Der Jubelgruß, den man ihr jauchzend bringet.

Der Tanz beginnt; der Töne Wirbel steigen
Noch schallender zum weiten Raum hinan,
Und an der Jungfrau leichtgeschwungnen Reigen
Schließt sich entzückt der Chor der Sänger an;
So will zum Zarten sich das Starke neigen
Weil schönern Bund nie die Natur ersann.
Wohl sieht man herrlicher die Eiche prangen,
Von Epheuranken inniglich umfangen.

Und zu der lauten Menge hingeneiget
Weilt, unter reichgesticktem Baldachin,
Die Königstochter sehnsuchtsvoll, und schweiget,
Indeß beredt die dunklen Augen glühn.
Das bunte Bild, das ihrem Blick sich zeiget,
Sie sieht es, Träumen gleich, vorüberziehn,
Ein ungeduldig, niegekanntes Beben
Scheint ihres Busens zarten Flor zu heben.

„Wo weilst du?“ scheint ihr dunkler Blick zu
fragen;
Wie Erinhard auch schmeichelhaft bemüht
Zur Seite ihr mit wonnigem Behagen
Von süßem Witz und Liebesflammen glüht.
Wohl möcht' auch Einer gern ihr Antwort sagen,
Doch hemmt die Scheu sein liebendes Gemüth.
Nicht allzukühn will er der Hohen dünken:
„Liebt sie mich, denkt er, wird ihr Blick mir winken!“

Und sieh! schon hat ihn dieser aufgefunden!
Doch schnell ist von dem seinigen berührt
Das irre Aug' im Schleier tief verschwunden,
Dem Sterne gleich, den schnell die Wolk' entführt.
Doch stehet Sonnenhold wie festgebunden,
Damit er nicht den theuren Platz verliert,
Bis einmal noch der Augen helle Sonnen
Ihm zugestehn der Liebe süße Wonnen.

Und näher wagt er sich mit kühnem Schritte,
Und immer heller wird der Augen Glanz,
Schon steht er in des Ritterkreises Mitte,
Der sie umgiebt, in enggeschloßnem Kranz;
Und immer mächt'ger wird die stumme Bitte,
Sie forscht. und lauscht, doch faßt sie's nimmer ganz;
Jetzt steht sie auf — und läßt mit leisem Winken
Zu ihm herab ein zartes Röslein sinken.

Und als er rasch die Blume meint zu fassen —
Streckt Erinhard nach ihr die gier'ge Hand.
Ein glühend Roth ist plötzlich auf dem blassen
Zerstörten Antlitz fieberhaft entbrannt;
Doch die Prinzessin winket ihm gelassen:
„Die Ros' ist sein, ein freies Liebespfand!“
Da lacht er höhnisch — und im Nu verschwunden,
Ward er von keinem Auge mehr gefunden.

Und Sonnenhold sieht bald die süße Rose
In ihrer ganzen Jugendfülle blühn,
Gar lieblich lächelt sie aus grünem Moose
In immer höherm feurigern Erglühn:
So sollte täglich immer schön're Loose
Der Liebe Hand dem reichen Jüngling ziehn,
Nur Eines ist, was ihm entgegenstrebet,
Es ist der Schleier, den sie nimmer hebet.

Da sinkt er einst zu der Geliebten Füßen
Und fleht so süß: „O laß nur einmal mich
In dir das hohe Götterbild begrüßen,
Daß ich es halte fest und ewiglich!
Laß einmal nur das Licht die Stirn dir küssen,
Es sehnt, wie ich, nach deinem Anschaun sich!
Was willst du länger neidisch dich verhüllen,
Da deine Strahlen längst mein Herz erfüllen!

„So komme denn an meine Brust, du Treuer!"
Ruft die Prinzessin, und ihr Schleier sinkt.
„Mich feierte die jugendliche Leier,
Ich war's, die dich zum höhern Licht gewinkt!
Mein ist das Herz in ew'ger Liebe Feuer,
Das einmal meines Auges Flamme trinkt!
Nun hast du kühn den Schleier wegbeschworen,
Und mich auf ewig dir zur Braut erkoren!"

Doch starr sieht Sonnenhold die fremden Züge,
Die fremden Blicke lange sprachlos an;
Das ist das Bild nicht, das an seiner Wiege
Die hochentzückten Kindesaugen sahn!
Sein ganzes Leben scheint ihm eine Lüge,
Sein Traum, sein Lieben, alles, alles Wahn!
Und doch muß er verblendet auf sie sehen,
Ohnmächtig ihrem Reiz zu widerstehen!

Hoch glüht der Mund, die Wangen lächeln freier,
Ihr stolzes Aug' ist nur auf Sieg bedacht. —
Nicht so erschien in ihrem keuschen Schleier
Die Hohe ihm, in jener heil'gen Nacht.
Ihr Blick erhob das Herz zu frommer Feier,
Doch Jener spricht: „Ich kenne meine Macht!"
Sie weiß, ihr Reiz muß jeden überwiegen,
Und wo sie hinblickt, muß ihr Blick auch siegen!

Erst will der Sänger ihre Nähe fliehen,
Doch unwillkührlich zögert hier sein Fuß,
Sie weiß ihn stets auf's Neue anzuziehen,
Daß wider Willen er verweilen muß;
Auf ihr Geheiß muß jedes Glück ihm blühen
Und jeder Freude wonniger Genuß.
Was einzeln nur uns holde Träume geben,
Sieht er zum Kranz sich inniglich verweben.

Doch wie sie auch mit süßen Zaubermächten
Sein trunknes Herz stets inniger umstrickt,
Wie man den Sänger bald zu ihrer Rechten
Auf goldnem Thron, in reichem Schmuck erblickt;
Wie alle Hände ihm nur Kränze flechten,
Den so die Huld der Herrlichen beglückt,
Wie selbst der König ihn als Liebling krönet:
So wird doch nie sein innres Leid versöhnet.

Es schwindelt ihm, von solchem Glanz umfangen
Auf einmal auf so hohem Platz zu stehn,
Gleich einem Stern vor Allen stolz zu prangen,
Erhoben auf des Ruhmes steile Höhn!
In seinem Busen regt sich ein Verlangen
In welchem alle Freuden untergehn.
Denn nimmer kann dies allzulaute Leben
Den Frieden ihm, die erste Ruhe geben.

In allen Blicken, die ihn dreist begaffen,
Sieht er nur Neid und kalte Schmeichelei,
Sein Herz, so frei, so furchtlos sonst geschaffen,
Fühlt jetzt der Angst geheime Sclaverei,
Er fühlt, daß er im Schmucke stolzer Waffen
Nicht sicher mehr vor stiller Feindschaft sei.
Der Schmeichler Blick, des Hofes stummes Neigen
Scheint heller ihm nur die Gefahr zu zeigen.

Die Liebe selbst, die immer schön're Kronen
Für ihn bestimmt, läßt seine Seele leer!
Des Königs Gunst, sie kann ihn nicht belohnen,
Der Lorbeerkranz drückt seine Stirn so schwer.
„Nein," ruft er aus, — „hier kannst du nimmer wohnen!
Hier ist's so eng! dein Reich war frei und hehr!
Dein Blick so selig wie des Himmels Frieden!
Du Heilige, wo bist du hingeschieden?" —

Er reißt sich los vom schimmernden Gewühle —
Er sucht des Haines düstre Einsamkeit;
Vergebens winken ihm die stolzen Spiele,
Der Wirbeltanz, die laute Fröhlichkeit!
Heiß brennt sein Herz, — es sehnt sich nach der Kühle,
Die ihm der Eichen Schattenhalle beut. —
Hier irret er, versunken in Gedanken,
Und achtet kaum, wohin die Füße wanken.

An einem Bach, der mit geschwätz'gem Rauschen
Die klaren Wellen durch die Fluren trägt —
Steht er jetzt still, dem süßen Spiel zu lauschen,
Das seine Seele wunderbar bewegt.
Er sieht die Wellen leise Küsse tauschen,
Sieht wie des Ufers Gras sich flüsternd regt,
Und wie die Blumen zitternd vorwärts nicken
Und lüstern sich zum Wasserspiegel bücken.

Bald bringt die Fluth ein Blüthenreis getragen,
Ein Röschen bald, das schüchtern auf ihr ruht,
Da wollen sich die Blumen näher wagen: —
Sieh, da verschlingt das Röslein schon die Fluth!
Und wilde Wellen wirbeln auf, und schlagen
Des Ufers Grün mit keckem Uebermuth.
Und statt der Rose, die sie rasch genommen,
Kommt wilder Dorn ans Ufer jetzt geschwommen.

„Das ist dein Bild, du trügerisches Leben!"
Seufzt Sonnenhold, „auch ich vertraute dir!
Doch kannst du Dornen nur statt Rosen geben,
Und ärmer noch als jemals steh' ich hier!
Rasch wie die Wellen hier vorüberschweben —
Ach so entfloh die süße Hoffnung mir!
Und wie ein Wandrer, tief von Nacht umfangen,
Steh' ich vor dir in namenlosem Bangen!"

„Wo bist du, holde Freundin, hingeschwunden? —
Vergebens streck' ich dir die Arme nach,
An deinem Busen wieder zu gesunden,
Wie unter jenem stillen Hüttendach.
Was gilt der Kranz von Lorbeer stolz gewunden,
Wenn nicht dein Mund das Wort der Weihe sprach?
Bei dir, bei dir nur ist das wahre Leben,
Was du mir gabst, kann nie die Welt mir geben!

Und weiter geht er in des Haines Schatten,
Ihm schien der Pfad so traulich, so bekannt, —
Bis er sich endlich auf den grünen Matten
Des weiten Platzes staunend wiederfand,
Wo sich die Sänger einst versammelt hatten,
Wo ihn zuerst des Ruhmes Kranz umwand.
Hier steht er still, in wehmuthsvoller Trauer,
Dumpf braust der Hain im kühlen Abendschauer.

Da tönt ein leiser Saitenklang von oben
Hoch von der Eiche, wo der Sänger steht,
Und als er forschend seinen Blick erhoben,
Und nach den wunderbaren Tönen späht:
Entdecket er, vom welken Kranz umwoben,
Ein Saitenspiel von Nachthauch angeweht,
Und freudig langt er auf es zu erfassen,
Ihm dünkt's, als sei er länger nicht verlassen!

„Du süßer Trost!" spricht er, und drückt mit Thränen
Die goldne Leier an sein pochend Herz; —
Da wird ihm milder, weiche Schleier dehnen
Verhüllend sich um der Erinnrung Schmerz.
Es steigt sein Blick in namenlosem Sehnen
In hoher Ahnung freudig himmelwärts.
Gelöst, das fühlt er, sind die schweren Bande,
Und frei ist er, frei, wie im Jugendlande.

Schon dämmert es, und breite Schatten legen
Sich um die Flur, bleich steigt der Mond empor.
Da ist's, als hört' er's näher sich bewegen,
Und plötzlich dringt ein dumpfer Laut hervor:
„So gehst du deinem Schicksal selbst entgegen!" —
Und halb verhüllet von der Dämmrung Flor,
Sieht er ein Antlitz, bleich wie Todesschrecken,
Das wilde Locken sparsam nur verstecken.

„Ha! kennst du mich? meinst wohl, ich käm' zu singen
Wie damals?" — donnert wild des Ritters Wort.
Und schnell, wie Blitze durch die Wolken dringen
Fällt er ihn an, sein Auge sprühet Mord.
Schon blitzen hell die hochgeschwungnen Klingen
Ein gräßlich Licht am nächtlich stillen Ort,
Der Kampf beginnt; die lauten Schläge dröhnen,
Daß weit umher die öden Fluren tönen.

So hört man laut die Elemente toben,
Wenn die Natur in wilder Kraft erwacht;
In dumpfen Donnern braus't der Sturm von oben,
Und peitscht das Meer empor, in düstrer Nacht;
Bis es die Wellen stolz emporgehoben
Und kühn begegnet seines Gegners Macht:
Jetzt tobt der Kampf; zu zorn'gen Riesen schwellen
Die Wogen an, bis schäumend sie zerschellen.

Und mächtiger, und immer mächt'ger fallen
Die wilden Streiter wuthentbrannt sich an,
Daß dumpf des Haines Stimmen wiederhallen
Und scheu der Vogel irrt auf dunkler Bahn.
Schon hört man laut den Ruf des Siegers schallen,
Schon will sein Schwert der Brust des Gegners nahn,
Kaum kann noch dieser den gewalt'gen Streichen
Des Mächtigen durch schwache Wehr entweichen.

Schon sinkt der Arm des Sängers matt danieder,
Der Leier nur, dem Mordstahl nicht geweiht,
Das Aug' umhüllt des Todes Nachtgefieder.
Er wankt — er sinkt — beendet ist der Streit!
„Da nimm den Lohn, du Sänger süßer Lieder!"
Ruft Erinhard, — und durch die Dunkelheit
Des Haines stürzt er fort mit wildem Toben,
Das Schwert der Rache hoch emporgehoben!

Und immer dichter ziehn des Todes Schleier
Sich um die Stirn des müden Sängers her;
Das wunde Haupt gelehnt auf seine Leier
Liegt er so still, — das Herz pocht matt und schwer.
Da ist's, als schmückte sich in höh'rer Feier
Noch einmal ihm des Lebens Wiederkehr:
Die hohe Freundin ist's — die ihn begrüßet,
Und freundlich ihm die müden Augen schließet.

Dritter Gesang.

Wie man erwacht von einem schweren Traume,
Der uns mit manchem grellen Bild geneckt,
Die Arme sehnsuchtsvoll dem lichten Saume
Des Morgenhimmels jetzt entgegenstreckt,
Und hoch erstaunt in dem bekannten Raume
Die alten Gegenstände nun entdeckt,
Bis von der Qual der Fantasie genesen
Man deutlich sieht — es sei ein Traum gewesen:

So hebt nach langem tödtlichen Ermatten
Der Sänger jetzt sein wundes Haupt empor.
Noch schwebt um seine Stirn ein düstrer Schatten
Und hüllt der Augen Glanz mit leichtem Flor.
Sind's Träume, die ihn so geängstigt hatten —
Er weiß es kaum. — Da steigt der Tag empor
Und statt des Haines grünbemooster Stelle,
Zeigt er sein Lager ihm in stiller Zelle.

Er blickt umher — und fast will's ihm bedünken,
Das sei der Heimath trauliches Gemach!
Er sieht die Wände reinlich niederblinken,
Und über sich das kleine Hüttendach;
Und viele liebe Bilder sieht er winken,
Und freudig ruft er: „Endlich bin ich wach!"
Bis ihm aufs neu der Wunde Schmerzen lehren:
Der Wahrheit müsse jener Traum gehören.

Doch bald gewahrt er, zu sich hingeneiget,
Ein ernstes Antlitz, das ihn still beschaut;
Das Auge spricht — so tief die Lippe schweiget,
Und ist so seltsam innig ihm vertraut.
Ein theures, längst gekanntes Bild entsteiget
Der fernsten Zeit — und winkt mit leisem Laut:
„Ich bin es ja, der einst das Bild dir zeigte,
Vor dem sich liebend deine Seele neigte!"

„Du theurer Meister!" — ruft mit frohem Beben
Der Jüngling jetzt, — „wie preis' ich mein Geschick,
Das mich aufs neue zu dem süßen Leben
Erweckt hat, mit so holdem Sonnenblick!
Du hast mir einst das Herrlichste gegeben,
O führe ganz die alte Zeit zurück!
Zeig mir das Bild, daß seine reine Schöne
Mit jedem Trugbild freundlich mich versöhne!"

„Doch wie?" fährt jetzt mit langsamem Besinnen
Der Jüngling fort, — „wie kam ich denn hieher?"
Da hört man ernst den Mahler jetzt beginnen:
„Wohl sorgt für dich ein seltsam Ohngefähr!
Das Fest der Sänger lockte mich von hinnen,
Da fand ich dich von Wunden matt und schwer,
Und trug dich sorgsam in die stille Klause,
Dich pflegend, wie ein Kind im Vaterhause!"

„Bald bist du nun durch meine Hand genesen
Und wanderst wohl aufs Neue in die Welt!
Doch kann ich hell in deinem Blicke lesen,
Noch sei dein Herz zufrieden nicht gestellt!
Gern hätt' ich dir das theure liebe Wesen,
Nach dem du stets dich sehnest, zugesellt,
Doch ist das Bild nicht mehr in meinen Händen:
Drum will ich dich zu seinem Urbild senden!"

„Zeuch hin gen Osten, wo das Licht erstehet!
Dort winket dir der Liebe Morgenroth!
Dort liegt ein Thal, von Palmen sanft umwehet,
Das längst an Reiz den Frühling überbot,
Dort ist ein heiliger Altar erhöhet,
Den nie der Zeiten gier'ger Zahn bedroht; —
An diesem wirst du die Geliebte finden,
So darf der Freund es freudig dir verkünden!"

Und Sonnenhold vernimmt die dunklen Worte.
Ihm ist, als müßt' er gläubig ihm vertraun,
Als säh' er schon aus goldner Himmelspforte
Den sel'gen Morgen rosig niederthaun!
Und sehnend langt er nach dem theuren Orte
Und meinet schon die holde Braut zu schaun,
Und fühlt den Hauch der zarten Lipp' entschweben:
„Dir will ich ewig mich zu eigen geben!"

Und wie die Blume schnell den Stengel hebet,
Wenn man ihr nur das rechte Licht gewährt,
Wie sich ihr Kelch, von süßem Duft umwebet,
In neuem frischen Purpurglanz verklärt:
So fühlt der Jüngling plötzlich sich belebet,
Da er im Herzen neue Hoffnung nährt.
Gesundheit kehrt, es kehrt der Muth ihm wieder,
Und schwellt mit Kraft die jugendlichen Glieder.

Stolz steht er da, den Busen voll Gesänge,
Die Wange mit der Jugend Reiz geschmückt,
Der Eiche gleich — die nach des Winters Strenge,
Im Schmuck des neuen Frühlings niederblickt.
Schon eilt sein Fuß aus des Gemaches Enge,
Indem er stumm des Meisters Rechte drückt,
Und feuchten Blicks der Liebe Dank ihm spendet,
Bis er sich scheidend nach der Ferne wendet.

Ein fremd Gefühl, ein seliges Ermatten
Umfängt des Sängers wonnetrunknen Sinn,
Sind's Düfte — die ihn eingeschläfert hatten
Zu schön'rer Träume fröhlichem Gewinn? —
Er weiß es kaum, bald sinkt er in die Schatten
Der hohen Pinien sanft entschlummert hin,
Und leichte, bunte Genien durchweben
Den kurzen Schlaf mit niegekanntem Leben.

Bald glaubt er sich von lauer Fluth umfangen,
Und fühlt der Wellen Kuß um Brust und Mund,
Und als er nun mit wonnigem Verlangen
Herniedertaucht auf den krystallnen Grund,
Erglühn die Wogen roth wie Purpurwangen,
Und winken ihm zum trügerischen Bund,
Da sinkt er hin, und gleich empörten Flammen,
Schlägt über ihm die gier'ge Fluth zusammen.

Jetzt fährt er auf, noch bebt in raschen Schlägen
Ihm jeder Puls, da führt das Morgenlicht
Ein neues Bild verführerisch entgegen!
Erst wähnt er fast, es sei ein Traumgesicht,
Doch bald sieht er es näher sich bewegen,
Und zweifelt länger an der Wahrheit nicht:
Ein Nymphenchor, geschmückt mit frischen Kränzen,
Umgaukelt ihn in leichtgeschwungnen Tänzen.

Und immer näher schwebt der luft'ge Reigen
In holder Anmuth fort, von Baum zu Baum,
Daß froh empor die kleinen Blumen steigen,
Und lüstern küssen ihres Kleides Saum.
Kein Gräschen scheint der leichte Tanz zu beugen,
Er rauscht dahin,, ein wundersüßer Traum;
Abwechselnd stets in Formen und Gestalten
Scheint jeder Reiz sich freier zu entfalten.

Und wie ein Kranz beseelter Blumen, ziehet
Sich um den Sänger jetzt der holde Kreis.
Er schaut, und lauscht — sein dunkles Auge glühet,
Und in dem Busen brennt's ihm fieberheiß.
Ihm bangt, daß schnell vielleicht das Bild entfliehet,
Ob er sich's gleich kaum zu erklären weiß,
Welch dunkler Wunsch sich heimlich in ihm reget;
Er sinnt — und seufzt von Gram und Lust beweget.

Und als er so halbträumend hingegeben
Noch immer weilt, eilt schon der Nymphen Chor
Mit Rosenketten dicht ihn zu umweben
Und lächelt hold, und winket ihn empor,
Und neigt und bückt sich sanft ihn aufzuheben,
Und kost, und singt, und dränget ihn hervor,
Und eh' er noch das schlaue Spiel erwogen,
Wird er im Jubel schon davongezogen.

Und immer weiter geht die luft'ge Reise,
Kaum ist der Sänger seiner sich bewußt.
Der Ruf verhallt, der warnend noch und leise
Zur Rückkehr mahnt — aus tiefbeklommner Brust;
Und immer heller tönt der Nymphen Weise
Und mahlet ihm der Zukunft süße Lust.
Zu ihr, zu ihr! — so lockt's mit holden Tönen,
Rosalia will selbst den Sänger krönen.

Jetzt hält der Zug vor einem goldnen Thore,
Weit öffnet sich das neue Paradies; —
Und jeder Schmuck, den einzeln nur die Hore
Den Jahreszeiten zögernd überließ,
Strahlt hier im Licht der freundlichsten Aurore,
Zum Kranz vereint, wie ihn kein Traum noch wies:
Der Frühling muß den Sommer bräutlich küssen,
Und Herbst vertraut das holde Paar begrüßen.

Hier sieht man rings im farbigen Gemische
Der Blumen Pracht im ew'gen Lenz erblühn, —
Der Silberblüthen jugendliche Frische
Strahlt sanft gehoben von Orangengrün,
Und Rosen blicken schalkhaft durch Gebüsche
Liebäugelnd mit dem nahen Balsamin;
Die Lotosblume steht bei Anemonen,
Und Veilchen blühn bei stolzen Kaiserkronen.

Und wie entzückt vom bunten Farbenspiele
Der Blick sich still von Beet zu Beet ergeht:
So winken noch verborgner Schätze viele
An Baum und Strauch, von süßem Duft umweht.
Hier beut der Pisang seiner Blätter Kühle
Und seine Frucht auf schlanken Stamm erhöht —
Dort duftet, mit Ambrosia getränket,
Die Litschi *) tief in üpp'ges Laub versenket.

Lang' irrt das Aug' umher, und scheint zu prüfen,
Ob dies wohl Indiens reiches Eden sei?
Limonen stehn vertraulich bei Longyven, **)
Und auch die Palme hebt sich stolz und frei.
Von Segen scheint die ganze Flur zu triefen,
Doch wohnt dem Reichthum holde Anmuth bei;
Bald muß der Sänger heimlich sich gestehen,
So blühn das Leben hab' er nie gesehen.

Ein Chor von Vögeln trillert um die Wette
Aus jedem Strauch, in süßer Harmonie.
Hier wieget sich auf weichem Rosenbette
Der grüne, goldbestäubte Colibri;
Dort irrt im Moos die zarte Pavebette, ***)
Und girrt von Wonnen süßer Sympathie,
Auch Papagein, mit glänzendem Gefieder,
Sehn herrisch aus Orangenblüthen nieder.

„Wo bin ich denn?“ ruft Sonnenhold und schreitet
Verblendet durch das reiche Paradies.
„Welch Zauberland liegt vor mir ausgebreitet!
Ist dies das Thal, wohin der Freund mich wies?
Wo ist die Schaar, die mich hierher geleitet,
Und wo der Kranz, den man mir hold verhieß?“
So irrt er sinnend durch die Bogengänge; —
Da klingt's um ihn, wie liebliche Gesänge.

Und als er horchend weiter fortgegangen,
Scheint süßer Duft ihn plötzlich anzuwehn —
Und vor ihm steht, in aller Reize Prangen,
Rosalia, die strahlendste der Feen.
Gleich Morgenroth erglänzen ihre Wangen,
Die Augen sind wie Sonnen anzusehn,
Die milde Wonne bald in's Herz ergießen,
Bald rasche Strahlen sengend niederschießen.

Verblendet wendet Sonnenhold die Blicke; —
Ihm ist, als wenn mit fremder Allgewalt
Ein schneller Zauber seinen Sinn umstricke,
In jedem Reiz der lieblichen Gestalt.
Doch ist's zu spät, er kann nicht mehr zurücke,
Der Schönheit Zauber fesselt nur zu bald!
Giebt es ein Mittel ihr zu widerstehen,
So ist's dies Eine, nimmer sie zu sehen.

Schon wagt er's dreist die Holde anzublicken;
Da tönt ihr Mund: „Was du gesehn, ist mein!
Doch willst du mich mit deiner Kunst entzücken,
Und mir der Lieder süßen Weihrauch streun:
So will ich dich mit reichen Kränzen schmücken,
Und Gold und Ruhm, und Freude dir verleihn!
Weit ist mein Reich, und glänzend ist die Krone,
Mit der ich treue Huldigung belohne.“

Verschämt sinkt jetzt ihr schönes Auge nieder,
Das freundlich ihm so süße Gunst vertraut.
So zieht sich schnell der Dämmerung Gefieder
Um eine Flur, die man entzückt geschaut.
Doch weiß man wohl, bald steigt die Wolke wieder,
Und sie erscheint, von neuem Glanz bethaut,
Um schöner noch, nach kurzem bangen Schweigen
Die reiche Fülle freundlich uns zu zeigen.

Verblendet hängt an ihrem Götterbilde
Des Sängers Blick — und sieht allein nur sie.
Verdunkelt scheint das blühende Gefilde
Von ihres Strahls gewaltiger Magie. —
Da winkt sie ihm mit zauberischer Milde,
Und wie geführt von leiser Sympathie,
Faßt er entzückt die dargebotne Rechte,
Wohin sie ihn auch immer führen möchte.

Und weiter folgt mit heimlichem Vergnügen
Der Sänger schweigend ihr, von Gang zu Gang.
Er kann die leise Hoffnung nicht besiegen,
Sie sei's vielleicht, nach der er ewig rang!
Wohl gleicht sie wenig seines Bildes Zügen,
Doch meint er, — sei der Jahre Reihe lang,
Und leicht verwischt, vom schnellen Flug der Zeiten,
Was wir bewahrt für lange Ewigkeiten.

Und in ein Schloß von glänzenden Krystallen
Führt jetzt die Fee den schönen Jüngling ein.
Weit öffnen sich die reichgeschmückten Hallen,
Der stolze Saal, von Gold und Edelstein,
Und süße laue Ambradüfte wallen
Bei bunter Lampen mattem Dämmerschein.
Die Säulen sind von Porphyr schlank geründet,
Um die sich üppig goldnes Laubwerk windet.

Und sie gebeut; — da schwebt ein Nymphenreigen
Leicht aus des Saales Hintergrund hervor.
Die schlanken Körper schmiegen sich, und beugen
Verschlungen sich in leichtgewobnen Flor,
Und unter Tanz und süßem Spiele steigen
Zwei reichbesetzte Tafeln jetzt empor,
Die, schnell bedient von zarten Lilienhänden,
Vereinen, was die weiten Fluren spenden.

In schlanken Vasen lacht aus duft'gem Laube
Die Goldorange, hoch von Saft geschwellt;
Der Pfirsich winkt, die volle Purpurtraube,
In goldnen Körben lockend hingestellt;
Der Goldfasan hat zu der zarten Taube
Auf Silberschüsseln friedlich sich gesellt.
Und was in Luft und Wasser nur zu finden,
Muß hier zum üpp'gen Mahle sich verbinden.

Indeß nun bald die volle Nektarschaale,
Bald süßer Meth in stetem Wechsel kreist,
Und jedes Auge schon in höherm Strahle
Verräth der Freude fessellosen Geist.
Beginnt ein Wechselchor beim heitern Mahle,
Das den Genuß des Lebens fröhlich preist.
Und Töne, süß wie Silberklänge, gleiten
Von zarten Lippen und von Harfensaiten.

Und als der Nymphen lauter Chor verhallet,
Erhebt Rosalia den holden Blick,
Um den der Liebe süßer Schimmer wallet,
Und preiset laut das hohe Sangesglück.
Sie hofft, daß nun des Sängers Lied erschallet,
Und hält den Wunsch nur mühsam noch zurück;
Doch als noch immer seine Blicke schweigen,
Eilt sie die Leier selbst ihm darzureichen.

Sie fleht so süß, — die zarten Lippen regen
So schmeichelnd sich, — als brächten sie den Zoll
Des süßen Danks im Voraus ihm entgegen,
Der zum Gesange ihn begeistern soll.
Da scheint sein Herz sich mächtig zu bewegen,
Und nach der Schönen blickt er sehnsuchtsvoll,
Sie will er singen, — und mit raschem Beben
Eilt Worte er der innern Gluth zu geben.

Und er beginnt sein Spiel; doch welche Töne
Vernimmt sein Ohr! — Verstimmt ist jeder Laut!
Entflohen ist die göttliche Camöne,
Die Segen sonst auf ihn herabgethaut.
Vergebens sinnt er, daß er sie versöhne!
Ein Mißklang nur, vor dem der Seele graut,
Antwortet ihm, wenn er die Saiten reget,
Daß kalter Schauer tief sein Herz beweget.

Da reicht die Fee ihm eine andre Leier; —
Rasch faßt das Saitenspiel des Jünglings Hand,
Und Töne rauschen, mächtiger und freier,
Wie rasche Blitze rings umherversandt.
Es wogt sein Lied in fremdem wilden Feuer
Und prangt in Farben, die er nie gekannt,
Er weiß es kaum, ist er's der also singet,
Ist's fremder Geist, der aus den Saiten klinget.

Wild braust es fort. — Da springt mit dumpfem Schalle
Die eine Saite, und ein Laut erdröhnt,
Nachzitternd in dem klingenden Metalle,
Der fast wie Seufzer tiefen Schmerzes tönt.
Der Sänger bebt, — es sinkt mit schwerem Falle
Die Leier, die so feindlich ihn verhöhnt.
Und hocherröthend und verworren eilet
Er rasch hinweg, von Gram und Schmerz getheilet.

Und, wie gescheucht von feindlichen Gewalten,
Durchschreitet er der Hallen Labyrinth,
Kein Ruf, kein Bitten kann den Flüchtling halten,
Er athmet erst, wie er den Park gewinnt.
Hier wo in bleichen, zitternden Gestalten
Das Mondlicht schon durch Zweig und Hecken rinnt,
Hier meint er wieder selbst sich zu gehören,
Fern von den Freuden, die sein Innres stören.

Auf einem Platz — wo unter Myrthenbäumen
Ein Springquell hoch die Silberwellen treibt,
Steht er jetzt still — und lauscht in süßen Träumen
Dem Wasserstrahl, der funkelnd niederstäubt;
Er sieht — wie strebend nach des Himmels Räumen
Er immer doch in dunkler Tiefe bleibt,
Und seufzt, und klaget unter stillen Thränen:
„So ungestillt bleibt meines Herzens Sehnen!"

Da weht ihn an ein Hauch wie Duft der Rosen,
Und weiche Arme schlingen sich um ihn,
Und schmeichlerische Purpurlippen kosen,
Und flüstern leis: „So willst du mir entfliehn?
Willst du die Liebe feindlich von dir stoßen?
Muthwillig dich des Glückes Gunst entziehn?"
Und vor ihm steht — von Zauberreiz umfangen,
Rosalia mit hocherglühten Wangen.

Ihr irres Aug' scheint bald ihn anzuklagen,
Bald mild verzeihend seinem Blick zu nahn,
Jetzt weilt es still auf ihm, als wollt' es fragen:
„Was hab' ich, Undankbarer, dir gethan?"
Doch will kein Laut ihr freundlich Antwort sagen,
Der Sänger blickt sie kalt und schweigend an;
Sie sieht es bald, umsonst ist ihr Bemühen,
Ihn zu dem lauten Kreis zurückzuziehen.

Und stolzer jetzt das schöne Haupt erhebend,
Ertönt ihr Wort: „Was halt' ich dich zurück?
Was frommt dem Sinn, nach höhern Gütern strebend,
Dem stolzen Sänger — so geringes Glück?"
Und ernst um sich den goldnen Schleier webend
Verbirgt sie schnell den sanftbethränten Blick.
Es schweigt ihr Mund, doch mit beredten Zeichen
Winkt ihre Hand dem Sänger zu entweichen.

Noch steht er zaudernd; da benutzt sein Schweigen
Die schlaue Fee, und spricht mit mildem Ton:
„Nicht Eigennutz ist edlen Frauen eigen!
Bist du gleich trotzig unserm Kreis entflohn,
So soll dir doch der Freundin Milde zeigen,
Sie schmeichle nicht umsonst mit süßem Lohn! —
Hervor ihr Nymphen! öffnet meine Schätze,
Daß sich sein Blick an ihrem Glanz ergötze!"

Und schnell umringt der Kreis der Dienerinnen
Ihn eng und enger in geschloßnen Reihn. —
Er sieht — unmöglich wär' es, zu entrinnen,
Und zieht es vor, gehorsam ihr zu sein.
Schon führen weiche Hände ihn von hinnen,
Bald schließt ein stilles Felsenthal sie ein,
Wo, überwebt von dichten Epheukränzen,
Verschwiegne Grotten an einander gränzen.

Hier strahlt des Goldes unermeßner Segen
An Felsenwänden aufgehäuft empor,
Dort blitzt der Brillianten Pracht entgegen,
Dort flammt der leuchtende Rubin hervor.
Und tausend Flämmchen zucken auf, und regen
Sich hin und her im bleichen Dämmerflor,
Auch prangen Hyacinthen und Topasen,
Reich aufgehäuft in Alabastervasen.

Der Sänger staunt. — Da winket ihm auf's Neue
Rosalia: „Sieh alles dies ist dein!
Kehrst du zu mir zurück mit stiller Reue,
Um meinem Dienst auf ewig dich zu weihn!“
Doch jener spricht: „Mein Kleinod ist die Treue,
Nie kann dein Reichthum Segen mir verleihn!
Leicht geht des Sängers Reise durch das Leben
Und nimmer darf sein Sinn nach Eitlem streben!“

„Doch willst du Eines freundlich mir gewähren,
So gieb zurück mein theures Saitenspiel!
Dann soll im Lied sich all der Glanz verklären,
Der in des Sängers offne Seele fiel.
Denn nie darf fremden Wunsch sein Busen nähren,
Sein Weg ist weit, und hoch sein lichtes Ziel!
Der Biene gleich, darf er mit flücht'gen Lippen
Für Andre nur am Kelch der Freuden nippen.“

In ernstem Schweigen hört des Sängers Worte
Die holde Fee, dann deutet sie betrübt
Auf eine matterhellte Felsenpforte,
Und seufzt: „Wer könnte zürnen, wo man liebt!“
Und schnell entweicht sie von dem stillen Orte,
Indem ihr Blick noch scheidend kund ihm giebt: —
Dort, wo die Pfade sanft empor sich winden,
Würd' er sich bald am lichten Ziele finden!

Und als von einer Grotte nun zur andern
Er schweigend irrt, und durch die stille Nacht
Die Strahlen ziehn, gleich bunten Salamandern,
Daß fast das Aug' erliegt der stolzen Pracht:
Da zeigt sich endlich ihm nach langem Wandern,
Vom Strahl des Mondes freundlich angelacht,
Ein still Gemach, von Epheu überzogen,
Rings eingefaßt von hohen Felsenbogen.

Hier glänzt kein Gold, hier strahlen mild und helle
Des Himmels Sterne freundlich nur herein,
Sanftlächelnd steht der Friede an der Schwelle
Und bietet Rosen ihm statt Edelstein.
Und nahe rauscht, mit schaumbedeckter Welle,
Ein Wasserfall in hellem Silberschein,
Und lockt mit süßem träumerischen Kosen
Zum süßem Schlummer auf des Lagers Rosen.

Und seitwärts hängt, zum Trost ihm zugesendet,
Die treue Leier an der Felsenwand.
Laut jauchzt er auf, den Blick auf sie gewendet,
Den höchsten Schatz, den er auf Erden fand;
Vergessen liegt, was schimmernd ihn geblendet,
Ihm scheint jetzt alles traulich und bekannt,
Auch hat ihn mehr als je die Huld gewonnen,
Die solche Rache freundlich ausgesonnen.

„Sie ist so mild!“ denkt er mit leiser Reue,
„So schön, so hold, und du so undankbar.“
Und fast umstrickt ihr Zauber ihn auf's Neue,
Und droht mit tausend Reizen ihm Gefahr.
Hell strahlt ihr Bild, — es wankt die fromme Treue,
Und steigt betrübt vom einsamen Altar,
Schon will ein neuer Götterdienst beginnen:
Da wehrt der Schlaf den aufgeregten Sinnen.

Sanft ruht sein Haupt auf hochgewölbtem Moose,
Es lacht im Schlaf sein freundlich Angesicht,
Dem Knaben gleich, dem auf der Mutter Schooße
Ein holdes Traumbild Freud' und Lust verspricht,
Man sieht's, er träumt von gleichem süßen Loose;
Rosalia ist's, die in den Traum sich flicht.
Schon hat er hoch die rasche Hand erhoben,
Der Treue Schwur ihr freudig zu geloben!

Da steigt, verhüllt in düstre Trauerschleier,
Ein Engelsantlitz aus der Wolken Flor,
Sie ist's, die Heil'ge seiner stillen Feier,
Die er zur Braut sich liebend auserkor,
Sanftweinend langt sie nach der goldnen Leier,
Und hebt sie rasch aus seinem Arm empor.
Vergebens fleht er zu den lichten Fernen,
Stumm schwebt die hohe Jungfrau zu den Sternen.

„Weh mir!" so ruft erwacht vom schweren Traume
Der Jüngling aus, „was hab' ich dir gethan?"
Und aufwärts blickt er zu des Himmels Raume,
Als wollt' er noch betäubt von bangem Wahn
Den Abglanz sehn von ihres Kleides Saume;
Da sehn ihn mild die bleichen Sternlein an,
Und ihre Augen flehen bang und trübe:
„O bleibe treu der ersten Jugendliebe!"

Und wie ein Strahl durch finstre Mitternächte
Fällt rasch dies Wort in seine tiefste Brust:
„Ich folge euch, ihr frommen Himmelsmächte!"
So ruft er aus, und kaum sich selbst bewußt,
Nimmt er die Leier rasch in seine Rechte,
Und stürzt hinaus, in heißer Sehnsucht Lust;
Ihm ist — als klirrten tausendfache Ketten,
Und er entflieht, die Freiheit sich zu retten.

Vergebens winkte ihn aus Felsenspalten
Der Gnomen Schaar zu ihrer Schätze Pracht; —
Vergebens locken liebliche Gestalten
Ihn rechts und links aus grüner Myrthennacht:
Der Flüchtling läßt von keiner Macht sich halten,
Denn in ihm ist sein beßres Selbst erwacht.
Nur schlummern kann, doch nimmer untergehen,
Der heil'ge Strahl aus lichten Himmelshöhen.

Und mehr als je fühlt er sich angetrieben
Durch heil'ge Treu, zu lösen seine Schuld,
Zwar ist ein tiefer Kummer ihm geblieben,
Unwürdig, meint er, sei er ihrer Huld,
Doch treibt ihn dies, noch inn'ger sie zu lieben,
Sein Schmerz wird eine heilige Geduld,
Die, ohne Hoffnung auch auf dieses Leben,
Ihm dennoch winkt, nach ihr allein zu streben.

So schreitet er durch nachtumhüllte Fluren
Dem Pfad entgegen, den er einst verlor,
Bald sieht er sich auf den bekannten Spuren,
Dort ragt der Pinien Wipfel schon hervor,
Wo er, verlockt von feindlichen Naturen,
Zuerst den Wahn zur Führerin erkor.
Hier schlief er einst — hier sollte sein Erwachen
Zum Sclaven ihn der trunknen Sinne machen.

Und schnell eilt er, von leisem Graun ergriffen,
Als folgte ihm aufs Neu' die luft'ge Schaar; —
So sieht man oft bei droh'nden Felsenriffen,
Noch eingedenk der vorigen Gefahr,
Den klugen Steuermann vorüberschiffen;
Noch bebt sein Herz, noch sträubt die Angst sein Haar.
Entfernt umkreist das Schiff die grause Stelle
Und fliegt vorbei auf schnellgetheilter Welle.

Bald ist der Hain, der friedliche, gewonnen!
Schon glüht sein Laub in süßem Morgenroth,
Schon steigt der Aar, sein stolzes Haupt zu sonnen,
Schon glänzt die Flur, erwacht von kurzem Tod.
Und wie die bleiche Dämmerung zerronnen,
Weicht auch der Zweifel, der das Herz bedroht,
Und mit der Sonne steigt des Sängers Glaube,
Daß keine Macht der Liebe Hoffnung raube.

O heilge Kraft! an deren keuschen Flammen
Das Leben seine schönsten Blüthen pflegt,
Du lebest fort! — sinkt gleich das Herz zusammen,
In das du deinen süßen Keim gelegt!
Drum mußt du wohl aus höhern Welten stammen,
Weil deine Gluth ins Unermeßne schlägt,
Und über Grab und Zeit die süßen Träume
Hinüberträgt in ferne Sonnenräume.

Gestärkt von deinem wunderbaren Segen,
Verfolgt der Sänger muthig seine Bahn,
Dem lichten Osten zieht er froh entgegen,
Die theure Braut einst liebend zu umfahn.
Bald leuchtet Sonne ihm auf stillen Wegen;
Bald flammt des Mondes glänzend Schild voran,
Um freundlich ihm, in tiefen Haines Schweigen,
Den rechten Weg zum schönen Ziel zu zeigen.

Bemerkungen.

*) Die Litschi, eine südliche Steinfrucht, von der Größe der Wallnüsse, mit schuppiger Haut. Ihre Farbe ist bald purpurroth, bald fleischfarben, bald grün; sie wächst traubenförmig, und wird an Wohlgeschmack allen übrigen Pflanzenfrüchten vorgezogen.

**) Longyen (Demicarpus Longan.) eine wohlschmeckende südliche Frucht, von der Größe der Kirschen.

***) Pavedette — eine kleine graue Taube, mit dickem Schnabel, rothen Augen und scharlachrothen Füßen, die in den morgenländischen Gegenden gefunden wird. Sie zeichnet sich durch ihren schnellen Flug aus, und kann zu Bestellung der Briefe gebraucht werden. Deßhalb ist sie auch unter dem Namen Brief- oder Posttaube bekannt.

Vierter Gesang.

Wie sich der Pilger mit geheimem Zagen
Dem Lande naht, und schüchtern es begrüßt,
Das all die Wunderblüthen frommer Sagen
Geheimnißvoll in seinem Schooß verschließt,
Wie sich die Blicke zögernd vorwärts wagen,
Wenn das Ersehnte endlich nahe ist:
So seh' auch ich mit heimlichem Erbeben
Der Muse Hand den letzten Schleier heben!

Schon zeigt sich mir ein blühendes Gefilde,
Ein reich geschmücktes Frühlingsparadies!
Wer träumte je von einem holden Bilde,
Das sich nicht hier noch schöner schauen ließ?
Welch Farbenspiel, voll zauberischer Milde,
Wie sanft das Licht, die Luft wie rein, wie süß!
Welch tiefer Frieden in dem stillen Thale,
Das feiernd ruht im lichten Morgenstrahle!

Nicht jener Fluren üppigem Gedeihen
Gleicht dieses Bild; — es scheint dem Himmel mehr
Als jenem Feenland sich anzureihen,
Denn alles prangt so rein, so licht, so hehr.
Der Unschuld Glanz, der Eintracht Segen, weihen
Zu Festaltären die Natur umher,
Zum Tempel scheint sich der Azur zu ründen,
Wo Lieb' und Treu die frommen Opfer zünden!

Und näher eilt er jetzt mit raschem Schritte,
Die Brust von heißer Sehnsucht angefüllt,
Da zeigt sich ihm in hoher Bäume Mitte
Ein Sphinx, in düstres Schweigen eingehüllt,
Ernst wie das Schicksal, wenn es unsre Bitte
Mit einem Wort des ew'gen Willens stillt.
Weit dehnen sich die riesenhaften Glieder,
Und herrisch blickt das düstre Auge nieder.

Und nicht entgehen kann er diesem Blicke,
Der tief sich senkt in seines Herzens Grund.
Kaum hält er noch das rasche Wort zurücke!
Ihm ist, als müss' er diesem starren Mund
Vertrauen, wie dem ewigen Geschicke!
Als würde hier sein künftig Loos ihm kund.
Schon ruft er laut: „Du räthselhaftes Wesen
Laß mich ein Wort im Buch der Zukunft lesen!"

„Sprich! find' ich endlich die Geliebte wieder?"
Tief schweigt's umher — da tönt ein dumpfer Laut
Aus den bewegten Marmorlippen nieder:
„Dem Treuen nur gehört die süße Braut!"
Da faßt ein leiser Schauer seine Glieder —
Er fühlt's, ihm ist ein ew'ger Spruch vertraut.
Doch bald verwandelt sich das leise Grauen
In sel'ge Hoffnung, gläubiges Vertrauen.

Froh steht er da, im hellen Morgenscheine,
Und rufet jubelnd in das Thal hinein:
„O zeige dich, du Himmlische, du Reine!
Des Sängers Herz — es war ja ewig Dein!
Bezeugt es laut, ihr Fluren und ihr Haine,
Ich liebte sie, ich sang nur sie allein!
Verblenden kann der Täuschung eitler Schimmer,
Doch dir mich rauben kann die Erde nimmer!"

Und sanfte weiche Flötenlaute bringen
So freundlich grüßend aus dem Thal empor,
Als sehnt' es sich, ihn liebend zu umschlingen;
Und schneller eilt der Jüngling wie zuvor.
Ihm ist als hört' er ihre Stimme klingen
Durch ferner Haine grünen Zauberflor,
Und näher zieht ihn inniges Verlangen,
Das theure Wesen liebend zu umfangen.

Schon wandert er im Schatten hoher Palmen
Mit raschem Schritt das holde Thal entlang;
Noch perlt der Thau auf Blumen und auf Halmen,
Noch strahlt das Frühroth an dem Bergeshang;
Und überall ertönen frohe Psalmen,
Der Hain, die Luft erzittert von Gesang,
Das Bächlein rauscht, und scheint entzückt zu eilen,
Den Morgengruß mit der Natur zu theilen.

Der Sänger fühlt sein Herz so froh gehoben,
Als grüßte er der Heimath theures Land.
In sanfter Rührung steigt sein Blick nach oben,
Sieh! — da erblickt er an des Hügels Rand
Ein schlummernd Kind, von goldnem Haar umwoben,
Das schöne Haupt gestützt mit zarter Hand.
Ein leichter Traum schwebt auf den sanften Zügen,
Süß wie die Blumen, die sich schaukelnd wiegen.

Und näher eilt mit heimlichem Entzücken
Der Sänger zu dem wunderholden Bild; —
So heil'ge Stirn kann nur die Unschuld schmücken,
So sanft ruht man nur unter ihrem Schild!
Bald meint ein lächelnd Bild er zu erblicken,
Bald eine Jungfrau, züchtiglich verhüllt.
Der Kindheit Frieden, und der Glanz der Tugend
Vereinen sich im Reiz der zartsten Jugend.

Kaum wagt er es, den Blick emporzuheben,
Ihm scheint der Ort so heilig, so geweiht,
Die Lilien, die schüchtern sie umgeben,
Sie weichen ihr an hoher Lauterkeit.
Als Engel, meint er, wird sie jetzt entschweben,
Und sieht die Rosenwolke schon bereit:
Da wacht sie auf, und zu dem lichten Raume
Hebt sie das Aug', noch feucht vom süßen Traume.

So steigt der Mond am hohen Himmelsbogen
In seiner stillen Glorie empor,
Weit gießt er seines Lichtes reine Wogen
Um der Gefilde grauen Däm erflor;
Erst scheint sein Blick von lichtem Duft umzogen,
Doch bald tritt er in vollem Glanz hervor,
Ein Engel, der des Himmels süßen Frieden
Dem Sterblichen in seinem Blick beschieden.

Jetzt grüßt sie Sonnenhold mit ihrem lieben
Beseelten Blick, und spricht mit sanftem Ton:
„Wo bist du doch so lange ausgeblieben,
Mein süßer Freund! lang harrt' ich deiner schon!
Schon wollte mich ein böser Wahn betrüben,
Du seist auf immer meinem Blick entflohn.
Jetzt aber ist mein langer Gram gestillet
Und alle Träume seh' ich froh erfüllet!"

„So kennst du mich?" fragt Sonnenhold, und neiget
Sich traulich zu der holden Jungfrau hin.
„Der Traum hat mir dein liebes Bild gezeiget,
Ich kenne dich vom ersten Anbeginn!"
So spricht die Jungfrau — und erröthend schweiget
Sie jetzt mit blödem, holdverschämten Sinn.
Doch bald, wie Kinder lächelnd aufwärts schauen,
Beginnet sie mit heiterem Vertrauen:

„Du willst doch mit zu Sitty's Vater kommen?
Dort steht sein Haus, der Weg ist gar nicht weit!
Mild hat er stets den Fremdling aufgenommen,
Denn er ist gut und voller Freundlichkeit.
Auch wird sein tiefes Wissen jedem frommen,
Der gern sein Ohr dem Mund der Weisheit leiht!
Komm, süßer Freund! daß ich in froher Eile
Des Herzens Freude mit dem Vater theile!"

Und sie erhebt vom weichen Moos die Glieder
Und reicht sanftlächelnd ihm die zarte Hand.
Verwundert sieht der Jüngling auf sie nieder,
Die jetzt in voller Hoheit vor ihm stand.
Weiß, wie des Schwanes blendendes Gefieder,
Floß weich um sie das züchtige Gewand.
Ihr einzger Schmuck ist hoher Reinheit Schimmer
Und dennoch sah er hold're Schönheit nimmer.

Schon wandern sie durch die bekränzten Fluren
Im freundlichen Gespräche, hold vertraut,
Zwei engverwandte kindliche Naturen,
Auf die des Himmels Segen niederthaut.
Oft trifft ihr Geist sich auf bekannten Spuren,
Ihr Herz sich in derselben Rede Laut,
Ein Leben scheint in Beider Brust zu walten,
In dem die Seelen kunstlos sich entfalten.

So sieht man oft in morgenhellem Prangen
Zwei Tropfen Thau, die eine Nacht geweint,
An einem Rosenblatte zitternd hangen,
Wo Jedes uns des Andern Abglanz scheint.
Bald heben sie mit durstendem Verlangen
Zu einer Perle innig sich vereint,
Und jetzt erst scheint, was einzeln sie gespendet,
Zu Einem Strahl uns wonniglich vollendet.

Und wie sie liebend Seel' um Seele tauschen,
Gleich Kindern, die sich inniglich umfahn:
Scheint die Natur dem süßen Spiel zu lauschen,
Und Alles schweigt, wo sich die Holden nahn.
Kaum wagt der Bach am Ufer fortzurauschen,
Und furchtsam sehen sich die Blumen an,
Das zarte Einverständniß nicht zu stören,
Und ihrer Rede süßen Klang zu hören.

„Hörst du?" beginnt zum Veilchen sanft und leise
Die kleine Primel, „sie begrüßen sich
Mit Blick und Wort, so ganz auf unsre Weise,
Und lieben sich so fromm, wie du und ich."
Und Veilchen spricht: „Im weiten Blumenkreise
Wüßt' ich kein lieber Schwesterchen als dich!
Doch seh' ich Jene, — wird mir bang und trübe:
Es giebt gewiß noch eine höh're Liebe!"

Die Nachtigall, die tief im Busch gesessen,
Hat endlich auch das schöne Paar erschaut,
Und lauscht in süßem seligen Vergessen
Der reinen Seelen holdem Doppellaut.
Schwatzhafte Amseln haben unterdessen
Ihr stilles Glück dem ganzen Wald vertraut,
Und alle Vögel regen sich, und eilen
Den Unterricht mit Freud' und Lust zu theilen.

So folgen sie bis zu der kleinen Hütte
Dem süßen Paar, das nun mit leisem Schritt
(Wie man dem Tempel naht mit frommer Sitte)
In die geweihte stille Zelle tritt.
Ein seltsam Licht ergießt sich aus der Mitte,
Das mit des Tages Glanz wetteifernd stritt,
Aus einer Ampel scheint der Strahl zu quellen,
Der sich ergießt in weichen Purpurwellen.

Und schweigend naht sich von dem stillen Heerde
Ein hoher Greis, mit silberweißem Bart;
Der ernste Blick, die würdige Geberde,
Flößt Ehrfurcht ein für seine Gegenwart;
Man lauscht — wann sich die Lippe öffnen werde,
Die uns den Geist des Hohen offenbart,
Der deutlich schon in jeder Miene waltet,
Eh der Gedanke sich zum Wort gestaltet.

„Sei mir gegrüßt!" — so reicht er jetzt die Rechte
Dem Jüngling dar — „ich wünschte lange schon,
Daß dich zu uns dein Schutzgeist führen möchte,
Eh dir der Jugend rascher Traum entflohn.
Schnell sinkt der Tag, es wächst das Reich der Nächte,
Drum hasche schnell des flücht'gen Lichtes Lohn!
Eh unverhofft die segensreichen Stunden
Des kurzen Frühlings dir dahingeschwunden!"

In ein Gemach voll seltsamer Geräthe
Führt jetzt der Greis den schönen Jüngling ein.
Ein ernstes Schweigen, wie an frommer Stätte
Scheint diesen Raum zum Denken einzuweihn.
Bald scheint's ein Ort zu heiligem Gebete,
Bald eine Werkstatt hoher Kunst zu sein.
Hier ein Altar, von Schleiern dicht umwoben,
Dort Charten, Bücher, Winkelmaaß und Globen.

Der Thierkreis schmückt in mystischen Gestalten
Der hochgewölbten Decke breiten Rand,
Und wunderbare bleiche Lichter walten
Durch das Gemach, von jenen ausgesandt,
Je mehr man schaut, je deutlicher entfalten
Die Sternenbilder sich an Deck' und Wand,
Und manche Wunder scheinen noch die Decken
Der dämmergrauen Tiefe zu verstecken.

14

Ein großes Buch schlägt jetzt mit ernstem Schweigen
Der Alte auf — und winkt den Jüngling hin,
Und als sich ihm die reichen Schätze zeigen,
Erschließt sich mehr und mehr sein innrer Sinn.
Bald meint er in der Erde Schooß zu steigen,
Und schaut das Wachsthum der Metalle drinn —
Bald wandert er auf sonnenhellen Spuren
Mit kühnem Schritte durch die Himmelsfluren.

„Welch reichen Schatz hast du mir aufgeschlossen!"
Ruft stillentzückt der frohe Jüngling aus;
„O weihe mich zum sel'gen Mitgenossen!
Nimm mich auf ewig in dein stilles Haus!
Ich weiß, manch schönes Jahr ist mir verflossen
So fruchtlos, wie der öden Nächte Graus.
Drum laß mich jetzt mit frohem Eifer ringen,
Das Langversäumte doppelt einzubringen!"

„Es lockt mich hin, den Schleier wegzuheben,
Der jene Wunder neidisch mir verschließt!
Viel reicher ist der Schöpfung innres Leben,
Als aller Glanz, den unser Aug' begrüßt!
Drum laß mich nach dem Unsichtbaren streben,
Bis sein Geheimniß mir erschlossen ist!
Ein unaussprechlich seliges Verlangen
Ist mir in tiefster Seele aufgegangen!"

„So bist du unser!" ruft mit Engelsblicken
Die Jungfrau aus, und schaut zu ihm hinauf;
Und ihre zarten Rosenlippen drücken
Des Sängers Stirn den Kuß der Weihe auf.
Da füllt sein Herz ein himmlisches Entzücken,
Die Welt versinkt in immer raschern Lauf,
Der höhern Ahnung wunderbare Blüthe
Erschließt sich ihm im liebenden Gemüthe.

Und bald sieht er des Wissens heil'gen Bronnen
Sich aufgeschlossen von des Vaters Hand.
Der Erde Bau, der dunkle Lauf der Sonnen
Wird seinem Geiste inniglich bekannt,
Mit Liebe wird das ernste Werk begonnen,
Sie ist das heilige geheime Band,
Womit er jeden dunklen Schleier hebet
Und kühn zum Licht der ew'gen Wahrheit strebet.

Und wie sich seines Geistes Schätze mehren,
So scheint sein innres Leben unbewußt
Sich Sitty's holder Anmuth zuzukehren
In immer höh'rer süß'rer Liebeslust.
In ihr muß er das Herrlichste verehren,
Den Himmel in der reinen Menschenbrust,
Der immer heller seinem Blick sich zeiget,
Je mehr des Geistes hohe Klarheit steiget.

Bald scheint an frommer freundlicher Geberde
Die Holde jetzt ein unbefangnes Kind,
Bald ist's, als wenn sie ernster, höher werde,
Wenn tiefberedt ihr dunkles Auge sinnt; —
Jetzt meint er, sie gehöre nicht der Erde,
Wenn ihrer Stimme süßer Laut beginnt.
So heil'ge Demuth und so tiefes Wissen
Kann eines Engels Busen nur umschließen.

Sie lehret ihn der Unschuld hohe Lieder,
Wie sie ihr reines Kinderherz ersann,
Und weckt der Leier fromme Klänge wieder,
Und giebt ihm sanft des Sängers Weisen an.
Da schwingt sich froh, wie auf des Aars Gefieder,
Des Jünglings Lied zum Sonnenlicht hinan.
Mit neuer Kraft erwacht sein innres Leben,
In Wort und Ton sich wonnig kund zu geben.

Jetzt preiset er in kräft'gen Melodien
Der Gottheit Huld, der Schöpfung reiche Pracht,
Und immer lichtere Gedanken glühen
Aus seiner Brust, zum Leben neu erwacht.
Bald singt sein Lied in sanften Harmonien
Der Freundschaft Glück, der Liebe heil'ge Macht,
Den Frieden, der in stillem Herzen wohnet,
Und mehr als Kron' und Lorbeer uns belohnet.

Wie jauchzt er, wenn sie freundlich Beifall winket,
Wenn er aus Sitty's seelenvollem Blick
Der Liebe heilige Begeist'rung trinket:
Nie kannte er so überschwenglich Glück!
Oft, wenn er in ihr Anschaun froh versinket,
Preis't er entzückt sein freundliches Geschick,
Das ihm in ihr, das Herrlichste im Leben,
Des Einfach=Schönen holdes Bild gegeben.

„O möchte sie den süßen Kranz mir reichen,
Und mich auf ewig ihrer Liebe weihn!"
So seufzt er leis, und seine Blicke steigen
Sehnsüchtig auf nach ewigem Verein.
Da scheint's, als deute sie des Jünglings Schweigen,
Als flüstre sie — ich bin ja ewig dein!
Und selig lies't er in den treuen Blicken
Des nahen Glückes heimliches Entzücken. —

Hoch steigt ein Hügel aus des Thales Runde
Mit freier Stirn zum Himmelsraum empor,
Dorthin führt sie den Freund zu später Stunde,
Schon ruht die Flur, gehüllt in düstren Flor.
Schon schreitet mit der ernsten Nacht im Bunde
Der Sterne Heer in voller Pracht hervor,
Weit schimmern sie durch alle Himmelsauen,
Gleich Silberblüthen blendend anzuschauen.

„Sieh! einen Kranz will dir die Freundin winden!“
Beginnt die Jungfrau jetzt mit sanftem Ton,
„Doch kann sie nie die rechten Blumen finden,
Die sie erkor zu deines Liedes Lohn!
Ich sah der Rosen stolze Pracht verschwinden,
Noch eh der Lenz, der flüchtige, entflohn; —
Und klagte, daß der Blumen süßem Leben
So kurze Dauer die Natur gegeben!“

„Drum ging ich aus, den Garten dir zu weisen,
Der eine schön're Frühlingspracht enthüllt!
Der Vater maß ihn oft nach weiten Kreisen,
Und kennt die Fluren alle, Bild für Bild.
Bekannt ist er mit den entferntsten Gleisen,
Und oft hat sich sein dunkles Wort erfüllt,
Das ahnend schon die kleinste Blume grüßet,
Bevor sie hell dem tiefen Grund entsprießet.“

„Siehst du das Beet, von Silberglanz umflossen?
Dort blühet meiner Lilien reiche Pracht,
Ein steter Lenz schmückt jene Blüthensprossen,
Die ich zum Kranz dem Sänger zugedacht.
Auch strahlt von sanftem Purpur übergossen
Ein Röslein dort aus der verschwiegnen Nacht,
Doch welkt es nie im Wechseltanz der Zeiten
Und scheint auf ew'ge Liebe hinzudeuten!“

„Sieh, diese Blumen hab' ich dir erkoren!
Noch blühn sie zwar zu fern für meine Hand,
Doch hält die Freundin, was sie dir geschworen,
Und führt dich einst in jenes heil'ge Land!
Drum traure nicht, wenn bei dem Tanz der Horen
Der zarte Frühling schnell vorüberschwand —
Du weißt nun, wer den ew'gen Kranz dir bindet,
Wenn diese kurze Blüthenzeit entschwindet!“

Sie schweigt; doch scheint der Augen süßes Leben
Noch manches Glück ihm freundlich zu vertraun,
Da ist's — als regten sich mit leisem Beben
Die Lilienkelche in den Himmels-Au'n,
Und weite Schleier scheinen sich zu heben
Und in die ew'gen Fluren darf er schaun,
Und sehn — wie Alles, was uns dunkel scheinet,
Zum reinen Einklang herrlich sich vereinet!

Anbetend will er vor ihr niederfallen;
Da blickt er in ihr Kindesangesicht —
Und sieht die vollen blonden Locken wallen,
Aus denen mild das fromme Auge spricht:
„Ich bin ja die Geringste unter Allen,
Nur angestrahlt von einem höhern Licht!“
Und freudig weicht die Ehrfurcht dem Entzücken,
Ein gleiches Wesen an die Brust zu drücken.

Sanft schmiegt sie sich, von seinem Arm umschlossen,
An seine Brust voll heiligem Vertraun,
So hold, so rein, wie zarte Liliensprossen,
Die unschuldsvoll dem Tag entgegenschaun,
Mit Liebreiz ist ihr Antlitz übergossen,
Der Himmel scheint in ihrem Blick zu thaun,
Und deutlich stehts auf ihrer Stirn geschrieben:
„Der Glaube ist das Höchste ja im Lieben!“

Und sinnend schaut er in den sonnenhellen
Verklärten Blick der jugendlichen Braut,
Als lese er in diesen reinen Quellen,
Was ihm der Sterne frommer Glanz vertraut.
So lauscht man oft dem Schimmer klarer Wellen,
In dem des Himmels Bild sich leicht beschaut,
Man weiß es wohl, es sind dieselben Bilder,
Doch dünkt ihr Farbenspiel uns sanfter, milder.

„Es wird ein sel'ger Morgen auferstehen!"
Beginnt die Jungfrau jetzt mit leisem Ton,
„Nun laß uns heim zum guten Vater gehen,
Schon stieg die Nacht auf ihren ernsten Thron!
Bald färbt ein neuer Purpurglanz die Höhen,
Die Blume trinkt des Thaues Perle schon.
Komm, süßer Freund, geleite meine Schritte,
Denn düster ist es in des Haines Mitte!"

Und schweigend geht durch die verschwiegnen Schatten
Das holde Paar das stille Thal hinab —
Tief ruht die Flur in seligem Ermatten
Und Schweigen herrscht, wie um ein weites Grab.
Die Blüthen, die sich früh geöffnet hatten,
Sie taumeln jetzt im Wehn der Nacht herab
Und scheinen heimlich seufzend zu verkünden:
So muß ja alles Irrdische verschwinden.

In ernster sinniger Betrachtung langen
Die Freunde bei der kleinen Hütte an;
Bald ruhen sie von Schlummers Arm umfangen,
Und süße buntbeschwingte Träume nahn
Und gaukeln ihnen leis um Stirn und Wangen,
Mit Farben, die sie nie so reizend sahn,
Doch scheinet sich der Sterne stilles Leben
Fortwährend in der Bilder Glanz zu weben.

Schon ist der Tag mit sonnenhellen Blicken
Aus seinem Schlummer wonnevoll erwacht,
Mit Rosen scheint sein Antlitz sich zu schmücken,
Herniederlächelnd aus des Aethers Pracht.
Die Erde hebt in seligem Entzücken
Den feuchten Blick, in dem der Traum noch lacht,
Und sehnet sich mit innigem Verlangen
Den Kuß des Lichtes liebend zu empfangen.

Schon hat der Sänger freudig seine Leier
Zum Preis der blühenden Natur gestimmt,
Doch fehlt noch sie zu seiner Morgenfeier,
Die Theil an jeder seiner Freuden nimmt.
Er harrt, bis an Aurorens Purpurschleier
Die letzte Rose bleichet und verglimmt,
Dann eilet er, den Vater zu befragen,
Wo doch ihr Fuß so früh sie hingetragen?

„Zu ihren Blumen sah ich Sitty gehen!"
Beginnt der Alte, „und sie weilte lang
An jenem Beet, wo schlanke Lilien stehen,
Und brach sie ab mit heimlichem Gesang.
Als Opfer trägt sie sie zu jenen Höhen,
Denn mächtig trieb sie ihres Herzens Drang,
Des Dankes Zoll den Himmlischen zu weihen,
Die täglich uns mit neuer Huld erfreuen!"

„Dort ist ein heiliger Altar gegründet,
Den nie der Zeiten gier'ger Zahn verheert,
Der Isis ward manch Opfer dort gezündet,
Die alle Wesen liebet und ernährt. —
Und wie in ihr sich alle Kraft verbindet,
Und aller Segen freudig sich verklärt,
So beten wir die Sonne, und die milde
Allmächt'ge Liebe an, in ihrem Bilde!"

Der Alte schweigt; da wird mit einem Male
Ein Schimmer in des Jünglings Seele klar;
Und deutlich stellt im hellsten Sonnenstrahle
Ein dunkles Bild verklungner Zeit sich dar:
Verwies der Mahler nicht im fernen Thale
Den Sänger zu dem einsamen Altar? —
Damit er dort die hohe Jungfrau finde,
Und sich in Liebe ewig ihr verbinde!

„Ja,“ ruft er aus, „dort soll mein Sehnen enden!
Dort wirst du mir auf ewig angetraut,
Drum mußtest du das reine Opfer spenden,
Weil heut der höchste Segen auf uns thaut. —
O zögre noch die Feier zu vollenden,
Der Sänger eilt, du holde, süße Braut,
Daß er vereint im innigen Gebete
Mit dir zum heiligen Altare trete!

Er eilt hinaus, die Brust voll sel'gem Hoffen,
Und folgt dem Pfad, zur fernen Höhe hin;
Den Himmel sieht sein frohes Auge offen,
Sein ist der Freuden seligster Gewinn,
Doch bald, von überird'schem Glanz getroffen,
Schwankt irrgeleitet der berauschte Sinn,
Bis er, vom Spiel der Phantasie verführet,
Das ferne Ziel aus seinem Blick verlieret.

Verlegen fragt er in der Blumen Runde,
Ob sie die freundliche Geliebte sahn?
Doch alle sehen ihn mit stummem Munde
Und großen Augen trüb und traurig an.
Das Veilchen nur im stillen Wiesengrunde
Hat leise seine Lippen aufgethan,
Und spricht: „dort sah ich ihre Schleier wehen,
Wo schlank und hoch die duft'gen Palmen stehen!“

Und schneller folgt er auf dem stillen Gange
Der Freundin nach; da neckt die Rose ihn:
„Du armer Sänger, wie so trüb und bange,
Da ringsumher so bunt die Fluren blühn!
Nicht lang, so sah ich dort am Felsenhange
Die holde Sitty schnell vorüberfliehn!
Suchst du sie auf, so eile zu den Höhen,
Doch mußt du erst den kleinen Hain durchgehen.“

Dorthin zieht jetzt sein ganzes innres Leben,
Vom Hauch der Hoffnung mächtig angefacht,
Und tiefe, ahnungsreiche Schauer heben
Noch einmal seinen Blick zur Himmelspracht.
Da scheint ein Engel sanft herabzuschweben:
Die Iris ist's, die durch die Wolken lacht,
Hoch wölbet sich ihr buntgeschmückter Bogen,
Weitstrahlend über Thal und Höh' gezogen.

In froher Rührung grüßt dies Friedenszeichen
Des Sängers Blick; dann eilt der matte Fuß,
Die hohen Marmorstufen zu erreichen,
Wo die Geliebte ihm erscheinen muß.
Da fühlt er plötzlich jede Kraft entweichen,
Denn eingewieget von des Todes Kuß,
Ruht Sitty, wie auf treuem Mutterschooße,
Sanftlächelnd auf dem thaubenetzten Moose.

Das Antlitz bleich, gelöst die goldnen Flechten,
So schlummert sie auf kaltem Marmorstein,
Den Opferlilien gleich in ihrer Rechten,
Die hell erblühn im neuen Sonnenschein.
Nicht hadern kann man mit den dunklen Mächten,
Die sie so herrlicher Verklärung weihn! —
Das Leben selbst scheint ihren Glanz zu neiden
Und möchte sich in gleiche Farbe kleiden.

Unwiderstehlich zieht ein dunkles Sehnen
Den Sänger zu der holden Schläferin!
Das müde Haupt an ihre Brust zu lehnen,
Scheint ihm der höchste seligste Gewinn!
Ermattet sinkt er, unter süßen Thränen
An Sitty's Herz in stummer Ahnung hin,
Das Auge stirbt, in Dämmerung zerrinnen
Des Lebens Bilder den umhüllten Sinnen.

Da tönt nach langem todtengleichen Schweigen
Ein holder Laut entzückend an sein Ohr,
Und als empor des Sängers Blicke steigen,
Sieht er umweht von zartem Silberflor
Ein Himmelsantlitz sich herniederneigen,
Und weiche Arme heben ihn empor.
Und Lebensodem strömet auf ihn nieder,
Mit Aether tränkend seine matten Glieder.

Da ist's, als löste, jeder Nacht entbunden,
In ew'ger Wahrheit hellem Sonnenschein
Sich das Geheimniß seiner frühsten Stunden,
Um ihn zur höchsten Wonne einzuweihn.
Erst meint er sich von Sitty's Arm umwunden,
Doch scheint sie höher, schöner ihm zu sein,
Bis er in ihr die heil'ge Jungfrau schauet,
Die ihm im Traum ihr reines Bild vertrauet.

„Urania!" so tönt's aus seinem Munde;
Und fest umschlingt die hohe Freundin ihn,
Und weiht ihn ein zum süßen Liebesbunde,
Und eilt den Kranz um seine Stirn zu ziehn.
Still feiert die Natur die sel'ge Stunde,
Und alles scheint in höherm Glanz zu blühn,
Und sanfter Klang ertönt aus lichten Fernen:
„Jetzt kränzt sie ihn mit ihren ew'gen Sternen!"

Und als die Hohe seine Stirn umwunden,
Erhebt sie sich in vollem Glanz und spricht:
„Heil dir! du hast in Sitty mich gefunden,
Weil Beide uns ein heil'ges Band umflicht!
So bist du nun auf immer mir verbunden,
Und deinem Vaterland, dem ew'gen Licht!
Und wie nur mir dein reines Lied getönet,
So sei nun auch auf's würdigste gekrönet!"

Zueignung.

Die Veranlassung zu dem folgenden Gedichte gab die dreihundertjährige Todesfeier *Rafaels* am Charfreitage 1820, die ein Kreis von älteren und jüngern Künstlern, vornehmlich aus jenem schönen Bunde, der in Italien sich gebildet hatte, in Berlin veranstaltete.

Die Künste hatten dazu ihre besten Repräsentanten gesendet: die Baukunst ihren *Schinkel*; die Bildhauerkunst die Freunde *Rauch* und *Tieck*, und aus der römischdeutschen Schule die Mahlerkunst, *Cornelius*, *Schadow*, *Wach*; andere Meister und Jünger hatten sich angeschlossen, und damit der Gemeinde der *Hirt* nicht fehle, so war der vielgewanderte Hofrath dieses Namens gegenwärtig, der uns zuerst die Feier

des Geburtsjubiläums Rafaels, das er vor 37 Jahren in Rom erlebte, und dann Briefe und Gedichte von und an Rafael, von denen ich einige mittheile, vorlas.

Euch, Ihr Freunde, die Ihr an dem Feste meine Gabe mit Liebe aufnahmt, sind diese Blätter gewidmet!

Berlin den 11ten April 1820.

Die Wandrung des Weltgeistes.

Was rühmt ihr die Natur, die nie veraltet,
Weil sie das Alte ewig neu erschafft,
Und wie sie an dem ersten Tag gestaltet,
Bei sich beharrt in ihrer trägen Kraft!
Nicht so der Weltgeist, der sich frei entfaltet,
Der Jugendfessel siegend sich entrafft,
Daß wir ihn vorwärts sehn durch alle Zeiten
Kühn von Jahrtausend zu Jahrtausend schreiten. 1)

Von einer Götterschaar ward uns verkündet,
Die sich in Griechenland ein Reich erbaut,
Die einst Athen, das herrliche, gegründet
Und ihm der Schönheit Zauber anvertraut.
Da ging die Freiheit mit der Kunst verbündet,
Da hat der Mensch die Götterwelt geschaut,
Die Himmlischen begrüßten die Gefilde,
Die Tempel schmückten göttliche Gebilde.

Und als der Geist in Griechenland vollendet,
Was hier verschlossen lag, emporgeblüht,
Dann sehen wir die Götter weggewendet,
Und zürnend aus Athen Athene flieht. 2)
Die Freiheit ward dem fremden Herrn verpfändet,
Der Kunst geweihte Flammen sind verglüht,
Die Tempelhallen stürzen hin in Trümmer,
Und es verdirbt der Säule Marmorschimmer.

Mag der Proconsul auch nach Rom entführen
Die Götter, die er in Corinth geraubt,
Es wird der Stein die Menge dort nicht rühren,
Die nicht den Gott, der ihn beseelt, geglaubt.
Nicht kann das Capitol der Lorbeer zieren,
Den sie zuvor in Attika entlaubt,
Und schnöde Knechtschaft nur und Schmach und Schande
Trägt Rom's Gewaltherrschaft in alle Lande. 3)

Aus diesem Schmerz der Menschheit ward geboren
In Juda's altem Stamm der Jungfrau Sohn,
Ein Aergerniß den Heiden und den Thoren,
Empfangen bald mit Jubel, bald mit Hohn.
Er aber rettete, was sie verloren,
Der Weg zum Himmel ward des Glaubens Lohn,
Der ferne Gott war disseit eingekehret,
Und hatte sich in Knechtgestalt verkläret. 4)

Doch Wen'ge das Geheimniß schon erkannten,
Denn als der Meister von den Jüngern schied,
Die Augen fragend sich nach oben wandten
Und zu den Sternen hin die Hoffnung flieht,
Sie suchen jenseit nach dem Unbekannten
Weitab auf fernentlegenem Gebiet;
Verloren war es, was die Welt erfahren,
Den eignen Gott im Herzen zu bewahren.

Darauf hat sich die Christenheit erhoben
In Sehnsucht nach der Einigkeit mit Gott;
Am heil'gen Grab die Sarazenen toben,
Der Kaiser folgt dem kirchlichen Gebot,
Und zu Jerusalem ein Diadem gewoben,
Trägt Herzog Gottfried treu bis an den Tod.
Zu neuen Zügen rüsten sich die Schaaren,
Es weht das Kreuz voran in den Gefahren.

Die Ritterschaft, das Volk ward aufgeboten,
Noch fanden sie die heil'gen Stätten leer:
„Was sucht den Lebenden ihr bei den Todten,
Im engen Grabe wohnt der Geist nicht mehr,
Und von dem Himmel steigen keine Bothen
Für euch herab zu Schutz auf Land und Meer!"
Und als die Christen diese Lehr' empfangen,
Treibt heimwärts sie die Noth und das Verlangen.

Die Sehnsucht nach dem Heiland will nicht schweigen,
Der Glaube fordert auf zu neuer That;
Die Kunst erwacht, die hohen Dome steigen
Zum Himmel an, es fügt sich Blatt an Blatt;
Stein an Gestein und in verschlungnen Zweigen
Weit überragt der Bau die niedre Stadt,
Und in den glanzerfüllten Kirchenhallen
Der Orgel heil'ge Klänge niederwallen.

Nun mag der halbe Mond auf Zions Zinnen,
Der Roßschweif auf dem heil'gen Grabe weh'n,
Sie tragen wohl des Herren Kreuz von hinnen
Und wandeln Christi Kirchen in Moscheen,
Sie mögen selbst die Kaiserstadt gewinnen
Und in Byzanz als stolze Sieger stehn,
Das Abendland hält fest in dem Vereine
Im Glauben treu bewährt sich die Gemeine.

Und immer inniger wird das Vertrauen
Der Christenheit zu dem erhöhten Herrn,
Der Fromme darf den offnen Himmel schauen,
Die Heil'gen und die Englein sind nicht fern,
Maria führt das Kind auf grünen Auen,
Johannes naht dem lieben Knaben gern;
Und auch der Hölle grauenvolle Tiefen
Die Künstler an das Licht der Sonne riefen. 5)

Wenn über's Meer vom Hellespont herüber
Gerettet floh der Griechen letzte Gluth,
Sanct Peters Stuhl gegründet an der Tiber
Auf hartem Fels im Wogendrange ruht,
In Hellas ward es trüb und immer trüber,
In Roma wachte neuer Lebensmuth;
Berufen zu dem schönsten aller Siege
Bereitet sie der Kunst die zarte Wiege.

Und von Florenz bis zu den Niederlanden
Und von Venedig bis zu Köln am Rhein,
War mancher wackre Meister auferstanden,
Die Künstler hielten traulichen Verein,
Doch konnten sie von enggezognen Banden
Das Auge nicht, die Seele nicht befrein;
Da ward vom Weltgeist einer ausgesendet,
Der hat das fromme Reich der Kunst vollendet.

Du warst es, Rafael, in dem die Blüthe
Entfaltet lag in voller Jugendpracht,
Du trugst das Herz, in dem die Sonne glühte,
Die dir ein zündend Feuer angefacht,
Du warst es, der mit seligem Gemüthe
Die Schöpfung einer neuen Welt vollbracht.
Du faßtest kühn die weitzerstreuten Flammen
Mit sichrer Hand in Einen Strahl zusammen.

Du überwand'st die Meister all', die Alten,
Im jugendlichen Muthe frisch und frei,
Maria saß nicht mehr in schweren Falten,
Nicht schweigend mehr im frommen Einerlei.
Die Formen, die die Andern streng gehalten,
Du brachst mit heiterm Sinne sie entzwei;
Zerschlagen hast du die geheimen Thüren,
Uns in das Allerheiligste zu führen.

Du trugst das Licht voran dem Frühlingsmorgen,
Der uns das Himmelreich zur Erde rief,
Da blieb, was drüben lag nicht mehr verborgen,
Und keine Ahnung mehr im Busen schlief. 6)
Der Weltgeist aber hatte noch zu sorgen,
Bevor er die gemeßne Bahn durchlief,
Gebrochen war des Geistes letzte Schranke
Und fesselfrei erhob sich der Gedanke.

So war der schöne Kreis der Kunst geschlossen,
Ein neues Reich der Wissenschaft begann,
Die Welt ging um mit Herrlichen und Großen,
Der Künstler schwieg, der tiefe Denker sann.
Der heil'ge Geist, in Flammen ausgegossen,
Trat furchtlos aus der Kirche engem Bann,
Und wo den Namen Rafael wir finden,
Die Bücher uns Gewaltiges verkünden. 7)

Germanien will nicht schwere Ketten tragen,
Wie sie zu Rom der Priesterglaube flicht,
Es fängt das Volk verlangend an zu fragen,
Was Gott zu ihm in heil'gen Büchern spricht.
Mit Mephistophiles muß Faust sich schlagen,
Bevor die schwarze Kunst den Sieg ersicht,
Der Bau der Peterskirche steht geschlossen
Und Martin Luther predigt unverdrossen.

Die Wissenschaft liegt länger nicht in Banden,
Seitdem die Kunst so frei vollendet steht,
Was Köpernik und Galilei fanden,
Sie suchten's nicht in Josua's Gebet.
Hinaus weit übers Meer zu fernen Landen,
Zu einer neuen Welt Colombo geht;
Für immer ist die Knechtschaft überwunden,
Der Freiheit ist ein sichrer Port gefunden

Ihr Künstler aber, schweiget euren Klagen,
Ein weites Reich liegt vor euch unverwehrt,
Die Wissenschaft habt ihr emporgetragen,
So sorgt, daß sie nicht eures Schmucks entbehrt.
In Tasso, Shakspeare, Göthe mögt ihr fragen
Und es verschönen, was sie uns gelehrt.
Nicht frommt es mehr im Glauben zu entbrennen,
Wer schaffen will, der soll zuvor erkennen.

Denn schon dreihundert Jahre sind vergangen,
Seit Rafael die holden Augen schloß,
Und weder Fleiß, Begeistrung, noch Verlangen
Zog einen gleichen Meister wieder groß.
Das Höchste hat die Kunst von ihm empfangen,
Und er von ihr ein reichgeschmücktes Loos;
Daß er vollendet, was er sollt' erreichen,
Gab uns sein Leben und sein Tod ein Zeichen.

Der theure Tag, den einst der Herr erkoren, 8)
Da seinen Leib das harte Holz berührt,
Der Tag hat unsern Rafael geboren,
Der Tag hat wieder ihn von uns geführt.
Wir klagen nicht, daß wir ihn früh verloren,
Er hatte glorreich seine Bahn vollführt,
Und wie das Leben ihm den Tod gegeben,
So gab der Tod ihm unvergänglich Leben.

Und wie wir seinen Todestag begehen,
Auch seine Lebensfeier soll es sein,
Ihm ist wie Alexander einst geschehen,
Im Rausch der Jugend sich des Siegs zu freun,
Das trübe Alter hat er nicht gesehen,
Er starb bekränzt von Kunst und Lieb' und Wein.
Die Becher, die an seinem Grabe läuten,
Ihr Klang soll auch sein Leben uns bedeuten.

Anmerkungen.

1) Eine beliebte und erbauliche Ansicht ist die: von der Hinfälligkeit und Verwirrung der menschlichen Dinge, also aus der freien Heimath des Geistes, mit betrübter Sehnsucht nach den festen Granitpfeilern der Erde, nach den gemessenen Bahnen der Gestirne, nach der wiederkehrenden Ordnung der Jahreszeit, also nach der engen Langweile der Natur, zu verweisen. Wir geben daran die Ohnmacht der bei sich beharrenden Weltseele gegen die Freiheit des über sich fortschreitenden Weltgeistes zu erkennen.

2) Griechenland war das Reich der Schönheit und Sitte, so lange hier das Göttliche dem Menschlichen im freundlichen Gleichgewicht gegenüberstand. Sobald Sokrates, dessen Gesicht schon wie eine Fratze die schöne griechische Form beleidigen mußte, einen Dämon in sich fühlte, und die Inschrift des delphischen Tempels verstand, da ward an das Heiligthum der alten Götter gerührt und ob er auch den Giftbecher trank, sie konnten durch kein Opfer und kein Gebot versöhnt werden. Nach einem alten Mythos verließen die Götter den, der ihnen nicht mehr vertraute; so that Athene, in der die Athenienser den eigenen Volksgeist feierten, weßhalb die Göttin den Namen der Stadt trug; sie floh, da die Bürger den Glauben an sich selbst aufgaben.

3) Lucius Mummius, der von seinem Zuge nach Griechenland den Namen Achaicus führte, zerstörte Corinth 146 v. C. und brachte die geraubten Bildsäulen nach Rom; attische Sitte und attischer Sinn für die Kunst konnte nicht mit eingeschifft werden. Wie der Freistaat der Römer, so waren ihre Dicht- und Bildwerke schiefe Nachbildungen des griechischen Lebens. Die Triumphbogen und Säulentrümmer aus der barbarischen Zeit der weltherrschenden Imperatoren dürfen uns nicht bestechen, als könnte aus ihnen ein fröhlicher Geist zu uns reden. In Rom war die Polizei zu vorherrschend, als daß die Kunst hätte blühen können.

4) Durch das römische Weltreich war das Göttliche so von dem Menschlichen gerissen worden, daß ein ungeheurer Schmerz die Menschheit erfaßte; die Versöhnung konnte nur so erfolgen, daß der Mensch sich als Gottes Sohn erkannte. Diese Erscheinung, die zunächst nur die Vorstellung beschäftigte, denkend zu erfassen, blieb späteren Geschlechtern vorbehalten; die früheren zerschlugen sich darüber noch in hartem Kampfe und konnten weder am heiligen Grabe, noch unter den Hallen der hochaufgethürmten Dome Beruhigung finden. —

5) Im christlichen Glauben ward die Kunst vollendet, die jetzt ihre Blüthenzeit erlebte, die Mahlerei; eine höhere Darstellung des Göttlichen, als im Bilde, gab es nicht; sobald man daran ging es denkend zu fassen, mußte der Glaube und mit ihm die christliche Kunst zurücktreten, so wie ihr früher die griechische gewichen war. Die Gestalten, die in der christlichen Zeit auftraten, waren nicht mehr plastisch, es genügte der runde Stein, der weiße Marmor nicht mehr, man täfelte Mosaik bunt zusammen, die Farbe ward der

allegorischen Darstellung Bedürfniß. Auf breiter Fläche sie ausbreitend und in die Tiefe sie zurückweisend, konnte der Künstler die Handelnden neben und hinter einander stellen und Schmerz und Freude dem Gesicht und der Haltung geben und jedem Gefühle Aeußerung und Darstellung. Die edle Kunst der Griechen forderte abgeschlossene Ruhe und Laocoon, neben dem Herkules, neben dem Ulysses und Theseus, die Lord Elgin aus Athen brachte, erscheint wie eine Caricatur.

6) Es ist wohl geäußert worden, daß Rafael die Mahlerei zerstört habe; wenn davon mit Klage, wohl gar mit Verwünschung gegen den großen Meister gesprochen ward, so ist dies abgeschmackt und der gute Rath, wie nun wieder zurückzukehren sei, um die Einfalt der älteren Schule wieder zu gewinnen, ist ein trostloser vergeblicher Wunsch. Wohl aber hat es Grund zu sagen: Rafael hat den Kreis der christlichen Kunst geschlossen. In der alten Zeit hatte Gott der Vater sein Reich geltend gemacht, das Erhabne, das Allgemeine herrschte; da ward im morgenländischen Glauben Jehova verehrt, das höchste Gebilde griechischer Kunst war der Zeus des Phidias. Mit der christlichen Zeit begann das Reich des Sohnes, von der Allgemeinheit reißt die Besonderheit sich los, das erhabne Bild des Vaters trat zurück, man erfreute sich an der lieblichen Mutter und dem Kinde, diese wurden vornehmlich in Bildern und Gebeten verehrt. Rafael schloß dieses Reich; der heil'ge Geist übernahm jetzt die Herrschaft, die Einzelnheit zeigt sich als freies Urtheil. Der heil'ge Geist kann nicht gemahlt werden, die unschuldige Taube weiß nichts von ihm, sein Element ist die Wissenschaft.

7) In den folgenden Strophen wird an die großen geschichtlichen Erscheinungen erinnert, die uns gleich-

zeitig mit Rafael genannt werden, in allen macht sich das Selbstbewußtsein, der Gedanke, das Reich des Geistes geltend.

Nicht der Zufall führte grade in jener Zeit Guttenberg und Faust (1436) darauf Bücher zu drucken, das Bedürfniß geistiger Mittheilung trat verlangend hervor.

Von erbetteltem Ablaßgelde ward unter demselben Papste der Bau der Peterskirche geschlossen, unter dem Martin Luther auftrat (1517); der hohe Dom ist eine prächtige Gruft des Papstthums. Den Glauben fand das Volk in den heiligen Schriften, aber der Durst des Wissens konnte darin nicht gestillt werden, Moses war kein Geognost und Josua kein Astronom; Copernicus lebte 1473—1543. Schon war die ganze Welt dem forschenden Geiste zu eng, Colombo segelte nach einer neuen (1493). —

8) Rafael war am Charfreitage 1483 geboren und starb am Charfreitage 1520.

Erinnerungen.

I.

Rafael sendete seinem Freunde Francesco Francia das Bild der Cäcilia nach Bologna zur Besorgung. Von diesem Bilde ward der alte Meister so ergriffen, daß er an Rafael dies Sonnett schrieb:

All' excellente pictore Raffaelo Saxio, Zeusi del nostro Secolo di me Francesco Raibolini, detto il Francia. *)

Non son Zeusi, ne Apelle, e non son tale,
Che di tanti tal nome a me convegna:
Ne mio talento, ne vertude è degna
Haver da un Raffael lode imortale.

Tu sol, cui fece il Ciel dono fatale,
Che ogn' altro excede, e sora ogn' altro regna,
L'excellente artificio a noi insegna,
Con cui sei reso ad ogn' antico uguale.

Fortunato Garxon, che nei primi anni
Tant' oltre passi, e che sarà poi quando
In più prouecta etade opre migliori?

Vinta sarà Natura; e da tuoi inganni
Resa eloquente dirà te lodando,
Che tù solo il pictor sei de pictori.

*) Vite de pittori Bolognesi. In Bologna M. DCLXXVIII. Tomo primo p. 46. Ich theile das Sonnett in alter Schreibart mit.

Dem vortrefflichen Mahler Rafael Sanzio, dem Zeuxis unsers Jahrhunderts, von mir, Francesco Raibolini, genannt Francia. —

Zeuxis, Apelles nicht, nicht Einer eben
Bin ich, so hohen Namen je zu führen,
Dahin wird meine Kunst und Kraft nicht rühren,
Daß mir ein Rafael gäb' ew'ges Leben.

Dir nur vom Himmel ward die Gunst gegeben,
Der vor den andern Herrschaft mag gebühren,
Dein Kunstwerk muß davon uns überführen,
Du darfst dich zu den Alten kühn erheben.

Beglückter Knabe, der in frühen Tagen
Der andern viele glorreich überwunden,
Und alle sie dereinst wirst überragen.

Besiegt sind der Natur geheime Geister,
Doch rühmt sie, ob sie auch von dir gebunden,
Daß du allein der Meister bist der Meister.

II.

Die Herzogin von Urbino empfiehlt den jungen Rafael dem Falconiere Soderini zu Florenz.

Der Ueberbringer dieses ist Rafael, Mahler von Urbino, der als Jüngling von guter Anlage zu seiner Kunst Willens ist, einige Zeit in Florenz zuzubringen, um dort zu lernen. Und da sein Vater sehr geschickt und uns sehr zugethan ist, und so auch der Sohn ein bescheidner und liebenswürdiger Jüngling ist, so liebe ich ihn in jeder Beziehung und wünsche sehr, daß er die rechte Ausbildung gewinnen möge. Deswegen empfehle ich ihn Ew. Herrlichkeit so angelegen, wie möglich, Sie ersuchend, mir zu Liebe ihm in jeder Vorkommenheit gefällig zu sein und ihm jede Hülfe und Gunst zu erweisen. Jeden Liebesdienst, den Sie ihm leisten, nehme ich an, als wäre er mir geschehen; Angenehmeres können Sie mir nicht erzeigen. Ich empfehle mich zu gegenseitigen Diensten. — Urbino d. 1. Oct. 1504.

Johanna Feltria de Ruvere.

III.

Ein Brief Rafaels an den Grafen Balthasar Castiglione.

Herr Graf! Ich habe über die Aufgaben Ew. Herrlichkeit Zeichnungen auf verschiedene

Weise entworfen und ich thue Allen genug, wenn nicht Alle Schmeichler sind. Aber dem eignen Urtheil genüge ich nicht, weil ich fürchte, dem Ihrigen eben so wenig zu genügen. Ich übersende sie mit der Bitte, Eine davon auszuwählen, wenn Sie Eine Ihrer würdig erachten. Unser Herr, indem er mich ehrt, hat mir eine große Last auf die Schultern gelegt, die Sorge für den Bau von St. Peter. Ich hoffe mich nicht darunter zu begraben, zumahl das Modell, das ich davon machte, Sr. Heiligkeit gefällt und von vielen schönen Geistern gelobt wird; aber mit noch höheren Gedanken gehe ich um. Könnte ich die schönen Formen der antiken Gebäude wieder finden! ich weiß nicht, ob es der Flug des Icarus sein wird. Großes Licht giebt mir Vitruv, doch nicht so viel, als nöthig.

In Bezug auf die Galathea würde ich mich für einen großen Meister halten, wenn nur die Hälfte des Schönen darin wäre, was Ew. Herrlichkeit mir schreibt, aber in Ihren Worten erkenne ich die Liebe, die Sie zu mir tragen, und ich sage es mit dem Wunsche, daß Ew. Herrlichkeit sich selbst hier befänden, um mit mir das Bessere auszuwählen. Bei dieser Noth an guten Richtern und schönen Frauen, helfe ich mir mit einer gewissen Idee, wie sie mir in den Sinn kommt. Ob diese das Rechte in der Kunst trifft, weiß ich nicht, aber ich spare keine Mühe dahin zu gelangen.

Ew. Herrlichkeit 2c. 2c. —

IV.

Ein Brief Rafaels an Francesco Francia zu Bologna.

Mein lieber Herr Francesco! Eben erhalte ich Ihr Bildniß, das mir Baggotto wohlerhalten und ohne alle Beschädigung überbrachte und wofür ich Ihnen aufs Beste danke. Es ist sehr schön und so lebendig, daß ich mich oft täusche und meine, mit Ihnen selbst zu sein und Ihre Worte zu vernehmen.

Ich bitte Nachsicht mit mir zu haben und den Verzug und Aufschub meines Bildes zu verzeihen, denn großer und dringender Arbeiten wegen war es mir bis jetzt unmöglich, es mit eigner Hand zu mahlen, nach unserm Uebereinkommen. Ich hätte es wohl durch einen meiner Schüler machen lassen und dann selbst vollenden können, aber dies ziemt sich nicht, vielmehr soll man erkennen, daß meines dem Ihrigen nie gleichkommen kann.

Seien Sie nachsichtig, da Sie es auch erfahren haben, was es heißt, seiner Freiheit beraubt zu sein und Herren zu Gefallen leben zu müssen. Indessen sende ich Ihnen durch denselben Bothen, der in sechs Tagen zurückgeht, eine andere Zeichnung, und zwar die von jener Krippe, die jedoch, wie Sie sehen werden, sehr verschieden ist von der schon fertigen, die Sie so sehr zu loben gefällig genug waren, wie Sie immer zu thun pflegen in Rücksicht meiner andern Arbeiten, daß ich schamroth werde, so wie ich es jetzt auch bin über diese Kleinigkeit, die Sie annehmen mögen

mehr als ein Zeichen meiner Achtung und Liebe, als in anderer Beziehung. Erhalte ich dann zum Tausch die Zeichnung von Ihrer Geschichte der Judith, so soll sie unter meinen liebsten und seltensten Sachen eine Stelle finden.

Monsignore Datario erwartet von Ihnen mit Ungeduld seine kleine Madonna und seine große der Cardinal Riario, wie Sie es näher von Baggotto hören werden. Auch ich werde sie mit jenem Vergnügen und jener Befriedigung sehen, mit der ich alle Ihre übrigen Werke sehe und lobe, denn ich kenne keinen Andern, der die Madonnen so schön, so andächtig und vortrefflich mahlte. Lassen Sie den Muth nicht sinken, ermuntern Sie sich durch die gewohnte Kraft des Geistes und bleiben Sie versichert, daß ich Ihr Geschick so nah wie das meinige zu Herzen nehme. Fahren Sie fort mich zu lieben, wie ich Sie liebe, von ganzem Herzen.

Rom den 5. Sept. 1508.

Raf. Sanzio.

V.

Ein Sonnett Rafaels, das von seiner Hand geschrieben sich auf einem Bilde in der Sammlung von Bruce befindet; auch ist es im Vasari abgedruckt.

Un pensiere dolce è rimembrare, e godo
Di quell' assalto, ma più prove il danno
Del partir; ch'io restai come quei ch'anno
In mar perso la stella, se il vero odo.

Or lingua di parlar disciogli il nodo
A dir di questo inusitato inganno,
Ch'amor mi fece per mio grave affanno,
Ma lui più ne ringrazio, e lei ne lodo.

L'ora sesta era che l'occaso un sole
Aveva fatto, e l'altro scorse in loco
Atto più da far fatti, che parole.

Ma io restai pur vinto al mio gran foco,
Che mi tormenta che dove l'uom suole
Desiar di parlar, più riman fioco.

Lust und Schweigen.

Ja, süß sind der Erinnerung Gedanken,
Ich freute mich der freundlichen Gewährung,
Nun trübet mich unfreundliche Entbehrung;
So mag ein Schifflein ohne Leitstern schwanken.

O Zunge, dürftest du aus deinen Schranken,
Zu sprechen von unüblicher Verzehrung,
Die Amor gab, da sie mir gab Erhörung;
Er sei und sie gelobt, muß ich auch kranken.

Die eine Sonne ging am Abend nieder,
Die andre trat an ihre Stelle wieder,
Durch Werke mehr als Worte sie mein eigen.

Nun sitz' ich einsam durch die Gluth bezwungen,
Die zehrend mir tief in das Mark gedrungen,
Ich spräche gern, doch muß ich Armer schweigen.

Die

Mutter und ihre Töchter.

Nach einer Legende.

Von

Theodore

(geb. H.).

Die Mutter und ihre Töchter.

Unter mancher bittern Prüfung,
In Verborgenheit und Demuth,
Lebte einst in stiller Größe
Eine Mutter — hieß Sophia.

Kam sie aus des Himmels Auen
Zu uns Sterblichen hernieder?

Heiter, fröhlich selbst im Unglück —
Ewig hell das klare Auge,
Lebte sie mit Gott im Bunde.
Hell durchschauend was die Zeiten
Böses auch und Gutes brachten.

Fest wie eine starke Eiche,
Die der Sturmwind nimmer beuget,
Wie ein Fels im wilden Meere,
Blieb sie so sich immer gleich.

Und zu ihren Füßen saßen
Drei holdselig liebe Töchter,
Fides — Spes — und Charitas!
Die entzückt von ihren Lippen,
Wie die Bienen Honig saugen,
Himmelswort und Lehr' empfingen.

Sel'ger Umtausch der Gemüther! —
Schweigend inniges Verstehen! —

Was Sophia hell ergründet,
Ahnend nicht — nein tiefverstanden,
Lebt in Fides frommer Seele
Wie ein ahnendes Entzücken!
Und beim Chor der Engel — glänzend
Oeffnet sich der Himmel ihr.
Nahn der Erde Schmerz und Thränen,
Nimmt sie freudig was Gott sendet,
Und des Himmels hoher Abglanz
Strahlt in ihrem frommen Blick.

Fröhlicher als diese Schwester,
Wandelt Spes im Jugendfrohsinn,
Sich und andern Blumen streuend,
Blumen — die da nimmer welken,
Blumen — die im Himmelsgarten
Himmlisch einst im Glanz erstehn! —

Ist es Nacht! — sie sieht den Morgen! —
Fels und Dorn der Weg — ein sanfter
Weg durch Auen folget ihm! —
Und wenn Fides, sanftergeben,
Aufwärts in die Himmel blicket,
Strahlt ihr freudighelles Auge:
„Ja! dort ist der Freude Land!" —

Charitas, die Zartbeseelte,
Schmiegt sich liebend an die Mutter,
Schlingt sich fest an ihre Schwestern;
Nur in ihnen fröhlich lebend —
Fröhlich dienend — sich vergessend. —
Schwerstes — Größestes zu leisten
Stählen sich die zarten Kräfte.
Nimmer klagend — wenn's auch schmerzet. —
Und der Seligkeiten höchste
Spricht aus dem beseelten Auge.

In die trostbedürft'gen Hütten —
Zu den wundgedrückten Herzen,
Nahen segnend sie im Stillen. —
O! wie weiten sich die Bande,
Wo sie nahn, — die Fessel sinket,
Die an trübes Erdenleben
Jene Armen schmerzlich knüpft! —

Himmlische! — ihr kam't zur Erde
Zu welch schweren bittren Leiden —
Stürme drohen eurer Hütte,
Wo der Frieden Gottes weilet,
Wo Gott selbst sich offenbar't!

„Und wer ist denn jene Mutter? —
Und die Töchter?" — spricht der Richter,
Daß der Pöbel sie so anstaun't, —
Unsre Götter fast vergessend
Eifrig ihren Lehren horcht? —
Bald soll dieser Mund euch schweigen! —

Senktest du die heitern Blicke,
O Sophia, zu dem Boden? —
Als man dich mit Hohngelächter
Zu dem Märt'rer-Tode führte? —

Nein — sie wandelt unerschüttert! —
Fest — und stark den Weg des Todes! —
An der Hand die theuern Lieben —
Fides — Spes und Charitas.
Welche tiefe schwere Wunden
Schlug man dir mit frechen Händen. —
Wahnsinn stürzet dich zu Boden —
Und entstellt das Antlitz dir!

Segnend schied sie von den Lieben,
Die sich fest umschlungen hielten,
Ohne Worte — nur mit Blicken
Die zum Himmel drangen, — die voll
Liebe, Schmerz und Sehnsucht sagten:
Dort ist unser Vaterland! —

Fides, ach auch deinen Himmel,
Den du fromm im Herzen trägest,
Feindet man dir grausam an!
Sanfte Dulderin! — doch siehst du
Unverrückt in deinen Aether. —
Fühlst, daß sich die Bande lösen. —

Sterbliche! — unwerth der Heil'gen,
Die vom Himmel niederstiegen,
Welchen Göttern huldigt ihr? —

O! wie öffneten die Herzen
Sich im fröhlichen Vertrauen,
Da wo Fides wandelte! —

Herz am Herzen steht erkaltet —
Denn mit ihrer blut'gen Hülle,
Sinket jeder Trost dahin! —
Und auch deine Kränze bleichen
In dem Nebel dieser Erde —

Gift'ger Thau sinkt auf sie hin —
Spes! die du mit Freuden säest,
Was im Himmel Früchte trägt!

„Jenseits nicht! — das Jetzt ist unser!“ —
So ruft jener Götzenglaube,
„Tugend nicht — hienieden wandelt
Sie auf dornenvollem Weg.
Unser ist, was heut beglücket,
Denn ein Morgen giebt es nicht!“ —

So zerreißt man deine Kränze,
Und mit dir den ew'gen Frühling! —
Deines Auges Freudverkünden,
Wie es scheidend selbst noch lächelt,
Stürzt man nieder in den Staub! —

Charitas! — sie steht verlassen —
Herzen ihr vom Herz gerissen. —
Kann die Erde wohl erquicken,
Was so zart beseelt wie sie?
Bebend wie der Aeolsharfe
Harmonieen — in der Lüfte
Sanftbewegtem höhern Laut,
Sucht sie was sie nimmer findet. —
Ach mit ihrem Blut des Herzens
Kann sie nimmer sie beseelen.
Freudig breitet sie die Arme
Nach der Heimath ihrer Lieben!
Charitas — du schwer Geprüfte!
Märtyrin der ew'gen Liebe!
Fröhlich riefest du im Scheiden: —
„Wunden schlägt wohl diese Erde,
Doch der Himmel heilet sie!“ —

Du o hohe himmlische Weisheit!
Glaube — Hoffnung — Liebe — kehret
Segnend zu der Erde wieder!
Und zu neuem Erdball schaffet
Diese trüb=verworr'ne Erde,
Daß das Paradies uns werde!
Durch des Lebens Labyrinthe,
Weisheit! — Glaube! — Hoffnung! — Liebe!
Führe einst zur Heimath uns!

Die

drei Fräulein von Boyneburg.

Balladen

von

Otto Freiherrn von der Malsburg.

Die drei Fräulein von Boyneburg.

(S. Brüd. Grimm deutsche Sagen, I. 10.)

1.

In meinem lieben Hessenland
Steht eine hohe Bergeswand,
Drob ragt die Boyneburg;
Da flattern die Dohlen vom grauen Gestein,
Da wachsen die Bäume zum Fenster hinein,
Da stürmen die Winde hindurch.

Wie ging's dort sonst so lustig her!
Wer glaubte, daß es möglich wär',
Käm's nicht von Mund zu Mund?
Wie wehte vom Thürmlein das bunte Panier,
Und Ringeltanz gab es und Ringspiel dahier,
Roß, Spindel und Küsse allstund.

Doch war vor Allen froh daran
Der alte wackre Rittersmann,
Dem Gott drei Fräulein gab;
O hättet ihr doch die Fräulein gesehn
Im duftigen Garten, im Hain sich ergehn,
Wo's grausig jetzt modert wie Grab.

Mechthildis hatte goldnes Haar,
Bei Bertha wallt' es braun und klar,
Bei Jutta schwarz wie Nacht;
Der Tag lag im Auge Mechthildens so blau,
Im Nelkenblick Bertha's glänzt Abendes Thau,
Bei Jutta der Sternelein Pracht.

2.

Gar mancher junge Degen, traun,
Aus Thüringens und Hessens Gaun,
Freit um die Fräulein mild;
So oft nur das Hörnlein am Burgthor erklingt,
So ist es ein Jungkherr, von Knappen umringt,
Mit Goldhelm und silbernem Schild.

Einst grüßet sanft das Mayenkind,
Herr Frühling, nieder all so lind,
Und fröhlich steht der Wald;
Die blumigen Sträußer, die wirft er zumal
Herunter vom Felsen, herauf aus dem Thal,
Und alles springt lustig und schallt.

Da gingen, selbst ein Blumenstrauß,
Die holden Fräulein munter aus,
Im Hain sich zu ergehn;
Sie sahn in der Bronnen weißblinkenden Fall,
Sie horchten der Nachtigall schwebendem Schall,
Und glaubten's schon all zu verstehn.

Und horch, wie durch das heil'ge Grün
Des Finken frische Töne ziehn,
Daß Sehnsucht Wehmuth regt,
So wogt jetzt des Waldhorns tiefwonniger Klang,
Ein schwellendes Grüßen, ein Waldengelsang,
Alles mit himmelauf trägt.

Dann wieder, wie so stolz und klar
Zur Sonne fleugt der Königsaar,
Als wäre sie sein Thron,
So schmettert von drüben geflügelt hinan
Durchs Laubdach die blaue, luftsonnige Bahn,
Drommete mit wirbelndem Ton.

Doch mitten, wie durchs laub'ge Dach
Sein schmelzend Weh, sein weiches Ach
Der zarte Sprosser ruft,
So wandelt tiefseliges goldnes Getön
Von leisem Gesang und Zitterspiel schön
Süßzitternd recht her durch die Luft.

3.

Und auf einmal, an grüner Wand,
Die gen den Fräulein über stand,
Drei hohe Ritter stehn;
Sie sehn wie im klaren, blauwallenden Teich
Sich spiegeln die Schildlein, die Büsche zugleich,
Die freudig den Helmen entwehn.

Dem Einen strahlt so blank vom Schild
Das Gold- und Silberwappenbild,
Das Goldherz sonnenrein,
Durchs Silberfeld aber, mit brennender Gluth,
Zog, recht wie auf Erden Treu, Ehre und Muth,
Drei hellrother Balken Blutschein. *)

Der Andre Gluth und Licht nur strahlt,
Nur Roth und Gold ins Wasser mahlt
Des Panzers prächt'ge Zier,
Und über dem Helme zwei Lanzen gereiht,
Die goldne ist Tugend, die rothe ist Streit,
Durch Streit nur siegt Tugend ja hier. **)

---

*) Wappen der von Schwertzell.
**) Wappen der von Dörnberg.

17*

Gleich Sternen dann am Himmelszelt
Im blauen Feld der Dritte hält
Drei Rosen silberweiß,
Im rothen Gefilde der güldene Leu
Schaut drüber herunter frommliebend und treu,
Bewachend den himmlischen Preis.

Doch bald durch alle Büsche bricht
Die Knappenschaar in Reihen dicht —
Drommete, Zitter, Horn,
Die wirbeln und klingen und tönen darein;
Da stoben zum Schlosse die drei Jungfräulein,
Fast glühend vor lieblichem Zorn.

4.

Am Abend strahlt der helle Saal,
Von Mund zu Mund geht der Pokal,
Kredenzt von rothem Mund,
Und weil immer höher der Ritterblick fliegt,
Sich tiefer der Minnigen Sonnenblick schmiegt
Ob rosigern Wangen zum Grund.

Der Gold= und Silberritter schaut
Mechthildis an so lang und traut,
Mit schwarzem Funkelblick:
Dein Auge, so dacht' er, ist mein Paradies,
Was sich im blausonnigen Himmel mir wies,
Das nimmt mir kein Erbengeschick.

Der roth' und goldne Ritter taucht
Den Blick zum Blick, der wie umhaucht
Von duft'gen Nelken glüht,
Und wird ihm beim bräunlichen spiegelnden Schein,
Als säh' er sich selber zum Spiegel hinein,
Der ähnlich entgegen ihm blüht.

Doch des Sangritters Augenlicht
So treu zu Jutta's Auge spricht,
Wie blaue Blum' am Bach,
Als rief's hier am nächtigen Himmel, der tief
Im dunkelklar funkelnden Wasserlicht schlief,
Weißrosige Sternelein wach.

5.

Auf einmal heben sich die Drei
Schnell vom Bankettisch kühn und frei,
Die Humpen hoch geschwenkt,
Und reichen die mannhaften Hände sich hin
Zum lauten Gelübde: Herz, Seele und Sinn
Sei ihren drei Fräulein geschenkt.

Auf hebt der alte Herr das Mahl,
In Händen auch den Goldpokal,
Zollt er den Rittern Dank;
Die Fräulein indessen, die heften so roth
Zum Estrich, der wankt, daß zu schüttern er droht,
Die starrenden Blick' ohne Wank.

Da sinken die drei Gäste, sieh,
Mit Sitten nieder auf die Knie,
Und flehn einmüthiglich:
Herr, gebt mir Mechthildis, die Lilienbraut!
Herr, gönnet mir Bertha, die Nelke so traut!
Herr, Jutta, die Rose, für mich!

Der Burgherr hebt sein Haupt empor,
Sein Auge schweift zum Sternenchor,
Mildflammend durch die Nacht,
Dann faßt er die Jünglinge sanft bei der Hand,
Hin geht's zur Kapell', wo am Kreuz in der Wand
Der Heiland stets blutet und wacht.

Der Heldengreis hebt feurig an:
„Des Heiles Thor ist aufgethan,
Es ist das Grab des Herrn!
Zum Grabe des Herrn mit dem Kreuzespanier,
Mit dem Oelblatt vom Oelberg kommt wieder zu mir,
Dann geb' ich die Fräulein euch gern.

Die Helme strahl'n im Morgenschein,
Die Fähnlein fliegen lustig drein,
Drei Ritter reiten fort;
Drei Fräulein vom Söller die blicken hinaus,
Drei Schärpen noch wehen, doch bald ist es aus,
Sie blicken, doch nichts mehr ist dort.

6.

Der Lenz verging, der Sommer kam,
Der Herbst vom Wald die Blätter nahm,
Der Winter bringt den Schnee,
Der Frühling kommt wieder, der Sommer kommt auch,
Der Herbst weht schon Blätter vom Grabhügelstrauch
Dir, Fräulein, geborgen vor Weh.

O Juniusmond, du schöner Mond,
Wo Sonn' auf Rosenthronen wohnt,
Die Ros' als Sonne lacht,
Wie sangen heut Vöglein viel tausend am Tag,
Wie klingt itzt der Nachtigall einsamer Schlag
Sehnsüchtig durch mondliche Nacht!

„Ei, Jutta, sag, was hebst denn du
Vom Bett dich und kommst auf uns zu,
O Schwesterlein, sag' an!
Hast etwa dein Ave Marie nicht gesagt,
Hat gar dich Frau Holla von Meißner geplagt,
Hat Hämmerling Leids dir gethan?"

Die Jutta steht da todtenblaß,
Es fleugt das Haar, das Aug' ist naß,
Ganz sacht erbebt der Mund:
„O Bertha, Mechthildis, was hab' ich geträumt!
O sagt mir, sitzt Ihr da vom Mondlicht besäumt?
Ach, lebt Ihr noch? thut mir es kund!"

Was hast du, Schwesterlein? „O still,
Weil ich euch was erzählen will,
Was schier mein Herz zerreißt!
Wir waren mitsammen, die Luft war so blau,
Die Quellchen all blitzten wie Kelche voll Thau,
Doch uns wurde heimlich im Geist."

„Dort wo das Crucifix bekränzt
Im Mondschein auf dem Berge glänzt,
War'n wir und mußten knien,
Dort sahn wir hinauf und wir beteten laut,
Und Grüße nahm mit sich jed Herzgebet traut,
Wo Wünsch' und Goldwolken hinziehn."

„Da durch das lichte blaue Meer
Kam eine mächt'ge Wolke her,
Schien wie ein Schiff zu gehn,
Und drinnen, da saßen, ihr wißt es ja schon —
Nur Einer, der trug eine güldene Kron,
Doch Welcher, das konnt' ich nicht sehn."

„Es war zu helle; schaut, da fuhr
Ein Blitz her durch die ganze Flur,
Und fuhr auf uns herab;
Und horcht, droben singen die Stimmen allsüß:
„Der Blitz hat geschlagen, komm ins Paradies!
Gott will es! ich bat, und Er gab."

7.

Der Morgen lacht am Himmel blau,
Schenkt in die Blumenkelche Thau,
Und trinkt im Quellenstrahl,
Am Kreuz auf dem Berge, im sonnigen Schein,
Da liegen und beten die drei Jungfräulein,
Gar heimlich im Geiste zumal."

Sie schaun hinauf in sel'ger Lust;
Nein, sonst hat nichts von Glück gewußt
Die Brust; von Liebe nichts;
Itzt schwimmen die Purpurwölkchen erst schön,
Itzt dürfen die Grüße mit ihnen erst gehn,
Sie kommen vom Borne des Lichts.

Da wird's auf einmal schwarz und trüb,
Als ob ein Wetter sich erhüb,
Wird Nacht es um Mittag;
Und Donner, horcht, rollen dumpf, dunkel und schwer,
Und weiß fallen Feuer vom Himmel umher,
Horch, wehe, da schmettert ein Schlag!

„Geht, liebe Schwestern, geht hinein,
Mechthildis muß alleine sein,
Ich weiß es wohl, die stirbt;
Ich weiß, die flammigen Blitze sind nur
Die lichtrothen Balken, die locken zur Flur,
Die Ehre, Treu, Muth uns erwirbt.

„Geht hin, und bringt mir aus dem Haus
Stuhl, Spindel und Brevier heraus,
Wie's uns die Mutter gab,
Arbeiten und beten, und wachen und flehn,
Muß bis zu der letzten Sekunde geschehn,
Dann geht sich's so wacker ins Grab."

Mechthildis saß den ganzen Tag,
Sie lächelt froh bei jedem Schlag,
Arbeitet, betet, wacht,
Die Schwestern am Fensterlein weinen und schaun,
Der Tag bringt den Abend, die Nacht bringt das Graun,
Mechthildis bleibt sitzen die Nacht.

Wohl manchmal flammt das goldne Haar
Langwehend hin, selbst blitzesklar
Im Blitz, der um sie bebt,
Sie lächelt, kniet nieder, sie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint: —
Der letzte Blitz fällt und sie lebt.

8.

Der Morgen putzt sich gelb und blau,
Sein Kleid blitzt all vom Demantthau,
Mechthild weint still für sich.
O sieh doch, Mechthild, wie die Schwestern sich freun,
Sie herzen sie minnig mit innigen Treun,
„Wir sterben so gerne für dich.“

Doch wieder hebt der Rabe Wind
Die schwarzen Flügel so geschwind,
Gewitterwolkenschwer,
Da ruft Fräulein Bertha so freudig hinein:
„Nein, herzige Schwestern, nein, ich werd' es sein,
Die Lanzen, die blitzen so sehr!“

Wie sitzt das Fräulein Bertha still
Auf goldnem Stuhl und dreht die Spill,
Und singt und betet drein;
Wie harrst du am Tage so freundlich und klar;
Wie funkelt zu Nächten dein lichtbraunes Haar,
Du Engel im himmlischen Schein!

Die Schwestern weinen, ach, und schaun,
Hinaus in Nacht, in Sturm und Graun,
Die Blitz und Schlag durchbebt,
Und Bertha kniet nieder, sie lächelt, sie weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint —
Der letzte Blitz fällt und sie lebt.

O feiner Morgen strahligblau,
Bringst du noch einmal Licht und Thau
In der drei Fräulein Brust.
Wie liegst du, o Bertha, so seliglich warm,
Umrungen vom schwesterlich minnigen Arm,
Wein' nicht, daß du leben noch mußt!

Die Fräulein liegen an dem Kreuz,
Das Leben hat doch Einen Reiz,
Gebet und Sonnenschein;
O werde so grau nicht, du hohes Gezelt,
O rolle nicht, Donner, im Zorn ob der Welt,
O züngelndes Zischen, halt ein!

9.

Allein in ihrer Kammer sitzt
Gar still das jüngste Fräulein itzt,
Der Ewigkeit gedenk;
Von Schauern fühlt lind sie den Busen bewegt,
Dann küßt sie das Kreuz, das am Herzen sie trägt:
„Dank, Heiland, fürs Heilesgeschenk!"

Drauf thut sich auf die kleine Thür,
Der fromme Pfarrherr tritt herfür,
Im goldnen Meßgewand,
Die Händ' auf dem Haupt der huldigen Braut:
„Dem Bräut'gam dort werde," so spricht er, „getraut,
Sanft prüft dich die segnende Hand."

Die Kniend' hebt sich vom Boden mild,
Ein süßdemüthig Engelbild,
Vom Sehnsuchtsfeu'r umglüht,
Da öffnet der Beicht'ger den heiligen Schrein
Und spendet der Durst'gen den purpurnen Wein,
Dem Blut des Erlösers entblüht.

So trinkt vom Blut, so ißt vom Leib
Das halb schon strahlverklärte Weib,
Das seinen Himmel grüßt,
Dann nimmt sie ein Schriftlein auf weiß Pergamen,
Drauf Worte der Liebe gleich Engelein stehn,
Der Liebe, die alles versüßt.

„Gebt, Herr, wenn ich gestorben bin,
Dies Testament den Armen hin
Der christlichen Gemeind;
Am Tag, da ich wandle die himmlische Bahn,
Soll'n hier alle Hungrigen Speisung empfahn,
Damit mir kein Auge mehr weint."

10.

Ums hohe Bergkreuz fleugt der Blitz,
Da, Jutta, harret dein der Sitz,
Bist du es, die ich seh,
Stillwandelnd, ach, still von des Abschiedes Leid,
Den Stürmen zum Spiele das flatternde Kleid,
Lichtweiß wie der strahlende Schnee?

Der Sturm wächst an mit jedem Schritt,
Die Ruh in ihrem Busen mit,
Von Ahnung weich umbebt,
Sie lächelt, kniet nieder, sie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint —
Der erste Blitz fällt und sie lebt.

Sie lebt, wo alles Leben quillt,
Am Born, der alle Sehnsucht stillt,
Wo erst die Liebe wohnt;
O Vater, o Schwestern, o weinet doch nicht,
Seht doch, wie sie dort sich den Myrtenkranz flicht,
Der Lieben und Leiden belohnt.

11.

Das Kirchlein glänzt im Fackelschein,
Drin sitzt die weinende Gemein,
Und singt gedämpft ein Lied;
Zwei Ritter da draußen, die reiten daher:
„O kündet, Herr Burgvogt, die traurige Mähr,
Wer ist es, sagt schnelle, der schied?“

Der Burgvogt führt sie stumm ans Grab,
Sie steigen in die Gruft hinab,
Die Fräulein Jutta barg;
Drei goldene Saiten, ein blutiges Band,
Das brandgelb drei silberne Rosen umwand,
Die legen sie hin auf den Sarg.

„Du Bruder, den auf ferner See
Ein Strahl vom Himmel sonder Weh
In seine Wonnen nahm,
Du seliger Schiffer zum ewigen Land,
Du kamest zum Hafen am sonnigen Strand,
Du riefest noch „Jutta!“ — sie kam.“

12.

Es war ein trübes Festgelag
An beider Ritter Ehrentag,
Der Burgherr saß so bleich;
Wie manchmal wurde hinüber geblickt
Zur lieblichen Rose, im Sommer geknickt,
Die Herzen war'n alle so weich.

Sie saßen Abends an dem Bach
Und gaben seufzend manch ein Ach
Den kleinen Wellen mit,
Da stand gegenüber auf einmal, so klar
Wie Silber, ein Geist, Fräulein Jutta es war,
Die leis' aus der Waldesnacht schritt.

Sie hob zum Haupt die weiße Hand,
Wo ein weitleuchtend Perlenband
Der Locken Schmelz durchwob,
Und siehe, darüber erblühten zum Kranz
Drei himmlische Rosen im silbernen Glanz,
Und horch, welch ein Wort sich erhob:

„Zwölf volle Monden sind es schon,
Daß euch mein reiner Geist entflohn,
So weint nicht mehr um mich;
Laßt schlafen die Hülle so süß und so tief,
Sanft schläft sie, wie einst sie im Mutterarm schlief,
Lebt, liebt, werdet glücklich wie ich.

„Denn meiner Seelen Seligkeit,
Die sagt sich nicht, weil diese Zeit
Kein Maaß noch dafür giebt;
Drum kommt bald, und glaubt mein verschwebendes Wort:
Ihr Lieben! der Himmel des Himmels ist, dort
Zu finden, was hier wir geliebt.

Die Boyneburg steht lange schon leer,
Kein Ritter wohnt da droben mehr,
Doch drunten liegt ihr Hort,
Denn jetzt noch, wenn trauernde Liebe dort weint,
Steht's schneeweiß am Schloßthor, die Jungfrau erscheint,
Zeigt still himmelan, und schwebt fort.

Der

Raub der Verlobten.

Von

W. von Schütz.

Der Raub der Verlobten.

„Nenne das Lösegeld, welches du verlangst, mich und meine beutegierigen Tuneser wieder in die offene See zu lassen und uns Rast zu gönnen, daß wir unser beschädigtes Fahrzeug ausbessern. Oder wenn du den Namen des großmüthigen Corsaren, welchen man dir beilegt, mit Unrecht führst, wenn dein Durst nach Raub so unersättlich ist, daß meine Beutel Goldes ihn nicht stillen können; so gebrauche dein Siegerrecht, denn du bist Sieger. Nimm unsere Beute, und laß uns dafür unser Schiff, unsere Ruder, unsere Waffen und einen Theil unsers Proviants."

Mit diesen Worten redete der türkische Freibeuter Amru seinen Besieger, den Befehlshaber eines abendländischen Raubschiffes an, indem er sich vor ihm niederwarf, den Säbel zu des Ueberwinders Füßen legte, und der Mannschaft seinem Befehl zu folgen gebot. Der großmüthige Corsar dagegen schob seinen von Kriegesschmuck glänzenden Hut zurück, sah mit kalter Verachtung auf den Besiegten und dessen Schaar hinab, preßte dann die schön geschnittenen Lippen, gleich als wolle er einen eben gefaßten Entschluß nicht bloß aussprechen, sondern auch sogleich ins

Werk gesetzt wissen, fest zusammen, und erwiederte mit halb abgewendetem Gesicht und zurückgelehntem Körper die Bitte Amru's durch folgende Rede.

„Mit Recht heiße ich der großmüthige Seeräuber, und dir zu zeigen, wie sehr ich deine Anerbietungen, ja alle deine Schätze verachte, nenne ich einen Preis ganz anderer Art, wie den welchen du bietest, eine That die du vollbringen sollst, und die, wenn sie gelungen ist, dir sammt aller deiner Mannschaft die Freiheit erwirbt. Ein Theil deines Seevolks mag in deiner Galeone bleiben, sie auszubessern, die Andern steigen hinüber in mein Schiff, und sollen, von dir geführt, in dieser oder einer der nächsten Nächte von der sardinischen Küste ein Mädchen rauben, welches ich dir anzeigen werde. Noch in diesem Augenblick segle ich mit einem Boote voraus, du folgst mir in nicht zu vielem Abstande, und bleibst so lange in einer dich den Augen der Küstenbewohner verbergenden Entfernung, bis du zwei Fackeln am Gestade aufflammen siehst. Dann steure ihrem Feuer entgegen, und von mir, den du finden wirst, wenn du ihrem Lichtschein folgst, hörst du das Weitere."

Diese Worte des Siegers befremdeten den Tunesen. Denn mit allem, was nöthig schien, den Raub der Schönen glücklich zu vollführen, war jener reicher versehen als er selbst. Wäre aber dem Unternehmen mehr denn gemeine Gefahr verknüpft gewesen, so übertraf die Verwegenheit des großmüthigen Corsaren, wie ihm der bestandene Kampf gezeigt hatte, die seinige. Er war daher im Begriff, die verlangte Zusage zwar zu leisten, jedoch zuvor diejenige Frage an seinen Ueberwinder zu thun, welche ihm jene Bedenken lösen sollte, als er diesen schon den Befehl ertheilen hörte, ein Boot zu rüsten, worin er und zwei der Seinigen, mit Fackeln versehen, das Wagestück bestehen wollten. Drum schwieg

Amru, während sein siegreicher Feind die Barke bestieg, und bald darauf steuerte er selbst in einiger Entfernung ihm mit dem Raubschiff langsam nach.

Ruhig war das Meer gewesen, als der kühne Seeheld seine abentheuerliche Fahrt angetreten, und noch ruhiger war es geworden, als er sich bewillkommnet fühlte durch die Vorboten von der Nachbarschaft der Küste, nach welcher die Barke gerudert, sein Sinn getrieben ward. Furchtbare Stille, rief er aus, wie würde ich dich ertragen können, wenn auch sie nicht wäre, sie, die allein noch Kraft hat, das todtenhafte Schweigen des Lebens stürmisch zu bewegen, Flaminia, die, wenn sie hier den Orkan erregt, da ihn besänftigt, wo er mich wirklich umbrauset. Grade da, wo das Schrecknis des Todes und die quälende Tücke der Gefahren die Genossen rastlos auf und niederjagt, ist jene Stolze die Ursache, daß ich glückliche Stunden der Ruhe feiere, und mich kummerlos an dem weide, was jene ewigen Schrecknisse sind. Wohl mir, daß meine Wünsche dich zwar kennen, aber noch nicht besitzen, daß du noch der Raub bist, welchen mein rastlos segelnder Geist bisher umsonst gesucht hat. Auch in dieser Nacht, die vielleicht auf ewig den Lauf verändert, welchen das Schiff meines Gemüthes bisher genommen, würde ich das Wagestück, welches dich nun leider in meine Gewalt bringen muß, noch nicht unternehmen, wäre mir nicht Kunde geworden von dem, was Francesco Sassari von dir begehrt, und was zu gewähren du ihm Hoffnung gegeben hast. Thörigtes Weib, wie nur konntest du wähnen, ihm als Eigenthum übergeben, wärst du gesichert, daß mein räuberisches Herz dich nicht an sich reißen könne? Nein, du Verblendete! Nur noch leichter würdest als sein Weib du mir zur Beute werden. Was sage ich Beute? Du selbst wohl stießest den Mattherzigen

von deiner Brust, um nicht blos mit geheimen Wünschen dich verstohlen zu mir hinzuschleichen, sondern, mit größerer Kühnheit als dem Weibe ziemlich, dem Boote deiner Begierden die Segel zu spannen, und so lange in Dunkel gehüllt mein stolzes Schiff zu umrudern, bis ich dich endlich darin aufnehme. Was aber gewährte uns dies? — Solche dürftige Seeräuberei ist nicht das, was mich zu locken vermag. Dein stolzes Verschmähen, Flaminia, ist es, deine mich verabscheuende Verachtung. Wahrlich, mich erschreckt die Zeit, wo ich dich besitzen werde. Denn was kann es für mich noch geben, nachdem ich den Sturm bestanden, aus dessen Widerstand ich dich überwinderisch mir herausgerissen habe? Du hattest den Muth zu sagen, ich sei dein Abscheu unter den Männern, der Inbegriff alles deines Hasses. Kennst du mich denn? O Flaminia, du wirst erschrecken, wenn du den Sturm meiner Seele erst ertönen hörst, und den Wellenschlag meines Herzens dich umthürmen siehest. Weib, ich kenne mich, ich kenne dich. Seufzen wirst du, wenn ich an dir vorübersause. O weßhalb fährt er dahin? wirst du sagen. Warum läßt er sich nicht fesseln, warum kann ich die Gewalt seines Athems nicht in einen kosenden Zephyr verwandeln? — Ich werde dich fühlen lassen wer ich bin, dann aber —

Bei diesen Worten blickte dem Corsaren die vom Meere zurückgespiegelte Felswand entgegen, auf deren Höhe die Burg der von Osieri über den Strand hinausragend mehr in der Luft schwebte, als wirklich getragen schien. Denn gleich der Krone eines Eichbaums hing der Felswipfel über die Wasserfläche hinüber, die Wurzeln der Klippe aber zogen sich in den Strand zurück, und ließen einen von der Felsenwölbung überdachten Uferraum breit genug, daß die Barke, ohne von oben herab gesehen zu werden, an[illegible], und nicht nur sich sammt den Gelandeten

verbergen, sondern auch die Galeone, ungesehen von den Bewohnern im Schloß, einen Landungsplatz dort finden konnte. Beschattet vom hereinbrechenden Abend waren bereits Flut wie Strand, und so durfte der kühne Liebesabentheurer, vor der Gefahr der Entdeckung gesichert, die Gehülfen seines Unternehmens an die Küste setzen. Hier vertraute er ihnen das Signal an, auf welches sie die Fackeln anzuzünden hatten, deren Schein Amru herbeirufen sollte. Amru aber ließ er die Weisung geben, an dieser Stelle seiner zu warten, denn er selbst wollte ihn dahin führen, wo das beschlossene Unternehmen Gelingen versprach.

Während dieser Vorkehrungen hatte Flaminia Osieri an der Seite ihrer Freundin aus dem elterlichen Schlosse hinabzusteigen gewagt in eine Kluft, welche aus dem nach dem untern Ufer gebahnten Wege den Seitenpfad in ein dichtes Gehölz öffnete, Camilla aber, so hieß die Freundin, erwartete hier die Entdeckung eines Geheimnisses und einer Verabredung, die auf ihren Beistand rechneten. „Was werde ich hören?“ sprach sie, nachdem sie die verlangte Zusage geleistet, Flaminia aber antwortete: „den Plan zu der geheimen Flucht und der geheimen Verbindung mit Francesco Sassari, die ich endlich fest bei mir beschlossen habe. Wisse, ich erwarte ihn, hier das zu verabreden, was morgen ausgeführt werden soll.“

„Wie?“ erwiederte Camilla, „du, durch deinen Widerwillen gegen Cäsar Verasco schon ein Räthsel, willst mir ein noch größeres durch deine Erhörung Sassari's werden? Was beginnst du? Jenen Sassari, dessen Bewerbungen du nur nachgiebst, ohne selbst von dem Gefühl ergriffen zu sein, das ihn entflammt, läßst du dich zu einem Schritt hinreißen, der nur, wenn

heiße Leidenschaft dazu treibt, Verzeihung finden kann vor dem Richterstuhl der Liebe?"

„Camilla," erwiederte Flaminia, „nicht brauche ich in diesem Augenblick eine Freundin, um ihr die Geheimnisse meines Herzens mitzutheilen, und Beruhigung für die Stürme zu finden, die es bewegen; ich begehre eine treue Vertraute zur Ausführung des lang gehegten, nun unabänderlichen Vorsatzes, dessen Gelingen ich die Vollendung meiner ganzen künftigen Glückseligkeit nennen darf. Denn mein Vater achtet einmal den tödtlichen Widerwillen dieses Herzens gegen Don Cäsar nicht, und kaum bemeistre ich länger die Ahnung, von welcher ich ergriffen bin, daß die Unverholenheit, mit der ich jene Abneigung aussprach, die Stärke, mit der ich sie bekräftigt, und die Sicherheit, mit der ich behauptet, nie werde Verasco sie überwinden können, mir einen Abgrund öffnen, dem ich Anstalt treffen muß mich zu entreißen. Kenne ich doch jenen Cäsar genug, um zu wissen, weßhalb ich ihn verabscheue. Wolltest du aber, daß ich die Eigenschaften nenne, die ihn zum Ungeheuer machen, so würdest du eine vergebliche Frage thun. Es ist Stolz und ist Verachtung, Leidenschaft und Kälte, Verlangen und Verschmähen, Glut und Gleichgültigkeit zugleich, und doch auch wieder dies alles nicht, was ihm in meinen Augen Verworfenheit giebt. Glaube mir, ich fühle ihm an, daß grade jener unbesonnene Ausspruch der Verachtung, die mich gegen ihn erfüllt, in ihm ein Verlangen mich zu erobern geweckt hat, das mir Gefahr droht. Denn nur erobern will er mich, erobern, um mich zu verlassen und mir zu sagen: sieh nur, dieses hatte ich im Sinne mit dir!"

„Diese Worte," erwiederte Camilla, „überzeugen mich nur von der Tiefe des Irrthums, von dem du umfangen bist. Denn welche That seines Lebens hat

Verasco als einen solchen gezeigt, dem es um die Huldigungen unsers Geschlechts zu thun ist? der Weiberherzen erobert und verläßt, entweder um sich mit einer Zahl von Besiegten zu schmücken, oder weil Unersättlichkeit ihn zum Unbeständigen macht? Welches Weib preiset nicht immerwährend im Geheimen jenen Verasco, der spricht, wenn er schweigt, der anzieht, wenn er verachtet, der entflammt, wenn er kalt bleibt, dessen Ernst belebt, dessen Trübsinn erheitert und dessen Stolz beseelt, wenn sein Auge höhnisch herabblickt auf die, so uns umschmeicheln. Er aber, bemerkt er es wohl? Gleicht nicht sein Erscheinen im Kreise der Frauen dem eines Meteors? Denn stets hören wir ja, daß bald dieser bald jener unbekannte Anlaß ihn hinweggerufen hat aus der Alltäglichkeit des Lebens in diesem Lande, um die Fremde zu suchen. Dieser Mann nun nahet sich dir, nicht wie einer der Liebesabentheuer sucht, sondern mit jenem männlichen Ernst, der der stumme Verräther eines unerschöpflichen Gemüths ist, und er drückt, indem er dies thut, zu gleicher Zeit auch deinem Vater die Absicht aus, dich zur Ehe begehren zu wollen, wenn es ihm gelingen könne, dein Herz zu gewinnen. Welche edle Bewerbung! Kann den, der sie wählt, wohl eine so unwürdige Absicht treiben wie die, welche du ihm schuld giebst?"

„Laß," erwiederte Flaminia, „die Antwort mein Gefühl geben, das, wenn gerade von dem Antrag der Ehe es am meisten empört worden, in ihm zugleich die unwürdigsten Absichten lieset. Nicht mag ich Cäsar beschuldigen, jene seiner Bewerbung geliehene Wendung solle mich nur sicher machen, aber entdecken muß ich dir, daß, soll einem Manne wie Don Cäsar etwas gegönnt werden, es nur das sein kann, was ein Liebhaber begehrt und gewährt, nicht das, was ein Gemahl. Denn der Gedanke einer

so engen und ewigen Verbindung mit ihm, wie die der Ehe, empört mein ganzes Wesen. Jene Eigenschaften, welche du mit vielen unserer Bekannten an ihm preisest, gewähren nur in einiger Entfernung ihm einen Glanz, aber sie verwandeln sich in Widerwärtigkeiten, wann das Auge näher an sie herantritt, oder wohl gar das Herz sich in ihrer Mitte eine Heimath suchen soll. Also genug von ihm, Camilla, denn es ist Zeit, daß du meinen Entschluß über Francesco hörst, den ich hier erwarte, und der unmöglich lange säumen kann, mich mit seiner Ankunft zu erfreuen. Ich habe die Treue und die Wahrheit seiner Liebe geprüft; nun soll die Ausdauer, mit welcher er sie mir aufbewahrt hat, nicht unbelohnt bleiben. Er ist ein Mann, dessen Herrschaft das Weib nicht zu fürchten hat, vielmehr suchen muß, denn er ist edel, und der Verlust der Freiheit an seiner Seite hört auf Verlust zu sein. Er soll mein Retter werden. Indem ich ihm die Hand reiche, begehe ich eine freie Wahl, und die Beschränktheit seiner Mittel, je mehr sie meinem Vater ein Grund war, unsere Verbindung zu hindern, muß mir ein Grund sein, dieses Hinderniß zu verachten und zu besiegen. Ich habe seit Verasco's Bewerbungen an den einst zurückgesetzten Francesco manches Merkmal gelangen lassen, welches ihm sagen muß, meine Gunst zu erringen, sei ihm kein Werk der Unmöglichkeit. Er hat dies verstanden, und glaubt nun so fest an die Wahrheit meiner Neigung zu ihm, daß er mir das Versprechen gegeben, sich diesen Abend hier einzufinden, um die feste Zusicherung dessen zu erlangen, was er längst von mir begehrt hat. Wenn dieses geschehen, verabreden wir die Mittel zu dem Vorhaben, von welchem ich dir schon sagte, während du unsere geheime Zusammenkunft bewachst und beschirmst."

Kaum hatte Flaminia dieses gesprochen, als ihr ein verabredetes Zeichen den herannahenden Sassari verrieth, und nun verließen beide den Sitz, auf welchem sie sich so unterredet; sie, um Francesco entgegen zu eilen, Camilla, um den ihr angemutheten Dienst zu übernehmen. Francesco aber, nachdem er mit der längst von ihm Geliebten allein war, ergriff edel und schüchtern ihre Hand, indem er sie mit bewegter Stimme folgendergestalt anredete.

„So ist, angebetete Camilla, denn wahr, was, nachdem keine Hoffnung mehr es glauben wollte, dieser Augenblick wirklich zu machen verheißt? Ihr wollt mit einer Liebe, die nicht entsprossen war in Eurem Herzen, die ich vielmehr nur den Nachklang der langen Sehnsucht nennen darf, durch die ich es gerührt habe, mich beglücken? O wie wollte ich mich glücklich preisen, wenn dieses Hoffen so volle Wahrheit wäre, daß ich tadelnd alle die Zweifel zurückweisen dürfte, die sich in mir gegen den Glauben an seine Gewißheit erheben wollen. Aber glaubt darum nicht, daß, weil ich mit Zweifeln kämpfe, ich deshalb selbst ein Zweifelnder bin. Nicht ein schwankender Sinn, Euer früheres Verschmähen meiner innigen Liebe bringt jene Zweifel hervor, und wenn es ein Unrecht gewesen sein mag, sie zu fassen, so würde es ein größeres sein, sie zu verschweigen. Darum berge ich sie nicht. Wird doch gesagt, es gebe Herzen, in denen die Liebe erkaltet, wenn die Erhörung gefunden. Meins ist nicht dieser Art. Ich komme nicht her, mich in dem Gefühl der Freude zu berauschen, daß ein lang gesuchter Genuß endlich mir zu Theil werden soll. Ich komme her, Euch zu erhärten, und mir erhärten zu lassen, daß uns eine Liebe vereinigen soll, die jedem Versuch sie aufzuheben trotzen wird. Sagt mir, ob ich das erhalten werde?“

„Ja, Francesco!“ erwiederte Flaminia, „und weil denn Worte, weil Betheurungen von zu geringer Kraft sein möchten, Euch die Beruhigung und die Gewährsleistung zu geben, deren Ihr bedürft; so nehmt diesen Ring, und gebt mir den Euern. Denn dieser Tausch, auf den morgen die priesterliche Einsegnung folgen zu lassen mein Wunsch ist, wird die nur durch mich erregten Zweifel verscheuchen. Giebt er mich doch ganz in Eure Gewalt. Seit dieser Nacht ist Flaminia die Eure geworden, und ich berief Euch her zu dieser Entdeckung und zu Verabredung der Mittel für die in nächster Nacht beschlossene Flucht. Nur die priesterliche Einsegnung soll sie uns zu Wege bringen. Dann wollen wir in das väterliche Gebiet zurückkehren!“

Francesco nahm Flaminiens Ring, gab ihr den seinigen, drückte die damit geweihte Hand, und sagte: „Wer wäre ich, wenn ich nun noch zweifeln wollte! Wer, wenn ich nun nicht eilte, diese Nacht zu beflügeln, um desto eher die morgende mein Leben mit ihrem Dunkel schmücken zu sehen! Denn die Finsterniß der Hoffnungslosigkeit hat sich mir zum schönsten Lichte verwandelt. Uebermorgen geht ein Schiff nach Neapel. In der Nacht, die den morgenden Tag schließt, bin ich hier, mit einem Boote euch abzuholen zur Fahrt nach dem festen Lande, wo ein Priester vor der Welt und vor dem Himmel wiederholen soll, was, ich wenigstens, der Welt und dem Himmel Eures Herzens längst unverbrüchlich angelobt habe, und hiermit lebt wohl!“

Nach diesen Worten entfernte er sich, Flaminia aber sagte: „Wohl mir und meiner Zukunft! Nun ist mein Bangen verschwunden, nun werden Stunden ewiger Ruhe, ewiger Heiterkeit meine Tage erfüllen,“ und kaum hatte sie es gesprochen, als Amru, der sich zwischen den Felsen und Gesträuchen verborgen

gehalten hatte, geführt von Cäsar Verasco, denn kein anderer wie dieser war sein Ueberwinder gewesen, Flaminien zu bewältigen und zu entführen aus seinem Hinterhalte hervorbrach. Das schnöde Gewerbe des Raubes edler Jungfrauen, der Anlaß jenes Hasses, mit welchem Cäsar ihn unaufhörlich verfolgte, hatte dem Tunesen die Geschicklichkeit gegeben, durch welche sein Sieger zu dem ihn auslösenden Ansinnen vermocht worden, und jetzt Flaminia entführt ward, ohne daß ein Ruf um Hülfe sie den Händen des Räubers entreißen konnte. Verasco selbst, der langsam, und in der Umhüllung der Nacht sich vor der holden Beute verbergend, nachgefolgt, war über die Schnelligkeit verwundert, mit der Amru ihm voraneilte, und den Gegenstand seines Raubes einschiffte. Schon hörte er das Sausen der Wellen, die das Schiff, welches sie durchschnitt, umkreiseten, und mit so lautem Tone drang dies in sein Ohr, daß er wohl merken konnte, alle Ruder müßten sich in die Flut des Meeres getaucht haben, um der Barke jene ungewöhnliche Schnelligkeit zu geben, mit der sie dem Pfeile gleich dahintrieb. Nun eilte auch er, sein Boot zu besteigen, als es plötzlich hinter den Klippen am Strand unter dem Felshang „Verasco! Verasco!" erscholl. Cäsar erschrak, und in der Stille der Nacht sein Ohr der Gegend hingebend, woselbst der Ruf ertönt war, hörte er nochmals die Worte: Verasco! Verasco! verlaß uns nicht, „wir sind verrathen, du bist verrathen!" Nun sprang er hinaus aus dem Boote, rannte den Stimmen nach, und stieß auf mehrere Männer, die mit Stricken an Händen und Füßen gebunden, sich ihm bald als einen Theil der Seinigen kenntlich machten. Ihr Beschuldigen, Antreiben und Hülfebegehren, wie wild es sich auch durchkreuzen mochte, ließ ihn doch das Gewebe einer von Amru gegen ihn angesponnenen Ver-

rätherei zwar nicht entwirren, allein ahnungsvoll durchschauen, daß er unwillkürlich ausrief: „Amru, ich errathe dein Werk! Weil du diese hier gefesselt, und weil du der Glut meiner Leidenschaft zu große Eil, um sie erst zu befreien, zugetraut, hast du dich mir überlegen genug geträumt, um es zu wagen, mir die Schiffe und dieses Mädchen entreißen zu wollen, entweder daß sie deine eigene Sklavin oder der Schmuck irgend eines fremden Harems werde. Aber ist dem also, dann magst du, dann mag dein verwegenes Tunis zittern!“

Mit diesem Ausruf stürzte er sich samt allen Wiederentfesselten in das Boot, welches, von so zahlreicher Mannschaft überlastet, sich bis an den Rand hinabdrückte in den Spiegel des Meeres, aus welchem der Tod jenen, gleichsam zur Mahnung, daß auch die letzten Kräfte nicht geschont werden dürften, drohend entgegen schaute. Und alle Rudrer entsetzte diese Mahnung, die, während sie mit bleichem Schreck jener Antlitz übergoß, in Verasco's tiefem Auge den Glanz des Lebens erst zu entflammen begann. Er, immer kalt, unerschüttert, verächterisch und gleichgültig, schien hier, noch keineswegs entbrannt, zum erstenmal erst zu athmen, und mit nur belebter, nicht entflammter Kraft des Auges von stiller Wollust durchdrungen in die Gefahren hinein zu blicken, bis der erwachende Strahl des Morgens erschien, und die Luft erhellend zuerst von Cäsars aufgerichteter Gestalt, dann von den am Rande des Kahns keuchenden Rudrern die Stille der Nacht hinwegriß. Wie von der Warte seiner Unerschütterlichkeit hinab war bei dem ersten Tagesschimmer Verasco's Auge erst auf das Gefecht gefallen, welches beide Schiffe, Amru's und seins, verkettet hatte. „Jetzt verdoppelt die Kräfte, und verfolgt rudernd die Richtung, die ich euch andeuten werde, rief er, ich sehe die Gerten!“

Jetzt waren sie herangesteuert, und noch dauerte der Kampf fort auf den beiden Schiffen, dessen Anblick von Cäsars Lippen, über die kein Wort gekommen war, den Befehl riß, daß statt auf des Afrikaners auf sein Fahrzeug losgesteuert werde. Denn war auch hier die Gefahr größer, Flaminia zeigte sich auf demselben, und kaum hatte seinen Rand das Boot berührt, als Verasco einem der Gefährten das Ruder entriß, sich mit ihm an den Bord hinaufschwang, und dann aus donnerndem Munde rief: „Erzittre schändlicher Amru, Verasco ist hier!“ Da erlosch der Muth der Afrikaner, und entbrannte der der Europäer. Cäsar hörte den Schreckensruf jener und das Jauchzen dieser, im Kampf beider aber, mehr erschreckend als ächzend, den Schrei eines Weibes, in welchem er Flaminiens Stimme erkannte; und in dem Augenblick stand er mit geschwungenem Schwert vor ihr, umringt von einer Rotte sie mit sich fortzureißen begieriger Tuneser, denen sein blitzender Degen nun die Flamme ward, um welche sich alle sammelten, die eben noch um den Glanz ihrer Blicke gereihet standen. Das Mädchen aber, deren Herz bis dahin die Kraft erfüllt, ihnen allen zu widerstehen, sank nun wie entseelt mit halbgebrochnem Auge zurück, um halb als Traum halb als Wahrheit das Bild des wunderbarsten Kampfes vor sich zu erblicken, der wohl noch ein Auge erfüllt, ein Gemüth bewegt haben mag. Denn aus Cäsars mordendem Auge war mit einemmale die alles verhöhnende Verachtung geschwunden, und eine nie gesehene Lebensglut brach aus ihm hervor, während sein Säbel von den ihn umzingelnden Afrikanern einen nach dem andern in die Wellen seines eigenen Blutes tauchte, gleich als hätte hier die Stunde der Mitternacht geschlagen, um die allein aus dem schönen Grabstein von Verasco's verfallenem Leben der Geist

hervortrete, der unter seiner Last den Schlummer suche, welchen er nirgend finden können. Nur von Zeit zu Zeit warfen seine neu beseelten Augen wie schwarze Blitze Blicke voll Majestät auf die am Boden niedergestreckte Flaminia hin, Fragen vergleichbar, ob sie noch da sei und noch lebe, für die er focht, als plötzlich ein lauter Schrei aller Afrikaner an die Wände des Schiffes schlug, daß sie erdröhnten. „Wer sich retten will, folge mir!“ hatte Amru gerufen, und mit lautem Gebrüll, denn nur Gebrüll konnte es genannt werden, antworteten die Tuneser, die von der Woge dieses Schreies fortgerissen sich dem Anführer nach in sein Schiff hinüberstürzten, welches sie nun mit aller Kraft einer schäumenden Wuth in die See hineinsteuerten. Verasco's Mannschaft fluthete ihr nach, und reihte sich um den Bord seiner Galeone, gleich als wolle sie den Fliehenden noch ihren letzten Zorn nachsenden. Nur er selbst blieb ruhig, und rief einen mehr als die Andern seines Vertrauens gewürdigten schon betagten Corsikaner herbei, um nähere Erkundigung über alles Vorgefallne einzuziehen und Verabredung für fernere Unternehmungen zu treffen, schloß aber, nachdem er gesprochen, mit den Worten: „Vor allem empfehle ich dir dieses Mädchen. Bis die Erschöpfung an Waffen und Reichthümern, welche dieser Kampf uns zurückgelassen, durch glücklichere Züge ersetzt worden, soll sie gehalten werden, als sei sie Herrin dieses Schiffes, dann aber aus meinem Munde die weitere Entscheidung ihres Schicksals vernehmen.“ Und hiermit entfernte er sich, ohne einen Blick oder ein Wort weiter auf Flaminien zu richten, die der alte Corsikaner in ein Zimmer führte, dessen enger Raum sie eben so sehr durch die Menge von Kostbarkeiten, welche er in sich schloß, als durch Sonderbarkeit der Anordnung in Verwundrung setzte.

„Werde ich hier endlich den Gedanken über die wunderbare Verwicklung der Ereignisse nachhängen dürfen, die ich seit voriger Nacht erlebt habe, und die mir für die nächste vielleicht schon bevorstehen," sagte sie zu sich selbst, und begann ihre Verwicklung zu entwirren, als sie gestört ward durch ein Gespräch, welches an einer verborgenen Stelle hinter der nur dünnen Holzwand ihres Gemaches geführt ward, und das sie um so mehr fesselte, als sie den Namen Verasco zu wiederholtenmalen auf eine Weise nennen hörte, daß sie erschrecken mußte. Schon konnte sie weder ihrem Ohr noch ihren Gedanken mehr gebieten, sondern hingerissen von den nur halb vernehmlichen Tönen lehnte sie sich gegen die Bretter, um folgendes zu hören.

„Verasco begeht eine Ungerechtigkeit und zertritt unsere Gesetze, wenn er das schöne Mädchen mir, dem sie zugefallen ist, entziehet, mit welchem Vorwande er es auch bemänteln mag. Sie wäre nur sein gewesen, wenn er sie auf dem mit Amru unternommenen nächtlichen Raubzug erbeutet, und wenn er aus diesem sie heimgeführt hätte, theils weil er nur ein italienisches Fräulein sich vor uns allen vorausbedungen, theils weil sie nur so erobert für seine besondere Beute gelten könnte. Die den Tunesern geraubten Mädchen gehören uns, und an mir stand die Reihe, mir wäre die schöne Beute des heutigen Tages zugefallen, die mich so bezaubert hat, daß ich ihre Abtretung von ihm verlange, wenn ich sie mir nicht heimlich rauben, oder zur Strafe seiner Wortbrüchigkeit Mittel finden soll, seinem Leben ein Ende zu machen."

Nun verstummten die Stimmen, weil die, welche gesprochen hatten sich entfernten, und Flaminia erblaßte. „Himmel! rief sie, welch grauser Scheideweg, an dem ich stehe, und wie furchtbar beide Pfade,

in die er sich theilt! Soll ich die Beute eines Menschen werden, dessen Begierden so ungezügelt sein müssen, wie seine Seele schwarz ist! Und diesem werde ich entweder von Verasco selbst überliefert, oder durch eine Gewaltthat zu Theil, um die das Blut Cäsars fließen muß, der gegen jenen ein leuchtender Stern ist, auch dann noch, wenn die Vermuthung nicht Täuschnng wäre, ich möchte das italienische Mädchen sein, um welche dieses Raubschiff ausgerüstet worden. Ich Unglückselige! wer kann hier mein Retter sein, wenn nicht mein schlimmster Feind selbst es wird. Ist er doch der einzige unter allen, die mich umgeben, der mich, wenn auch nicht aus Menschlichkeit, doch vielleicht aus Großmuth rettet.

Nach ihm hingerichtet waren nun alle ihre Gedanken, und sie verließ nicht mehr das Fenster ihrer Kammer, denn fortwährend spähten die Augen, ob sie nicht die Umrisse seiner Gestalt und die Flammen seiner Blicke erkennen möchte unter den vor ihnen sich hin und her bewegenden Schiffsleuten und Seeräubern, in deren Mitte sie das Schicksal geworfen hatte. Aber zeigte sich auch einmal ein Auge oder eine Bildung, die sagten, ich bin Verasco, so entdeckte sie bald, daß nur die Heftigkeit des Verlangens nach ihm ihre Einbildungskraft berauscht, und sie verführt hatte, sich den, welchen sie suchte, in jeder erblickten Gestalt vor Augen zu stellen. So verflossen ihr zwei Tage zwischen Verlangen und Angst, die sich gegenseitig Nahrung und Feuer liehen, um die Flamme ihres Herzens heller zu entzünden. Denn je weniger Flaminia, weil die aufmerksamste Behandlung sie nichts vermissen ließ, durch Entbehrungen anderer Art gequält ward, desto drückender empfand sie die von Verasco, für den sie so Wichtiges im Herzen trug, und durch Angst und Ungeduld aufs

Aeußerste bestürmt, besiegte sie endlich alle Bedenken mit welchen sie gekämpft hatte, daß sie den zum Vollzieher ihrer Befehle auserschenen alten Corsicaner, als er am Abend in ihr Zimmer trat, mit der flehentlichen Bitte bestürmte, in ihrem Namen seinen Gebieter um eine Unterredung mit ihr anzugehen, weil der Drang ihm zu danken, was sie nur ihm schuldig sein zu können glaube, keinen längern Widerstand dulde.

Aber wie erschrak das gekränkte Mädchen, als ihr die Erwiederung zurückgebracht wurde: Verasco wisse zu gut, daß sie ihm nichts zu verdanken habe, und wenn sie nur wenige Tage noch der Ungeduld ihres Sinnes Schranken zu setzen vermöchte, so würde sie nicht nur ihre Befreiung, sondern auch die Erfüllung aller ihrer Wünsche erfahren. Sie sank auf ihr Ruhebett zurück, und zerfloß in Thränen. Jede Bemühung, durch Schlummer oder durch die Gaukelspiele der Hoffnung den entschwebenden Trost zurückzuzaubern, blieben vergeblich. Sie erhob sich, um sich wieder niederzulegen, und legte sich nieder, um sich wieder aufzurichten. Denn zu dem Schmerz über die empfangene Antwort gesellte sich die Angst, in dieser Nacht noch werde der heimliche Feind Verasco's seinen tödtlichen Anschlag ausführen. Von den Qualen dieses Gedankens gepeinigt, kämpfte sie, ohne zu wissen mit welchem Feinde, unaufhörlich, als plötzlich der Strahl des Mondes in ihr Zimmer drang und sich über sie hingoß. Nun erhob sie sich mit jener Ruhe, die fast immer die Seele des Sterblichen zu einem mehr denn alltäglichen Entschluß vorbereitet, und trat an das Fenster, um zum erstenmale Don Cäsar wieder zu erblicken, der, während eine Bewegung unter der Mannschaft, die auf ein bevorstehendes Unternehmen deutete, an der entgegengesetzten Seite des Fahrzeuges vernehmbar ward,

sich in die diesen Theil beherrschende Stille und Einsamkeit schien geflüchtet zu haben. Den Arm gegen einen Pfeiler gelegt, der die Ruderbänke trug, stand er, wie auf einem Felsenabhang auf der Wand des Schiffes hinübergebeugt über das Meer, ganz von dem weißen Gewande des Mondscheins umhüllt. Nur eines einzigen Stoßes von der Hand seines Feindes, wenn dieser den Augenblick benutzte, heranzuschleichen, hätte es bedurft, um ihn auf immer in den Abgrund der Fluthen zu stürzen, und Flaminia zitterte aus Bangigkeit, daß sie jeden Augenblick diese fürchterliche That vor ihren Augen würde vollführen sehn. Da war sie mehr denn einmal im Begriff gewesen, zu ihm hinabzuschreien: Verasco, rettet Euch, Ihr seid verrathen! Aber halb fürchtete sie, er möchte ihr wieder mit dem hier erst empfundenen Hohn den alten Blick des Ueberdrusses und der Gleichgültigkeit zurückwerfen, halb bangte ihr, diese Mahnung gerade würde den heimtückischen Gegner herbeirufen, und ihn treiben, die That der Arglist zu vollbringen, ehe die Warnende das Geheimniß des Verraths, der ihn umspann, seinen Ohren enthüllt haben möchte.

Da in dem Kampf mit sich selbst verlor sie sich in einen Gedanken, der fast zu verwegen schien für das Gemüth eines Mädchens, indem sie die Möglichkeit überlegte, hinab zu steigen zu Verasco zur Entdeckung dessen was ihr Herz beunruhigte. Den Weg von ihrer Kammer zum Verdeck getraute sie sich wiederzufinden, und auch Verasco, wo er jetzt stand, hoffte sie zu erreichen. In einen Mantel gehüllt trat sie hinaus, und wand sich schon langsam und leise hin nach dem, dessen Stimme sie bereits zu vernehmen glaubte, wenn auch kein Wort seinem Munde entfuhr, als plötzlich die Winde aus ihrem Schlummer zu erwachen schienen, den Lauf des Schiffes so beflügelnd, daß es fast den Strudel einer Meerklippe durchschnitten hätte, an

deren Zacken die Wogen bald zischend und sausend aufbrauseten und vorüberfuhren, bald sich zu einem kreisenden Abgrund öffneten, der wie ein schäumender Becher tobte und donnerte, und hier hörte sie ihn, indem er den Arm nach der Stelle hinrichtete, die den rauschenden Ton in die Luft sandte, diese Worte sprechen.

Dort schlägt die Nachtigall, die in der einsamen Stille der Nacht mein Herz mit Wollust erfüllt. Diese Wellen sind der Wald, in dessen Wipfeln mir das Lied des Sturmes zur Melodie wird. Wo diese kreisenden Wogen an mein Herz schlagen und ihm Zerschmettrung drohen, füllt sich sein noch nicht ausgebrannter Abgrund mit den allerheißesten Flammen, er, der die karge Nahrung der matten Kerzen verschmäht, weil in ihm eine Glut schlummert, so gewaltig, daß sich ihr brennendes Leben eher entzünden und sättigen könnte an der Kost dieser kalten und feuchten Wellen, als an dem Zunder der Gefühle, Entschlüsse und Thaten, worauf die Herzen der Menschen stolziren, mir überdrüssig und alltäglich, daß ich nichts so hasse und meide wie die Einbildung, ich lodere auf in der Flamme des Lebens, wenn ich matt nachglimme in diesen verglühten Ueberbleibseln. Denn wo ist der zu finden, der sagen könnte, daß er mehr sei als diese abgestorbene Alltäglichkeit, in dessen abgestorbener Seele die Liebe und der Haß mehr wäre als der Fieberschauer eines Sterbenden! War nicht Flaminia das einzige Weib, das, wie diese Brandungen mich verachten und zerschmettern würden, wenn sie mich besäßen, mich zu verachten vermochte, und mein Herz, als es ihr angeboten ward, von sich warf. Aber auch sie habe ich besiegt, indem ich mich selber besiegte, ich der ich eine noch unbesieglichere Braut gesucht habe, als dieses stürmende Meer.

Flaminia erschrak bei diesen Worten, und Furcht, sie möchte auf einem Irrwege gewandelt haben, als sie jene Verdammung über Verasco ausgesprochen, durchfuhr ihre Seele, indem sie ihn also anredete: Warum wollt Ihr mich nicht hören, Verasco? Wenn ich Euch sagen ließ, daß ich Euch meinen Dank darzubringen hätte, so war darunter keine leere Danksagung mit Worten gemeint. Nein, weil Ihr, wie ich hoffe, der seid, durch welchen bis hieher meine Ehre erhalten und mein Leben gerettet worden sind und beide unverlezt bleiben werden, so wollte ich Euch diese Wohlthat durch eine andere erwiedern. Denn über Euch schwebt, wenn auch nicht die Gewißheit, doch die Möglichkeit des Gelingens einer heimlichen Ermordung, und drum hört wenigstens das an, was mich zu der Kunde geführt hat, die Euch zu bringen ich keinen Augenblick säumen durfte.

Nun erzählte sie jenes Gespräch, dem sie unwillkührlich Zeugin geworden, voll der Erwartung, was Cäsar erwiedern möchte, und dieser sagte: Unrecht wäre es, wollte ich Euch für das, was Ihr mir entdeckt, den Dank mit Worten schuldig bleiben, da ich den durch die That in wenig Tagen zu gewähren hoffe. Denn bald hindert mich nichts mehr, Euch an die Küste Sardiniens zurückzuführen, dann hemmt auch Euch kein Hinderniß ferner, Eure Hand an Francesco Sassari zu geben. Darum bitte ich Euch, daß Ihr nur wenige Tage noch in ruhiger Erwartung an diesem Wohnsitze der Widerwärtigkeit ausdauern, jede Sorge um mein Schicksal aber aus Eurem Gemüthe verbannen möget.

Flaminia erblaßte, und ihre Füße wankten, als sie den gefährlichen Pfad nach ihrer Zelle zurück antreten sollten, als Cäsar es bemerkend ihr die Hand mit den Worten reichte: ich führe Euch einen minder

beschwerlichen Weg zurück; und Flaminia schlug ihn von ihm geführt ein, um von allem dem, was ihr Inneres in Aufruhr brachte, so bewältigt zu werden, daß sie, als ihr Führer sich entfernen wollte, diese Worte aus der bewegten Brust hervorpreßte.

Wartet noch einen Augenblick Don Cäsar, denn wenn dies das letztemal sein möchte, daß ich Euch sehe, so soll nicht durch meine Schuld ein Mißverständniß, welches unter uns obzuwalten scheint, ungelöset bleiben. Ich hatte einst ein hartes, vielleicht gar ein schnödes Urtheil über Euch gefällt. Ich mußte es, weil ich meinen Augen gefolgt war, die mir Euch damals in einer Gestalt wiesen, welche mein Ausspruch nur nachgezeichnet hatte. Aber diese Gestalt ist verschwunden, und ich sehe Euch jetzt in einer andern, edler und furchtbarer zugleich, dadurch erfahrend, daß die Augen der Menschen trügerische Spiegel sind, wenigstens die meinigen. Drum bitte ich Euch, auf sie denjenigen Irrthum der Seele zu schreiben, in den ich nur versinken konnte, weil ich der Leitung jener mit zu großer Unbesonnenheit gefolgt war. Ich dafür will meine Augen umhüllen, damit nicht, wie einst das frühere Bild that, auch das jetzt erblickte mich abermals täusche. Denn dieses letztere würde die Täuschung noch leichter vollbringen, weil es Euch mir in doppelter Gestalt gezeigt hat. Ihr seid edel, aber doch ein Räuber. Auch diese Bilder sollen sich in meiner Seele aufheben, und ich möchte aus Eurer Nähe ohne Widerwillen gegen, und ohne Urtheil über, jedoch mit dankbarem Gefühle für Euch scheiden.

Nein, Flaminia, erwiederte Cäsar, weder dürft Ihr gehen, noch kann ich Euch lassen, nach Worten wie die, so Ihr jetzt gesprochen habt. Das frühere gehässige Bild ist Euch entschwunden, edel habt Ihr mich erblickt, und nur das Räuberhandwerk liegt als

ein entstellender Schleier vor Euren Augen über mir. Jetzt, da ich nichts mehr begehre von Euch, darf auch er, nachdem ich selbst entwichen sein werde, nicht mehr als ein anklägerischer Feind zurückbleiben, der Euch zu schrecken droht. Ja, Flaminia, ich bin ein Räuber, und es liegt mir eben so fern, dies zu verläugnen, wie Euch mit dem eiteln Vorgeben, daß ich es um Euch geworden sei, zu täuschen. Ein anderes ist es, was mich dazu gemacht hat. Nicht ein Olivenhain, der Schlag der Nachtigall, und ein schmachtender Sonnenstrahl, nein, nur diese gewaltigen alles zertrümmernden Heerschaaren, diese ewigen Sieger, diese donnernden Meereswellen, nach denen selbst die majestätische Sonne und der spröde Fürst der Nacht mit dem ganzen flammenden Heer der Gestirne sich tief hinabsehnen, froh, wenn sie sich spiegeln dürfen in ihren Augen, sind fähig, die heiße Wollust in mir zu erregen, die aufflammen muß, wenn der Sklaverei des Ueberdrusses in der ausgetrockneten Welt, die auch Euch, Flaminia, umfängt, und die Ihr Leben heißt, die Fessel weichen soll, mir das Gefühl zu geben, daß noch wirklich Leben in mir quillt, und nicht blos die seelenlosen Blendwerke es dürftig vorspiegeln, wie aufgestutzte Lügen. Denn, Flaminia, die Welt ist voll von Lügnern. O Ihr lügt alle, wenn Ihr sagt, daß Ihr liebt, Ihr lügt, wenn Ihr sagt, daß Ihr Freude fühlt, lügt, wenn Ihr sagt, daß Ihr trauert, ja lügt, wenn Ihr Euch den Glockenschlag zum Gebet rufen laßt. Und weil ich nicht heucheln mag wie Ihr, verachte ich Euch mit allem Euern Thun. Denn ich lüge nicht, so lange ich mich nicht unter Euch mische, sondern hier zwischen Klippen und im Sturme meine Seele vor Wollust zittert, die eher dem Raubvogel gleich all Euer Blut trinken und dann Euch gegen die Felsen schmettern möchte, als Euch mit einem Ge-

schwätz von Tugend und Treue und ewiger Liebe tödten, wovon sie nicht plaudern würden, wenn sie auch nur eins von dem allen besäßen. Ich, Flaminia, hätte nicht gelogen, wenn meine Arme Euch an diese Brust preßten. Aber ich konnte Euch nicht das Zuckerwerk einer girrenden Zärtlichkeit und einer schön thuenden Verehrung zeigen, ich konnte nicht mit den Augen Feuer heucheln, ehe ich wirklich brannte. Und auch Ihr hattet mich nicht entzündet, erst die stolze Flamme Eurer Verachtung that es. Vielleicht, Flaminia, sind nun die täuschenden Bilder, von denen Ihr spracht, geschwunden, und Ihr kennt mich wirklich. Drum beruhigt Euch, und geht mit unbekümmerter Brust den Armen entgegen, die Eurer warten.

Nein, Cäsar, antwortete Flaminia, das kann ich nicht, das werde ich nicht, und wenn ich glaubte, durch Eure Versprechungen schon mehr, als meine Wünsche begehrten, empfangen zu haben, so daß ich meinen Dank abgeschlossen hielt: dann erfahre ich jetzt, daß auch dies nur Täuschung war, und daß nach den vielen von Euch empfangenen Wohlthaten noch eine, größer den alle andern, zurückgeblieben, um die ich Euch ansprechen muß. Nicht nach Sardinien führt mich zurück. Bringt mich an einen Ort, wo ich sicher bin, nie wieder von Francesco erreicht zu werden.

Nicht wahr, Flaminia, rief Cäsar zum erstenmal mit brennender Stimme und brennenden Augen aus, nichts ist Euch jener Francesco? Bei diesem Element, in dessen klarem Spiegel allein die Wahrheit steht, nie hätten seine frostigen Umarmungen Euch genügen können! Armes Mädchen! Wehe dir, wärst du dem traurigen Irrthum gewichen, der ihn an deine Seite rief! Du hättest die stolze Blume deiner unendlichen Fülle und Anmuth ihm geöffnet, in der Hoffnung, er werde nicht blos deine Locken und Wangen im leichten Schimmer umspielen, sondern deinen innersten Stern ent-

flammend, das süße Geheimniß in seiner ganzen Unendlichkeit entfalten; aber du würdest hingewelkt sein, denn der Strahl seiner Liebe konnte wohl deine Blätter zum Verwelken trocknen, aber nicht das Mark deiner Blume durchsonnen. Drum soll nicht Versagung deiner Bitte werden. Ich finde dir den Wohnort, der das gewährt, was du bedarfst.

Aber soll auch ich, versetzte Flaminia, jenen Lügnern beigezählt werden, über die Euer Mund das Verdammungsurtheil der Verachtung aussprach, wenn ich Euch danken wollte für dies Euer Erbieten, und Euch sagen, Ihr habet nun alles gewährt, was ich bedarf, da es doch nicht so ist, vielmehr mit der Gabe, die Ihr nanntet, sich die Entbehrung zeigt, die meiner wartet. O Cäsar, ich habe empfunden, wo allein Euch wohl ist, wo allein Ihr die Wollust des Lebens trinkt, und seitdem ist dies der einzige Ort, nach welchem ich mit allen meinen Sinnen trachte.

Nun denn, Flaminia, rief Cäsar aus, was zögerst du, ihn zu beziehen? O Weib, Weib, nie kehre wieder heim in die Dürftigkeit des Alltagslebens, dem wir entgangen sind. Hier, von dem ewigen Sausen des Lebens durchströmt, auf seiner rastlos wogenden Welle uns stets zu umschlingen und nie zu verlieren, diese Glückseligkeit wollten wir von uns stoßen? —

Gewährt sie uns, nur Ihr könnt es, denn ich bin längst die Eure, erwiederte Flaminia.

Nun wohl, rief Verasco aus, so streift diesen Ring, der mir sagt, daß Ihr Francesco's wart, von Eurem Finger, werft ihn ins Meer, und nehmt dafür meinen.

Flaminia erschrak bei diesen Worten, und schien noch überlegen zu wollen, unerwartet aber trat sie zu Don Cäsar hinan, warf ihm den rechten Arm über die Schulter, schlang ihren linken durch seinen rechten, und beide Hände über seinen Rücken dicht zusammen=

pressend lehnte sie ihre verschlossenen Augen gegen seine Brust, auf deren Bette hingesunken sie alle ihre Bewegungen wie einen unersättlichen Durst und ein unerschöpfliches Quillen, in diesem aber alle die Wonnen genoß, die er empfand, indem er von ihr umschlungen in die Brandung schaute und sich wie in die unendliche Tiefe des Nachtigallenschlags einer Frühlingsnacht in den Strudel der Wellen begrub, bis Flaminia ihn losließ, den Ring vom Finger riß, und ihn in das Meer werfend sprach: so bezahle ich, nachdem ich gekauft, denn für das, was ich genossen, indem ich hier an Eurer Brust lag, ist jenes kein zu hoher Preis.

Jetzt führte Cäsar Flaminien in ihr Gemach zurück, und sagte: so entschlummere denn nun, und die Süßigkeit deines Schlafes möge keine Sorge um mich, noch um das, was dich jetzt von mir ruft, verkümmern, denn ich muß dich verlassen. So begab er sich hinunter in den Raum des Schiffes, die Mannschaft zu mustern, und sie in der Vollziehung seiner Anordnungen zu prüfen. Eben wollte er den Theil des Schiffsvolks begrüßen, bei welchem sich der befand, dem Flaminia, wäre sie wirklich aus den Händen eines Muselmanns als Beute gerissen worden, zugefallen wäre, als dieser, an jeder Seite durch einen völlig Bewaffneten unterstützt, eindrang auf Verasco, ohne Zweifel in der Absicht ihn nieder zu stechen, während die Gefährten erschrocken zurücktraten, aller Beredsamkeit zum Trotz, die jener anwendete, mit der Kraft weniger Worte den durch Cäsars Anblick ausgelöschten Muth wieder anzuzünden. Doch auf die Klippe einer That gestellt, von welcher er nicht mehr zurück konnte, mußte er nun selbst und allein in der Verzweiflung den Dolch auf den Hauptmann zucken. Dieser aber kam ihm durch die entschlossene Kraft seines Armes mit einem Hiebe zuvor, der den Verräther ins Meer stürzte, während er den beiden Uebrigen

Verzeihung ankündigte. Und gleich darauf kehrte er in Flaminiens Gemach zurück, die er schlafend fand, und auf ihrem Lager halb noch blutbesprengt mit den Worten begrüßte: Ach wie ist sie schön und ihre Ruhe wie süß! Köstlich wacht sichs an ihrer Seite. Sie gleicht der Blume in der Flut, nach welcher der Schiffer, wenn der Nachen daran vorübergleiten will, sich hinabbeugen muß, mit Verschmähung seines Lebens den gefahrvollen Raub zu vollbringen, dem er, weil die Blume, wenn sie gebrochen, nicht sein, sondern die Beute der Wellen wird, nachstürzt. Dann verließ er sie wieder, und eilte zurück, bald auf das Verdeck, bald in den Raum des Schiffes und bald zum Steuermann, sein rauhes Gewerbe treibend als wäre es das Tagewerk eines friedlichen Gärtners, froh, mit dem heißbegehrten Eigenthum einsam siedeln zu dürfen unter seinem rauhen Seevolk auf dem Boden des ihm gleichen stolzen und wilden Elementes.

Drei Nächte waren so verstrichen, und die vierte brach an, als Verasco eine Sehnsucht ergriff, von der er nicht wußte, ob sie das Verlangen nach einem neuen Unternehmen oder die Furcht war, ein ungewöhnliches Ereigniß möchte seine Ruhe stören. Zweimal schon hatte er sich hinausgetrieben gefühlt zur Durchspähung der See, ob keine Gefahr oder kein verwegenes Beginnen ihn an das Handwerk rufen wollte, das ihm schon wie eine vergessene Lebenszeit erschien. Aber nichts hatte sich gezeigt, der Morgen war nahe, und so kehrte er denn zur schlummernden Geliebten zurück, fest entschlossen, sie nicht mehr zu verlassen vor dem Tage. Ehe dieser noch seinen blendenden Fittig ausgebreitet hatte, um der Nacht ihr dunkles Gewand zu zerreißen, erhob sich, dem Sturm gleich, der dem Morgen voranzugehen pflegt, das wechselnde Getöse von angstvollen Schüssen und noch angstvolleren Ausrufungen im Schiffsraum, und Ve-

rasco sahe zwei Fahrzeuge, so bedeutend grösser als die gewöhnlichen Raubschiffe, daß man sie für Fregatten hätte halten können, mit vollem Segel durch das Meer fliegen, und seine Flagge als das Ziel ihres stolzen Fluges suchen. Alle Kräfte des Widerstandes hatte sein Eintritt in die Mitte der sich zur Gegenwehr anschickenden Mannschaft in Thätigkeit gesetzt; aber sie konnte es nicht verhindern, daß Cäsars Raubschiff eine Gefahr umklammerte, der sie der entschlossenste Muth und die klügste Anordnung nicht mehr entreißen zu können schien. Denn einer der beiden Segler, deren jeder allein schon stark genug zur Zertrümmerung einer Galeone wie die dem Angriff preisgegebene schien, war auf diese, seinem Gefährten weit voraussliegend, hingesteuert. Verasco griff an, trotz dem Uebergewicht an Mannschaft und Waffenstücken, welches ihm entgegenstand, und jeder Andere würde seinen Untergang vor Augen gesehen, jeder Andere sich ergeben haben; nur der großmüthige Seeräuber vermochte, so schnell wie es nun geschah, den Entwurf zu fassen und ins Werk zu setzen, sogleich alle Macht diesem Gegner entgegen zu stellen, damit er niedergeworfen sei, ehe der ihn unterstützende Waffengenoß zu seinem Beistand herbeieilen könne; und schon lächelte ihm der Sieg. Der Angreifende, statt von Cäsars Fahrzeug Herr zu werden, mußte erleben, daß dieser in seine Fregatte eindrang, und eine vielfach überlegene Mannschaft zu entwaffnen im Begriff stand, als diese am tiefsten dadurch beschämt, daß der Haufe der Ueberwinder so schwach war, sich nochmals ermannte, und nun in dem halb schon erbeuteten Schiffe ein neuer Kampf anhub. Aber dieser ward Verasco's Verderben. Denn während sein Wirbel ihn und seine Mannschaft mit sich fortriß, hatte das zweite Fahrzeug den voraussegelnden Genossen wieder erreicht, einen Theil der Mannschaft ihm zu Hülfe

gesendet, und das vollbracht, was für Cäsar der bitterste Verlust war, Flaminien geraubt. Noch stand der Verwegene bis zur Hälfte vom Kampf umzingelt auf der kühn bestiegenen feindlichen Fregatte, als er auf der andern Francesco Sassari gewahr ward, der die halb entseelte Flaminia im Arm haltend laut ausrief: Laßt Alles und steuert in die See! So hatte die zweite Fregatte Francesco's — denn wer möchte bezweifeln, daß dieser nach der Kunde von dem Schicksal der Verlobten die beiden feindlichen Fahrzeuge, aus welchem Anlaß und mittelst welches Beistandes es nun auch geschehen sein mochte, erbungen habe — zwar den Bundesgenossen, aber Cäsar noch mehr, das Ziel des Kampfes, verloren, und weil er nur darauf sann, diesen auf das schnellste zu beendigen, um jenes zu verfolgen, so nützte er den Augenblick, welcher ihm den Sieg zu versprechen schien, und schloß mit dem Befehlshaber einen Vertrag ab, der beiden Schiffen und ihrer Mannschaft die Freiheit wieder gab, die nun ein jeder ihrer Anführer zu seinem Zwecke nutzen konnte.

So ward Flaminia abermals das Ziel von Verasco's Streifzügen, und wohin sonst konnten ihn diese führen, als nach Sardiniens Küste, denn daß sie dort hingeführt sein werde, hatte er die meiste Ursach zu vermuthen. Er wiederholte die Anstalten der ersten Raubnacht, und indem er das Waffenkleid, von dem er sich nie trennte, unter der Hülle eines frommen Bruder vom Orden der Carmeliter verbarg, durchspähte er das Land, um Kunde zu gewinnen, wohin Flaminien das Schicksal geworfen habe. Sein Schiff ließ er während dessen auf dem offenen Meere, der alte Corsicaner aber hatte Befehl, jede Nacht um die elfte Stunde bei der Bucht unter dem Felsen anzulegen, auf welchem das Schloß der Osieri lag, und dort bis zum Anbruch des Tages zu verweilen. In wenigen Tagen aber hatte die Verkleidung als

Carmeliter ihn, den unermüdlichen Späher, bereits zu der Entdeckung geführt, die kaum der Küste wiedergegebene Flaminia sei alsbald ihrem Erretter entflohen, und werde noch immer von diesem auf der Küste des Königreichs gesucht. Da beschloß er nicht eher, als bis sie wieder sein Besitz geworden sein würde, das Carmeliterkleid und Sardiniens Küste zu verlassen.

Ja ich muß dich wiedersehen, geliebte Feindin, welchem Schicksale auch dies Wiedersehen uns hingeben möge! denn keinem Haß habe ich inniger verziehen, als dem deinen, keiner ist mir holdere Liebe geworden. Du liebtest mich, wahrhaft einzige, mir theuer gewordene Seele, weil du mich hassen konntest, und hold schlummerte dein Wohlwollen in der Bitterkeit deiner Feindschaft. Dir war jene jämmerliche Kargheit fern, die Meer und Felsen, Sturm und Ungewitter überzuckern möchte, die aber die Hand der Widerwärtigkeit mit demselben schlaffen Händedruck erfaßt, den sie auch ihrer heißesten Liebe leiht. Jämmerliche Gesellenschaft der Nichtigkeit! Sie leben fort, ihre Genossen, unerfaßt von Ekel und Ueberdruß, nicht durchglüht vom stolzen Zorn, um jene morsche Erbärmlichkeit mit einem einzigen kraftvollen Druck der Hand zu zermalmen!

In diesen Gedanken vertieft saß Cäsar einst am Rande eines Felsens, welchen der Schatten des dichtbelaubten Gehölzes den Augen der Wanderer entzog, die, an ihm vorübergehend, den Weg nach den Wohnungen der Hirten nahmen, deren Heerden sich auf den Berghöhen weidend zerstreuten. Da sah er einen Reisigen, welcher, obwohl seine Tracht nicht die eines Reisigen zu Fuß war, dennoch als solcher zum Dorfe hinaustrat, nun aber ein Zeichen gab, auf welches alsbald ein Zweiter zu Pferde, der noch ein anderes Roß am Zügel hielt, hinter dem Fuß des Felsens erschien. Sein zweites Pferd bestieg nun jener Erste,

indem er deutlich genug, daß Cäsar es hören konnte, diese Worte sprach:

Auch diesmal habe ich sie nicht gefunden, und nach so vielen verfehlten Versuchen muß ich eine Täuschung die Spur nennen, die mir sagen wollte, in jener Hütte wohne Flaminia, das Räthsel meines Lebens, sie, die mich erkoren zu ihrem Retter aus der Gewalt jenes feindseligen Räubers ihrer Tugend, ihrer Ruhe, ihrer Seligkeit, sie, der ich die gelobte Pflicht treulich erfüllt, die ich, kein Opfer scheuend, seinen Klauen entrissen, und kaum aus dem verrätherischen Unbestand des bodenlosen Meeres der Heimathsküste wiedergegeben habe, als sie mir entschwindet, wie in eine Wolke verwandelt meinen Armen entrückt. Und ich Armer, nie konnte ich erfahren, ob sie mich je geliebt hat, oder noch mich liebt, und ob noch der Ring, den sie selbst von diesem Finger gezogen, sie an mich kettet. Aber wie dem auch sein mag, nicht raste ich, bis ich sie jenem entrissen, der sie nur verderben kann; und wenn mir das Licht der Hoffnung, sie zu finden, hier erloschen ist, so spähe ich nach ihm in andern Gefilden.

Nachdem er so zu seinem Begleiter gesprochen, ritt er von dannen, Cäsar aber rief: ziehe nur fort, es ist das Beste, was du thun kannst in deiner zagenden zweifelnden Tugend. Um des Himmels willen, Francesco, was soll dir Flaminia? Beginne doch sonst irgend ein löbliches Werk, und du siehst eine Zeit kommen, wo du sprechen wirst, ich liebte einst Flaminia Ofieri. Sie hat dieser Brust manchen Seufzer, diesen Augen manche Thräne gekostet, aber die allheilende Zeit und die Gewalt der ewigen Siegerin Vernunft haben die Glut gedämpft, deren verzehrende Kraft auch mich einst ergriffen, und ich sehe schon jetzt im Bilde, im Spiegel der Erinnerung ruhigen Sinns die wieder, die einst mich bestürmte,

einst mich mir selbst zu entfernen drohte. — Du thust recht, du treuer Liebender, daß du diesen Pfad verlässest und andere einschlägst, sie wieder zu finden, wenn dir dein Herz nicht gewisser sagt, daß sie hier nur in diesen Gefilden wohnen könne, wo ich sie diese Nacht noch an mein Herz reißen werde, um sie heimzuführen in unsere Heimath, das unbeständige Meer, in welches nur wir die Beständigkeit pflanzen.

Mit Ungeduld wartete nun Cäsar der hereinbrechenden Nacht, dann stieg er hinunter in das schon entschlummerte Dorf, und weil er ein Rohr, dessen er sich zu bedienen pflegte, auf dem Schiffe oder an den Küsten den Seinigen mancherlei ihnen verständliche Zeichen zu geben, und welches auch Flaminia oftmals vernommen, nie von sich legte; so entlockte er diesem jetzt diejenigen Töne, von denen er hoffte, sie würden jene erwecken, und verbarg sich, nachdem es erklungen. Um Mitternacht erst schickte er sich an, abermals die Hütten zu umschleichen, und war schon bis zum Eingang des Dorfes gelangt, als ihm dort eine Gestalt entgegentrat, die er, weil sie ihm den Eingang schien verweigern zu wollen, für einen Wächter hielt. Mit einem einzigen Dolchstich war sie auf den Boden gestreckt, und nachdem ihr Röcheln verstummt war, wagte sich auch nicht der leiseste Ton mehr aus dem in den Schooß der Nacht tief versenkten Dorf und Walde hervor. Drum glaubte Cäsar nun seine Wanderung nach den Hütten ohne Gefahr antreten zu können, und bald auch gelangte er zu einer, deren Fenster der Wiederschein einer auf dem Herde erlöschenden Kohlenglut röthete.

Sie ist es, sprach er. Dieses glimmende Feuer hat erst mein Ruf angefacht, und nun trat er an das nur halbgeschlossene Fenster. Leise rief er „Flaminia“ hinein, und sogleich riß es das flammende

Mädchen auf, sich in seinen Arm zu stürzen. Der Morgen funkelte am Himmel, als er sie von dannen trug, und aller seiner Kräfte bedurfte er, das Obdach der laubüberwölbten Felskluft zu erreichen, bevor der anbrechende Tag die Hütte, welche er verlassen hatte, und den Pfad, welchen er gewandelt war, wieder enthüllte. Hier wollte er so lange verweilen, bis das wiederkehrende Dunkel des nächsten Abends neuen Schutz und neue Sicherheit geben würde. Aber Flaminia fand keine Ruhe hier. Bekannt geworden mit allen geheimen Pfaden, versprach sie dem, der sie hieher gebracht, sicher ihn hindurchzuleiten bis zu der Küste, damit diese noch am Abend erreicht, und die Abfahrt in der Nacht angetreten würde.

Schweigend, denn kein Ton der Stimme durfte sie verrathen, waren beide fortgewandert, ohne auch nur einem einzigen Wanderer oder Hirten zu begegnen, bis es Abend geworden, als Flaminia auf einem Pfade, der von der Höhe an das Gestade hinablief, das Schloß der Osicri von jener Flamme beleuchtet erblickte, auf deren letztes Erlöschen die beiden Wanderer so sehnlich warteten. Noch einmal schienen die bekannten Mauern ihren Gruß zu fordern, und schon hatte sie, ihn zu gewähren, den einen Fuß hinausgesetzt aus dem Gebüsch in den offenen Weg, den es einschloß, als sie erblassend zurücksank in die Arme ihres Begleiters, der seine Augen auf sie heftend nur mit halbem Blicke und gleichsam wie im Traume es gewahr geworden, daß eine von zwei Männern getragene Leiche der Anlaß gewesen war, welcher Flaminien erschreckt hatte. Von neuem mußte er sie in seine Arme nehmen, um sie schnell in das Dickigt des Waldes zurückzutragen, und hier erst schlug sie die Augen wieder auf, indem sie sagte: Francesco's Leiche! Er-
... blickte Cäsar hinein in seinen schönen Stern,
...zlich dem Mond, wenn ihn ein feuchtes Dun-

kel umziehet, und auch Verasco's Auge fing an sich zu trüben.

Nun war die Sonne erloschen, und Finsterniß verhüllte den Wandrern nicht nur die Gegend, sondern auch sie beide sich selbst, daß sie Mühe hatten, des Pfades, der sie in Sicherheit bringen sollte, gewiß zu bleiben. Endlich vernahmen sie das Brausen des Meeres, es zeigten sich die Wogen und der von Osieri's Felsschloß überdachte Strand, der Port, in welchem der alte Corsicaner sie erwarten sollte. Kaum wogte wieder die ewig bewegte Fläche in endloser Ruhe vor ihnen, so trat aus ihrem feuchten Schooße hell aber trauernd, schneeweiß aber erlöschend, ruhig aber weinend, glänzend aber ohne Glut, jene schimmernde Scheibe hervor, deren stummer sehnsuchtsvoller Ruf nach der ewig von ihr gesuchten, ewig ihr entgleitenden und auch auf der heutigen Bahn entschwundenen Sonne das Antlitz der ganzen Natur in stille Wehmuth kleidet. Auch Cäsar empfand sie zum erstenmal, und wollte die Flamme der erloschenen Tagesfackel in Flaminia's Augen wieder suchen. Da sah er sie verfinstert, und doch waren sie die beiden einzigen dunklen Sterne in der schimmernden Nacht, die ihm durch diese Verfinsterung brennender flammten als alle, die der Himmel sich angezündet hatte. Sei ruhig Mädchen, sagte er zu Flaminien, auch wenn ich dich verfinstert habe, denn dies Dunkel ist dein Licht, und jetzt erst wandelst du hin in Glanz und in Schönheit.

In demselben Augenblick ward die Stille durch ein leichtes Säuseln in den Blumenwipfeln der Wellen unterbrochen, denn das Boot des Corsicaners zog durch sie hin, und ein plauderhaftes Geschäume umkräuselte dasselbe wie ein Reigen nächtlich von Liebe singender Mädchen. Komm, Flaminia, sagte Cäsar, indem er sie hineinhob, bald gelangen wir wieder in unsere Kammer!

Noch nicht weit hatten die tauchenden Ruder das Boot der Küste entrückt, als sich ihm Segel entgegenbläheten, denen Cäsar bald nicht mehr auswich, weil er sie für die seiner Galeone erkannte, die ihm mit größerer als der gewöhnlichen Hast entgegensteuerte. Auch Cäsar ließ den Lauf seines Nachens beflügeln, und schnell erreichte dieser sein Ziel, das Fahrzeug Cäsars, an dessen Rand die beiden Männer standen, denen er vor Kurzem erst den Angriff auf sein Leben verziehen. Froh begrüßten beide das Schiff, und Flaminia hatte zuerst hastig wieder hinansteigen wollen in dasselbe. Doch Cäsar, als er jene beiden Gestalten erblickte, riß sie wie von banger Ahnung ergriffen zurück, und eilte voran. In demselben Augenblick stürzte Amru mit einer Schaar von Africanern über ihn her, während ein zweiter Haufe in das Boot drang, wo sich Flaminia noch befand, die Hülfe rufend die Hand nach Verasco ausstreckte. Da, indem er ausrief: „Ihr sollt sie nicht haben!“ entblößte er, statt ihr den Arm zu reichen, sein Schwert, und zerspaltete den schönen Leib derjenigen, die ihm über Alles ging, die er allein geliebt hatte, und stürzte, nachdem er diese bittre That vollbracht, Amru in die Fluthen. Dies war der letzte Ausbruch seines stürmischen Sinnes gewesen. Auch löschte der Anblick der beiden auf den Wogen dicht neben einander schwimmenden Leichen, wie ein einziger aus der Nacht des Donners hervorbrechender Blitz oft den verwegensten Uebermuth der Menschen niederschlägt, allen Trotz der raubsüchtigen Tuneser aus, daß es Verasco's gegen sie gezücktem Schwerte ein leichtes Werk ward, sein Schiff wieder zu erobern, nach jenem furchtbaren Gefecht, dessen bitteres Schlachtfeld sich ihm nun erst enthüllte, die noch immer neben einander schwimmenden Leichen. Ein Erstarren über diesen Anblick riß ihn mit den

verwegensten Gehülfen in das Boot, um den theuren Körper den feuchten und kalten Armen zu entreißen, die um ihn kämpften. Aber vergeblich rang der überall Siegreiche nach dieser Beute. Auch seine liebsten und treusten Freunde, die Wellen, zeigten ihm nur Feindschaft und Mißgestalt. Denn je rastloser er sich mühete, desto höhnischer schleuderten sie Flaminiens zerspaltenen Leib vor ihm her, ihn um nichts schonender behandelnd als den Amru's, und so seine starre Kraft verspottend, daß: muß ich dich so erblicken, Flaminia! Cäsar mit Wehmuth aufschrie, so oft sein Auge auf den kläglichen Anblick fiel, bis dieser Jammerlaut die Flut erweichte, und sie ihren allumhüllenden Schleier um die Todten warf, indem sie ihnen ein unsichtbares und ruheloses Grab aufschloß. Nur um so weniger verlassen konnte sie seitdem Verasco, denn nicht entschlief in ihm der Gedanke, es werde die im krystallenen Sarg Begrabene, die ächzend aber milde seinen Namen rief, sich ihm wieder zeigen. Nun hatte er ein Gut, köstlich über alles, ersehnt mit tieferer Begier, als sie sonst des Menschen Brust gebiert, und wußte nun, seitdem er es gefunden, ja wirklich besessen, daß er es nie erreichen würde. Doch dies war nicht das, was ihn schmerzte. Ich bin ja reich geworden! seufzte er tief, aber sie! sie! O hätte ich sie nie gesehen, o hätte sie mich nie geliebt, dann wandelte jetzt ein Engel unter den Kindern der Nacht. O wie selig wäre sie geworden, wäre sie mir nicht hold gewesen. Das waren die Worte, mit denen er den Tag begrüßte. Wenn aber die Nacht an dem Himmel heraufzog, dann sprach er, das ist ihr Licht. Im Glanz dieser Finsterniß wandelt sie, die Dunkelheit der Sterne ist die Flamme ihrer Schönheit. Ach hätte sie mich nicht gesehen, hätte sie mich nicht geliebt! Daß sie mir hold geworden, hat sie verfinstert!

Und so betrachtete er die Sterne und die Wogen nicht mehr als die Lenker und die Erhalter seines Schiffes, sondern als die Thränen, die Flaminia blinken und auf ihn niederfallen ließ, aus Schmerz, daß sie ihn gesehen, daß sie ihn geliebt hatte. So gab er nur diesen Worten aus ihrem Munde Gehör, nicht aber den Sternen, wenn sie ihm Sturm oder Klippen ansagten, und weil er ihre Zeichen verschmähete, sobald sie von diesen sprachen, ward bald auch das Schiff von einem Sturm ergriffen und gegen einen Felsen geschleudert, daß Verasco mit seiner ganzen Mannschaft die Wogen verschlangen, deren treuer Sohn er seit lange gewesen.

Das Spiegelbild,

ein Mährchen.

Von

Aline.

Zueignung.

So nimm die Blätter, nimm sie als Dein eigen,
Erkenne still, was Dir allein bewußt;
Was in mir lebt, kann Andern sich nicht zeigen,
— Errathen seh' ich mich von Dir mit Lust;
Laß Deine Freundschaft ewig um mich walten,
Du weißt — an Dich muß ich mich ewig halten!

Als Spiegelbild, im mährchenhaften Lichte,
Stellt mein Empfinden sich den Freunden hin;
Sie ahnen nicht im spielenden Gedichte
Der Fabel schmerzlich tief verborgnen Sinn;
Doch Linda will ihr Leben nicht verweinen, —
Sei ruhig — hohe Frau kann nicht erscheinen.

Nein, nicht vertrauern will sie dumpf ihr Leben,
Erstarren nicht in kalter Einsamkeit;
Darf Liebe nicht in ihrer Seele leben,
Bleibt doch dem Mitgefühle sie geweiht;
Denn warm und innig muß das Herz uns schlagen,
Des Lebens Täuschung heiter zu ertragen!

Das Spiegelbild,

ein Mährchen.

I.

Das Schicksal hatte Linda von dem Geliebten getrennt; fern ab von ihr, auf unbekannten Wegen, mußte er rastlos irren, aber scheidend wurde der Schwur ewiger Treue, ewiger Liebe ein Zauber, der Linda's zerrissenes Herz wieder zum Leben stärkte und die ermattete Seele mit süßer Zuversicht in ihrer öden Einsamkeit belebte. — Und einsam war Linda beinahe wieder glücklich; mit magischer Gewalt beherrschte sie die Fantasie und all' die Bilder entflohner Lust schwebten im höchsten Reiz um sie her, erfüllten die Dunkelheit der Nacht mit hellem Schimmer und lebten den Tag über mit ihr, als wäre Erinnerung — Gegenwart. Ihr unbewußt wechselte die Zeit mit Wochen und Monaten; aus dem heißen Sommer war der milde Herbst geworden, schon stand der Winter fertig zum Herrschen und ließ alles Lebende um sich her erstarren und das alte Jahr ging trauernd seinem Untergange entgegen, — da kam man plötzlich, um mit Glanz und Pracht das reiche Mädchen in die Residenz zu führen, um ihr scheues Gemüth

im Gewühle der Welt beherzter, ihren demüthigen Sinn stolzer zu machen, ihre einfache Denkungsweise in allen farbigen Strahlen des Modetons schimmern zu lassen.

Arme Linda! wo blieben nun deine Bilder, deine reichen Erinnerungen, womit das liebende Gemüth sich umgeben? — sie mußten verschwinden im Gedränge fremder Menschen, sie mußten versinken im Strom des alltäglichen Treibens, und in tiefer Einsamkeit — in der einzigen, die das Herz kennt, — befand sich Linda erst, seitdem sie in der Welt lebte. Vergeblich war ihr Sehnen und ihr Wünschen! Zu schwach, um mit ihrem Willen ihre Lage verändern zu können, war doch ihr Geist stark genug, um gegen das Unvermeidliche ihres äußern Lebens anzukämpfen. Sie wußte, es sei umsonst, das Unmögliche zu erstreben, aber ihr Empfinden änderte sich nicht, — es ward heftiger und immer heftiger, bis ihre Gesundheit dem innern Kampfe unterliegen mußte und Linda, krank, ihre Einsamkeit wieder erlangte. Ihr wäre besser geworden, wenn nicht die Heftigkeit des Fiebers den Geist irre geleitet und in Träume versenkt hätte, die immer wilder und grausiger ihn umdrängten. In einer Nacht einst, wo man selbst um ihr Leben besorgt war, schien es ihr, als träte mit einem Male eine hohe Frau unter all' das ängstigende, gespenstische Wesen, welches erstarrte vor ihrem Anblick, und im schnellsten Zauber sich in sanfte freundliche Töne und Blüthen verwandelte, die mit süßem Klang und Duft jeden Graus verscheuchten.

Mit dunkelm Erstaunen hörte die Kranke eine sanfte Stimme zu sich sprechen: „Linda, ich bin der „Schutzgeist der treuen Liebe und längst schon, dir unbewußt, der deinige gewesen. Deine Schmerzen sind

„mir wohl bekannt — aber zu ändern vermag ich „nichts im gewaltigen Gange des Schicksals; nur das „Leid zu mildern ist mir vergönnt, wo es zu heftig „auf die arme Menschenbrust fällt. Entführen kann „ich dich darum nicht der Gegenwart, der du ange„hörest, darum nicht stillen das verwirrende Geräusch, „das dich ängstet; — aber im sanften Uebergang kann „ich dir selige Minuten für Tage bieten und durch ein „glänzend Gebild deine Schmerzen beschwichtigen. So „oft du, von heftiger Sehnsucht nach dem Geliebten „erfüllt, in der rauschenden Welt innig seiner gedenkest, „so oft wird deinen Blicken, nach einem Spiegel ge„wendet, — dir und nur dir allein sichtbar, — „die Gestalt des fernen Freundes urplötzlich erscheinen. „Auf Augenblicke giebt der Zauber dir, was deine „Fantasie nie erreichen kann; — aber hüte dich wohl, „niemals mehr bei diesem Anblick zu verlangen; — „die Ungenügsamkeit lauert, dich zu verderben, und „treue Liebe soll nicht ungenügsam sein. — Höre „mich! — höre mich!" —

Linda schloß schwindelnd die Augen vor so süßen, wunderlichen Worten; sie sank in tiefen Schlummer und ein sanfteres Empfinden hatte die Heftigkeit des Fiebers gebrochen, ihr Herz schlug in langsamern Schlägen, erfrischt gingen ihre Blicke nach der wunderbaren Macht dem hellen Sonnenstrahle des Lebens und Hoffens wieder auf; sie wagte nicht, für Wahrheit zu halten, was ihr kranker fantastischer Traum verheißen, und dennoch war eine nie gefühlte Zuversicht in sie gekommen, die auf das wohlthätigste in ihr wirkte.

Man war hoch erfreut, sie genesen zu sehen, und die Verkehrtheit der Welt feierte ein glänzendes Fest um die Genesende, welche von vielen Festen krank gewor-

ben war. Linda stand nach langer Einsamkeit im Glanz der Erdenherrlichkeit, sie beinahe vergleichend mit dem dunkeln, ängstlichen Gewimmel ihrer kranken Fantasie, und sehnsüchtig an den Traum gedenkend, in welchem die hohe Frau mit Blumen, Melodien und süßen Verheißungen so schnell dem wilden Graus ein Ende gemacht hatte. Sehnsüchtiger folgte Gedanke auf Gedanke, sehnsüchtig wandte sie ihre Blicke nach einem hohen Spiegel, in dem der Lichterglanz und der bunte Reigen der Tanzenden sich vielfach wiederspiegelte, denkend: „ach theures Bild! wenn du mir jetzt wirklich erscheinen könntest!“ — und siehe, der helle Spiegel erlosch plötzlich zu einem matten Grund, auf welchem in leuchtenden Farben die geliebte Gestalt des fernen Freundes erschien, der zärtlich die feurigen Augen nach ihr richtete und scheinbar ihre Blicke begrüßte. — Aber Linda, zu schwach um das schnelle Glück zu tragen, das so unerwartet und zauberhaft über sie kam, sank mit einem leisen Ach! ohne Besinnung zusammen, und brachte dadurch die ganze Gesellschaft in Aufruhr und Bestürzung. Man trug sie auf ihr Zimmer, man fand in ihrer Krankheit und nachgebliebener Schwäche die Ursache dieses Zufalls und suchte sich durch verlängertes Schwärmen für die Störung zu entschädigen.

Linda ruhte indessen im stillen, seligen Gefühl, welches ihr der Anblick des Geliebten gegeben, und sah unbekümmert in die Zukunft hinaus, da ihr ein solcher Trost verliehen war. So wie sie sich wieder bewegen konnte, eilte sie vor ihren Spiegel, um ihr Glück zu erneuern; — vergebens! nur ihr eigenes, blasses Antlitz schaute daraus hervor und betrübt wankte sie auf ihr Ruhebette zurück. „Wäre es wieder nur ein Traum gewesen?“ — Aengstlich

vergingen ihr die Stunden, sie wünschte den Abend herbei, denn ahnend stand es mit einem Male vor ihrem Sinn, als ob ihr dieser Trost nur in Mitte ihrer Trostlosigkeit werden könne.

Kaum sah sich Linda von dem Gewühle der Welt wieder umgeben, und hörte das tosende Schwärmen und Plaudern wieder, als sie leise dachte: „Mein Freund, wirst du mir denn nun wieder erscheinen?“ und — langsam die Blicke nach einem Spiegel kehrend — sah sie dasselbe Bild, wie am vergangenen Tag, hellglänzend auf mattem Grund, die dunkeln Augen voll Verlangen nach ihr gerichtet. Erröthend und erbleichend, im süßen Schauer, seufzte sie tief auf und schlug die Blicke nieder, als habe sie wirklich denen des Geliebten begegnet; aber als sie sie von neuem erhob, um sich noch länger zu erfreuen an den theuern Zügen, da strahlte der helle Spiegel nur Alltagsgestalten wieder und kein erneuter Wunsch, kein Sehnen und Hoffen brachte das Bild ihrer Seele zurück. — „Auf Augenblicke also nur giebt dir der Zauber, „wohin deine Fantasie nicht zu reichen vermag?“ wiederholte Linda sehnsüchtig, indem sie sich ihren Traum zurückrief, „und Momente nur will sie „für Tage mir bieten, die hohe Frau? — ja sie „hat mich dem Leben erhalten, o, sie weiß, was ein „liebend Herz bedarf, und sie hat Recht, — solche „Momente sind ein Leben werth!“

II.

Schneller rollten jetzt die trüben Stunden an Linda vorüber und weniger abhold ward sie dem Geräusche der Welt, da sie nur in ihm das Liebste

fand. Aber unbeständig ist der Sinn des Menschen, unersättlich seine Wünsche, verderblich oft, was er als Höchstes zu erstreben versucht!! —

Bald fand Linda, daß solch ein Bild keine dauernde Freude geben könnte, und sank dadurch in einen Schmerz zurück, den das zweifelnde Herz immer peinlicher machte. „Ja," rief sie dann, „lächelnd und „hell steht der theure Freund vor mir; aber wo ist „die Zuversicht, mit der ich mir sagen darf, daß er „voll Kraft auf seiner Bahn weiter ziehe und nicht „untergegangen sei in den Gefahren, die ihm droh„ten?" — „O mein Schutzgeist," flehte sie einmal in leidenschaftlicher Ueberraschung, „laß mich nicht „ganz ohne Trost, — gieb mir ein Zeichen seines „Lebens, einen sichern Beweis, daß deine Vorsorge „ihn auch wirklich erhalten hat; habe Mitleid mit „dem tödtlichen Schmerz der Ungewißheit, der mich „verzehrt!!" — Ohne zu wissen, ob sie die Erfüllung ihres Wunsches erreichen werde, trat Linda alsbald erwartungsvoll in die Nähe des Spiegels, als ihre Zimmer wieder Gesellschaft faßten; noch einmal wagte ihr Herz den gefährlichen Wunsch zu wiederholen, ein leises Wehen, als ob ein seufzender Laut um ihr Ohr flüstere, flog an ihr vorüber. — „Ich bin erhört!" dachte sie entzückt, ihr Herz klopfte stärker, und doch wagte sie nicht hinzuschauen. Da rief plötzlich ein Kunstkenner die Versammlung auf, im Spiegel zu sehen, wie sich ein darin abbildendes Gemählde so wahr und um so viel lebendiger als im Rahmen zeige; alle Blicke wandten sich auf den Ruf neugierig dahin, und Linda folgte, voll Zagen und Hoffen und mit erneuten Wünschen, den Uebrigen. — Aber während diese die Landschaft im Spiegel mit dem Gemählde verglichen, hingen Lin-

da's Augen, unbeachtet von den Umgebenden, welche sie nach ihrer Weise mit sich selbst beschäftigt glaubten, an dem neuen Zauber, der vor ihr aufging.

Hohe Felsenmassen hatten sich gethürmt, graue Wetterwolken zogen darüber hin, und zwischen diesen beiden, auf rauhen Pfaden, eine kleine Reiterschaar, die, ihrem Anführer nachstürmend, keine andere Absicht verrieth, als mit ihm zu siegen oder zu sterben. Und dieser Anführer — o Linda! wohl erkanntest du die geliebte Gestalt und schaudernd überflog dich der Gedanke, daß du so verwegnes Wünschen lieber unerfüllt sähest. Mit bleichem Entsetzen hafteten ihre Blicke an dem beweglichen Zauberbild, unfähig sich davon abzuwenden — und wenn es ihr Vernichtung gebracht hätte; — plötzlich beginnt ein Gefecht mit einer begegnenden feindlichen Rotte; verzweifelnder Heldenmuth belebt das Schwert des Helden, das, seinen Freunden ein glänzendes Zeichen, immer heller und vielfacher umher blitzt. — Linda starrte wie durch einen dichten Schleier darauf hin, ihre Sinne schienen sie wieder zu verlassen, wankend faßte sie nach einer Säule, aber der matte Blick erhielt Leben, denn sie erkannte deutlich, wie die Feinde zerstoben, wie die Wetterwolken verflogen, wie die Felsen zu sanften grünen Hügeln sich umwandelten und der holde Freund mit seinem Gefolge an einer Quelle ruhte, hell und freundlichen Blicks mit denen sprechend, die so tapfer und treu für ihn gefochten.

Ein tiefer, ängstlicher Seufzer wand sich aus Linda's gepreßtem Herzen und sie stand in dumpfes Sinnen verloren. Da weckte sie eine Stimme, die überlaut rief: „am lebendigsten spiegelt sich doch der „Wandrer mit dem Hirten am Felsen — sehen Sie „nur, im Bilde ist es ohne Leben, und hier im

„Spiegel so regsam!“ — Linda wollte sich ermuthigen, und um nur etwas zu sagen, wiederholte sie: „ja wohl, ohne Leben, und hier so regsam!“ — und als sie diese Worte gesprochen, da überfiel sie ein neuer grausiger Schmerz, sie fühlte ihre Thränen hervorbrechen und schauerlich war es in ihrem Innern, als ob nur das Spiegelbild ihr Leben und Glück täuschend verhieße und ihr eigentliches Glück und Leben für sie verloren sei!

Und nun mußten die Zauberkräfte ihr täglich und immer wieder von neuem des entfernten Freundes Mühen und Siege abspiegeln, um sie von seinem Leben zu überzeugen; täglich sah sie Scenen aus seinem reichen Dasein, und Wahrheit, Magie und Zweifel zogen mit mächtig eigenthümlicher Gewalt über sie hin und raubten ihr jede stille, klare Ruhe und Besonnenheit.

Das freundlich-einfache Bild hatte ihr stets Frieden und Freude gebracht, — die beweglichen Bilder, der gefährliche Kampf, obgleich vom Siege gekrönt, und die fortstrebende, immer wache Sorge brachten ihr Gemüth in Aufruhr und entfremdeten sie allen andern sanften und heiligen Empfindungen. In stete Zweifel — in ewige Ungewißheit versenkt, — wie rettet da der arme Mensch sein besseres Ich?

III.

Von immer erneuten Wünschen fortgerissen und durch die Erfüllung derselben immer kühner und unersättlicher, kannte Linda bald keine Grenzen mehr. Schien die Angst um des Freundes Leben zerstreut,

so kamen ihr Gedanken der Eifersucht; das schöne reine Vertrauen schwand aus ihrer Brust, fremde Bilder lagerten sich hinein und das Mißtrauen mit seinem unzähligen Gefolge folterte sie mit namenlosen Schmerzen.

Nun wollte sie wieder nur sein Bild sehen und daran erkennen, ob er ihrer gedächte, mit hellem, zärtlichem Blick nach ihr gerichtet; abgewendet aber, wenn ihn anderes beschäftige. — Ihr Wunsch erfüllte sich jedesmal, und zu ihrem Glück sahen stets die freundlichen Augen zu ihr herüber. Aber Zauberkraft vermag nichts über die Wahrheit, der Mensch geht ungehindert seinem Geschick entgegen, weil das Herz nur sich selbst als höchste Macht anerkennt, und Linda ging gerade durch das Mittel, das sie schützen sollte, zu Grunde, weil es ihr endlich das schwankende Männerherz, — das leichthin vergeßliche — das gänzlich ungetreue, vor die Augen führte. Mit stets wachsendem Grauen sah sie, wie das theure Bild immer mehr und mehr sich von ihr wandte — bald kaum noch mit halbem Blick nach ihr hingekehrt, und trüber und immer trüber werdend; — Linda schwankte umher, einem Schatten vergleichbar und ohne Leid über das Gefühl ihrer zunehmenden, tödtlichen Schwäche.

An einem Abend, wo sie, von warmen Sonnenstrahlen gelockt, sich wieder unter Menschen im Gartensaale befand, fielen ihre Blicke auf den Spiegel, der ihr zuerst die verderbliche Wonne bereitet hatte, den Geliebten durch Zauber zu erblicken. Schmerzlich sehnend und mit krampfhafter Heftigkeit forderte sie — als sei es zum letzten Male — von ihrem Schutzgeist das geliebte Bild; zitternd hörte sie jenen frühern seufzenden Laut noch einmal um ihr Ohr wehen,

zitternd sah sie den Spiegel zu blasser Fläche sich umwandeln, und matte Farben, schwache Umrisse darauf erscheinen und verschwinden, die sich umsonst bemühten, das gewohnte theure Bild zu mahlen, welches — von einer höhern Macht beherrscht — nur durch die Liebe des Entfernten bei der Liebenden weilen konnte. —

Zerstört durch klare Erkenntniß der Untreue war nun der Zauber — Linda sah mit immer größerem Entsetzen auf die leere, öde Fläche, auf den trüben, matten Grund — und mit dem letzten Verschwinden der nach Licht ringenden Farben — schwand auch des Lebens letzter Wunsch aus ihrer Seele! — —

Ihr Herz war gebrochen; das Verlöschen des liebenden Daseins konnte kein Zaubermittel mehr verhindern, seitdem mit der Kraft auch der Wunsch zum Leben ihr genommen war. Sie blieb still und ruhig, — nur füllte sie jeder Spiegel mit entsetzlichem Schauder und man entfernte sorgfältig, diese Eigenheit ihrer Krankheit beachtend, was sie so schmerzlich süß an verlornes Glück und Liebe mahnte! —

Da erschien ihr noch einmal zwischen Schlaf und Wachen die sanfte Gestalt des Schutzgeistes und beugte sich traurig über ihr Lager:

„Linda, Linda!“ flüsterte sie weinend, „o du „mein liebstes Kind! wie verderblich ward die Wohl„that, die ich für dich auserseḣen!“ —

„Konnt' ich anders?“ erwiederte leise die hinsterbende Linda, — „das arme Herz kennt ja nur ein „Ziel, ein Streben, ein Wünschen. — Wehe mir, „daß Erfüllung sich zu mir gewendet. — Aber kann „denn auch der Schutzgeist der Liebe an den Rand „der Verzweiflung bringen?“

„Nicht der Schutzgeist," entgegnete die hohe Frau, „deine eigne Ungenügsamkeit, das Herz des Mannes, „den du liebtest, seine Untreue, seine Schwäche! Warum hörtest du nicht auf meinen Rath, auf die Warnungen, die ich dir gegeben! Ach! — daß ich dieß an „dir erfahren mußte!" —

Halb gefesselt vom Schlummer und von ihrer Schwäche, halb erhoben von dem mächtigen Gefühl, das noch in ihrer Seele lebte, antwortete Linda: „Gewähre meine letzte Bitte und laß mich sterben, — „es ist der einzige Wunsch meines Herzens. Aber „Du, hohe Frau, Göttin, Schutzgeist — wie soll ich „dich nennen? — Du hast wohl nimmer das menschliche Empfinden gekannt. Unaufhaltsam ist das Begehren des Herzens, ein erhörter Wunsch zieht „stets heftigere Wünsche nach, und so macht die Ungenügsamkeit unsrer Brust uns zu sündhaften, irrdischen Wesen, während das Gefühl der Liebe uns den „Ueberirrdischen gleichstellt. Laß mich immerhin als „Opfer deiner grausamen Wohlthat fallen, aber laß „mich das letzte Opfer sein und lerne deine irrdischen „Schützlinge aus meinem Beispiele besser kennen."

„Höre mich Linda!" rief jetzt die hohe Frau, — „höre mich noch einmal, kehre ins Leben zurück; — „dein Freund fleht aufs neue um deine Liebe; er „schwört, nur dich zu lieben, nur dein zu sein — „er verabscheut seine eigene Schwäche." — „Zu spät, „zu spät," unterbrach sie Linda, „o viel zu spät! — „hätte mir das Spiegelbild nicht seine Untreue gezeigt, so könnte ich glücklich in seinen Armen „sein! — —

So trostlos als ein unsterblicher Geist zu sein vermag, stand die hohe Gestalt, aber ihre Thränen

thauten vergeblich, wie erquickender Balsam, auf Linda nieder. „Es ist wohl der Tod," lispelte diese immer leiser, „ich fühle seine süße Nähe! habe Dank, „mein Schutzgeist — der liebste und letzte Wunsch ist „erfüllt!!" — Und ihre Augen schlossen sich auf ewig vor dem Licht der Sonne, und ihre Seele schied sanft und leicht aus dem müden Körper, schnell hinaufgetragen in die höhern Regionen von dem Strahl, der in ihr Inneres blitzend, das irrdische Dasein in ein verklärtes umgewandelt hatte!

L o r e l e y.

Eine Sage vom Rhein.

V o n

Otto Heinrich Graf von Loeben.

Loreley.

Da wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehn vorüber,
Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir,
Glaub's nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr

So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Flut bleibt falsch und kühl!

Dicht am Ufer des Rheins, bei der Höle, wo vor uralter Zeit Goar, der heilige Einsiedler, gelebt und die Fischer der Gegend bekehrt, hatte sich ein bejahrter Jägersmann auf einen Stein gesetzt, und sang dies Lied gegen die vorüberfließenden Wellen hin. Diese trugen einen Jüngling auf schmalem Nachen daher, das Fahrzeug war an die Bank, einen ängstigen Strudel im Rheine, gelangt, wo Steuermannskunst vonnöthen ist, der schöngekleidete Jüngling aber sah unverwandt auf den hohen Schieferfels hin, von wo die zauberhafte wunderschöne Jungfrau herabblickte und auf ihn zu lächeln schien. Da sang der alte Jäger mit noch lauterer Stimme, denn es bedünkt' ihn, als habe der Jüngling im Nachen zu seiner Liebsten sich hinrudern wollen und sei nun bethört von Loreley's Anblick; — Laute, Ruder, Armbrust, alles war ihm entglitten, das Hütlein mit der Schwanenfeder hielt sich nur noch am Band im Nacken, er überließ sich den tobenden, kochenden Fluten, als wär's ihm gerade recht, daß sie immer höher emporschwollen, als würden sie ihn endlich im kühnen Springstrahl auf des Felsens Gipfel schleudern. Hätt' auch der Jägersmann noch lauter gesungen, hätt' auch der Wirbel die Worte nicht überbraust, der Jüngling würde doch schwerlich einen Laut vernommen haben, denn er hörte nicht, er sah nur, dort oben saß die wunderholde Maid, nahm schimmernde Felsstücklein in ihre Hand, als seien's Blu=

men, so sie abgepflückt, streute sie wie lockende Blicke heiter in den Rhein, und bog sich nach, wie sie niedertanzten und im schnell aufleuchtenden Schaum versanken. Da war's dem Jüngling mit der Laute, als neige sie sich also nach ihm, und lächle ihm; sehnend that er beide Arme auf, und blickte immer wie nach einem Sterne; da schütterte aber der Nachen unter ihm am scharfen Gesteine hin, und der Strudel riß ihn an sein wildpochendes Herz und schlug die riesigen Arme um ihn Da war es geschehen um den Knaben, er kam nicht wieder herauf; die Loreley aber sah wie nach einem mährchenhaften Spiel darauf hinunter, und riß neue Flimmersternlein vom Fels, und lächelte wie ein Kind unter dem langen schönen Haar hervor.

Der Jäger zog sein Horn an sich und stieß wild hinein, daß seine Rüden heulten um ihn her, und die Fischer auffahn, in einiger Ferne mit Salmenfang beschäftigt; aber der Jüngling war aus dem Strudel nicht hervorzubringen. Da sagte der Waidmann, in den Fischerkahn getreten: Habt ihr gesehn, wie die Zauberin da oben sich gefreut an des Jünglings Tod, wie sie hinabhorchte gegen die Wellen, die ihn verschluckten und über ihm zischten, als höhnten sie in ihrem Namen seine Liebesthorheit? Ein junger Fischer aber antwortete: Was kann die Jungfrau auf dem Ley *) dort oben dafür, daß der Unbesonnene die Augen auf sie gerichtet, die er von der Flut nicht hätte abwenden sollen? hat sie ihm doch den Strudel nicht entgegengesandt, hat er sich doch selbst sein Grab bereitet! Darauf erzählten sie dem Jäger, wie bisweilen um die Abendzeit die schöne Fey sich ihnen zeigte, dicht am Strand, gar hold-

*) Ley heißt am Rheine ein Schieferfels, z. B. der Eppeler Ley, u. a.

freundlich thät' und sie mit ihren Netzen da und dorthin winkte, dann thäten sie jedesmal einen Zug, daß sich's der Mühe verlohne. Wer ihr aber noch näher treten will, setzten die Fischer hinzu, denn wer möchte das nicht gern, ist sie doch über die Maaßen wohlgethan, — der erzürnt sie und macht, daß sie schnell entweicht wie ein Nebel. Ob sie sich dann in die Höhe hebt oder unten in die Tiefe zerfließt, kann niemand sagen, so weiß auch niemand, wer und was sie eigentlich ist.

Kopfschüttelnd ging der alte Jägersmann in's dunkelnde Abendlicht hinein, jenseits, auf Bacharach zu. Dicht dabei lag Stahleck, eine Burg, so der Rheinpfalzgraf bewohnte. Dorthin war schon manche Kunde von dem wundersamen Fräulein gekommen, das bisweilen, um die Zwielichtszeit und bei Mondenschein, auf jenem Fels sich zeige, doch hatte sie noch niemand von denen gesehn, so zu des Pfalzgrafen Hofhaltung gehörten, und es verwies ihnen auch dieser die Neugier und sagte, wen Gott vor dergleichen Höllenspuk bewahre, der möge im Herzen froh sein und nicht danach verlangen.

Des Pfalzgrafen Sohn aber war ein gar junger, wunderschöner Knabe, es schien, als habe der Frühling ihn ausgesendet, seine Ankunft zu verkünden, und als wandele sich auch schnell alles Leben in Frühling, wo er hin lächle und blicke; dieser hatte schon oft seine Augen nach der Ferne gewendet, woher die wunderlichen Reden von Loreley kamen. Hin durfte er nicht, denn sein Vater und seine Mutter hatten gewahrt, auch von seinen Jagd- und Spielgenossen wohl erfahren, was für ein Bild er von der Zauberin sich mache, und wie all sein Dichten und Trachten auf sie gerichtet sei. Was ihm nur von ihr zu Ohren kam, das konnt' er nicht vergessen, das stand ihm in reizend durchsichtiger Lieblichkeit immerdar vor

Augen; hoch oben sah er sie sitzen, bunte Schlangen, grüne Eidexen hingen und krochen an den flimmernden Steinritzen, die Aemsen zogen in blinkernden Haufen hinan, als trügen sie ihr Gold zu, sie aber spielte mit dem Gold, das ihr der Vollmond zuwarf; und war ringsumher Ufer und Strom in tiefe Dämmerung getaucht, da stand Loreley noch in rosengoldner Einsamkeit und sang ihr eintönig Lied, unter ihr ging auch der Rhein so einsam, einzelne scheue Vöglein ermunterten sich von Zeit zu Zeit noch einmal, und schwebend über der schlummernden Einöde, haftete noch hoch oben am Gipfel das träumende, verspätete Roth.

An dem Abend, da der Jägersmann nach Stahleck heimkehrte, saß Hugbert, also war des Pfalzgrafen Sohn geheißen, mit Wuna, seiner Schwester, auf einem Abhang des benachbarten frischbewachsenen Kühlbergs, dem Voigtsberg gegenüber, auf dem in warmer Sonnenpflege die köstliche Rebe gedeiht, und sah mit ihr Schifflein fahren, und manch lieben Ort, bald einem Freuden- bald einem Sehnsuchtsblick gleich, im Flusse sich abspiegeln. Dabei hatten sie einander allerhand Mährlein erzählt. Nun hielten sich die Geschwister schweigend bei der Hand. Wuna war Hugberts Vertraute; sie wußte was es hieß, wenn er seufzte und heiß hinathmete in den fernen Duft, unter dessen goldblauem Flore die Berge stromabwärts sich dehnten wie Busen, die manches süße und manches schmerzliche Geheimniß verschließen. Alles umher war verstummt, die Bäume wiegten sich wie zum Schlaf in einander, die duftenden Nelken und Violen am Gestein schlossen ihre Augen, nur die Adern der Bächlein pochten fort im Traum, hinter den entfärbten Büschen und Bäumen wuchsen hoch oben goldene Wälder empor, grünrothe Fünklein schienen aus ihnen aufs Gras zu fallen und dasselbe in Liebe zu entzünden, über der Gipfel einem hatte sich plötzlich der Mond erhoben,

als wär's des Mährchens Antlitz, und nun brannte alles in wieder hellem, zauberischem Licht. Das ist Lore, rief Hugbert in die Einsamkeit hinein, sie lächelt herüber, hörst's, wie sie ruft? Ein Vogel rief so seltsam durch die rothe Mondennacht. Wuna aber zog ihren Bruder empor und sprach bebend: es ist Zeit, Bruder mein, daß du mich heimbringst zu der Mutter, auch laß uns nicht wieder so spät und so allein sitzen am Abhang hier, er zieht dich hinunter, mir wird so angst um dich und mich!

Auf der Burg besprach man, was neuerdings von dem Zauberfräulein vernommen worden war, da an ihres Bruders Hand Wuna, etwas schüchtern vor dem billigen Scheltwort der Mutter, in die Halle trat, wo die Aeltern beisammen saßen, wie um die Abendzeit ihre Gewohnheit war. Der Jüngling horchte still auf jedes Wort; ist sie eine Hexe, die wilde Loreley, rief Ruthard, ein Ritter auf des Pfalzgrafen Burg, so muß sie in's Feuer, und wär sie schön wie dort der Abendstern! Da seufzte Hugbert, lehnte sich hinter des Vaters Stuhl wie schmeichelnd über diesen, und sagte: laßt mich sie einfangen, Vater! ich fürcht' mich nicht! Ist sie eine Unholde, so bring' ich sie euch, findet sich aber keine Schuld an ihr und thut sie mit ihrem Willen keinem was zu leid, so gebt sie mir zur Liebsten! Deß mußten alle lachen, die gegenwärtig waren, der Pfalzgraf aber antwortete: wie man hört, so ist Loreley eine feine Fischerin, spannt ein flimmernd Netz aus, das blendet was da geschwommen kommt, du aber, mein Sohn, bist ein jung unerfahren Fischlein, bleibe du davon! Neugier und Verbot reizt die Jugend oft, daß sie eines Dinges begehrt, so sie von sich stößt, wenn sie desselben theilhaftig geworden. Ist das gespenstische Weiblein auch keine Unholde, hub der Burgpfaff an, so mag's doch leichtlich eine Meerfey sein

und soll der Mensch keine Gemeinschaft suchen mit dergleichen Creatur. Gott hat sie ihm in ein anderes Naturhaus hinein verborgen, und es tritt die Feindschaft sichtlich hervor, so der Mensch sich begierlich nähern will dem, was ihm von Natur gefernet ist. Hat man doch der Geschichten genug, versetzte Ruthard, wie solches allbeiden zum Schaden und Verderben auszuschlagen pflegt, und bedünkt's mich, es sei nicht zu verpönen, wenn man solch ein Geschöpf, das da dem Menschen nachstellt mit lockender Sirenenliebe, dem Wilde gleich zu erlegen trachtet. Man kann ja wohl vorübergehn, sprach die Pfalzgräfin; denn das Wassergespenst, sagt man, ist ein vernunftlos Geschöpf, der Mensch aber braucht seinem blinden Triebe nicht zu folgen, wenn er will. Meine Armbrust, Ruthard, rief Hugbert, leih' ich euch mindestens nicht, wenn ihr mit diesen Reden auf die arme schöne Lore zielt! Es ist nun genug des Gesprächs, fiel der Pfalzgraf ein, und hieß den Beichtiger zum Abendsegen schreiten. Hugbert aber schlief und träumte unruhig die ganze Nacht, es däucht' ihm so gut als gewiß, daß man der Loreley nachstellen werde, ihm war, als säh' er schon den Pfeil in ihrer Brust, und als perle ihr Blut, gleich einer Korallenschnur, am düstern Fels hinab in den tiefen Rhein.

An einem der folgenden Tage hatten sich mehrere Fremde auf der Burg eingefunden; Hugbert und seine Jagdgefährten leiteten die Waidwerkslustigen durch die weinberankten Thalschluchten ins frische Buchengrün hinaus, insgeheim aber hatte der Pfalzgraf Rutharden die Obacht auf Hugbert aufgegeben, daß ihn nicht etwa die Neugier und der Uebermuth nach dem gefeiten Wilde des Felsens locken, und zum Ungehorsam verleiten möge. Dennoch geschah's, daß Hugbert unversehens von den Andern abgekommen

und verschollen war, man wußte nicht wie. Noch hört' er den Hörnerruf, der ihm galt, schon weither kam der Schall, Hugberten klopfte das Herz, als wär' die sehnende Ungeduld freigegeben, dem jungen Aar gleich, wenn der Flügelschlag des alten um ihn her verklungen. Ohne recht eigentlich zu bedenken, was er thun wolle, eilt' er immer fort was er konnte, bald war es ihm, als sei er wirklich gesonnen die Meerfey zu fangen und somit des Vaters Willen zu thun, bald vermeint' er, es treib' ihn hin zu ihrem Schutz, und er habe sie schon längst gesehen und geliebt. — Aus einer Bergschlucht trat er herab, es war an der Beuge des Stroms, wo er stillgeschloßner Felseinsamkeit sich zuwendet; die Thürmlein von Oberwesel, die Warten von Schönberg oben darüber blickten hinter ihm, der letzte Schein des Tages in verglimmender Flamme zuckte noch an ihren Spitzen, über dem Gebirge dämmerte der erste Mondrosenschein auf, wie damals, als Hugbert mit Wuna vom Kühlberg niederblickte.

Von jenseits aber kam ein wundersamer Ton, und wiederholte sich selbst unaufhörlich, und wer ihn hörte, der gewahrte nicht, daß es immer der eine war, sondern es schien in den süßesten Melodeien ihn zu umspielen, wie der Minne ferner, kosender Ruf. Hugbert sah sich um und gewahrte nichts, er dachte bei sich, wie heißt der Vogel, süßer denn die Nachtigall? Es waren etliche junge Leute von Oberwesel nahebei, die plätscherten zu ihrer Lust am Rande hin in einem Kahne, Hugbert hörte sie zu einander sagen: das ist die Loreley! Alsbald rief er ihnen zu, ich bin des Pfalzgrafen Sohn, möchte noch eine Strecke weit hingefahren sein bei Mondenschein, setzt mich über! Da sprang er in den Kahn mit Bogen und Pfeil, seine Locken um Stirn und Nacken flatterten gegen Wind und Welle.

Fahrt mich hin zum Felsen, wo Loreley singt, rief er, stoßt ab! zeigt mir die schöne Lore!

Die Jünglinge fuhren immerzu, sie wiesen ihm bald den Fels woher die Stimme kam, da stand das Jungfräulein silberweiß im Mondenlicht und flocht sich ein Krönlein von Wasserblumen und Schilf, aus dem Rheine gepflückt, durch die goldnen Haare, und sang dabei immer und immerzu: Loreley, Loreley.

Fahrt mich hin, fahrt mich hin! rief Hugbert; die Rudrer aber blieben noch immer jenseits und sprachen, es wär' euer Tod; und Hugbert erwiederte, ha, so sei's mein Tod, oder ich sahe dich lebendig, du mein wunderhold Lieb, und lasse dich nicht wieder los oder du mich! Was zögert ihr? rief er den Jünglingen wieder zu, und bethörte sie und sprach, wißt ihr nicht, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich das Weiblein dort fangen soll? darum bin ich gekommen mit meinem Geschoß. Da zischte und braust's um die Ruder, tiefer und tiefer wühlten sie sich durch den Strom, und schon streckte der alte starre Fels von drüben seinen mächtigen Schatten über den Kahn, da hielten die Rudrer nochmals und warnten den verwegenen Pfalzgrafensohn.

Die schöne Lore hatte ihre Augen hell aufgethan, ihr langes prächtiges Haar schlug Wellen an ihr nieder, als wollt' es sich mit ihr in die Flut stürzen, den Jüngling zu umfangen, sie blieb unten am Rande stehn, ihr Lied war verstummt, sie blickte wie aus einem feinen feuchten Nebel. Die jungen Leute trieben Hugberten, den Pfeil auf die Senne zu legen, weil das Zauberwild schußrecht stehe, er aber riß seine Waffen von sich und schleuderte sie hinterrücks in den Rhein, dann rief er: fürcht' dich nicht, schönes Lieb, dir geschieht kein Leid, aber mein mußt du sein, und ich dein auf immer! Da kam die, so ihn daher gefah-

ten hatten, ein Schauer an, und sie furchten sich, auch bethört zu werden gleich dem Pfalzgrafensohn, und alle hier den Tod zu finden. Da lenkten sie, was sie konnten, vom Felsen wieder ab und stießen ihre Ruder durch die Flut. Aber Hugbert that einen Sprung, bis an des Felsen Rand zu kommen, und versah's; alsbald war er auch untergesunken, und hinter ihm drein, mit einem süßen kläglichen Schrei, tauchte die Sirene in die Flut, als blitze ein Strahl aus Silberstaub vom Felsen in den Strom. Die Jünglinge aber flohen und dachten, wie sie ihr eigen Leben retten möchten. Was sollen wir sprechen, riefen sie einander zu, daß des Pfalzgrafen Sohn hier den Tod gefunden hat? Und kündigen wir's nicht an, und scheuen des Vaters grausamen Zorn, so fällt noch mehr böser Verdacht auf uns, denn verschwiegen bleibt es doch nicht; so wollen wir sagen, er hab' uns gedungen und gezwungen, hieher ihn zu fahren, und vorgegeben, wie der Herr Pfalzgraf zu Tödtung des wilden Weibleins ihn ausgesendet, und wie es ihn verblendet, da er Pfeil und Bogen brauchen wollen; wie solches alles die Wahrheit ist.

Als Hugbert die Augen wieder aufschloß, dünkt' es ihm, als erwache er mitten im Winter, und bläuliche und grüne Eisschollen ständen riesig groß um ihn her, ein Frühlingslüftchen aber wehe durch Spalten zu ihm herein und löse seine Erstarrung, küsse ihm sanft das kalte Antlitz. Die Eisschollen aber waren Quarz und durchsichtiger Krystall, das Lüftchen war Loreley's Athem, der einem seufzenden Wellchen gleich ihn umspielte. Wälder von hohem Schilf und anderem Gewächs der Flut rauschten um die Kluft, und durch den Krystall zog ein immerwährend Klingen und Singen, als hätten die Wellen sich lieb, dürsteten nach einander und tränken sich unaufhörlich in süßen Küssen, und hätten doch nie genug des stillen

krystallenen Bluts, weßhalb sie immer wieder verlangend seufzten und stöhnten von Zeit zu Zeit.

In dieser tiefen Welt fand sich nun Hugbert mit der schönen Meerfey ganz allein, aber es wollt' ihm nicht heimlich werden im Schooße der graulichen Wunder, fast ungeduldiger, denn er sich zuvor ihr entgegengestürzt, sehnt' er sich nun an den Tag zurück, als könnt' er nur dort des süßen Fräuleins sich freun, und Lieb' um Liebe tauschen. Er sagt' es ihr auch, wie das wellengleiche Haar und der silberweiße Arm sich um ihn herwand: nur wo die Sonne scheint, kann ich deiner froh werden! Da nahm sie ihn bei der Hand und führt' ihn in dem engen Felsgange fort; es ward immer düsterer umher, zitternde Blumen schienen sich von unermeßlicher Höh' in einsame Tiefe zu tauchen. Berg und Thal schläft noch, sagte Loreley, so lang' thut der Himmel seine Augen nicht zu, siehst du wie sie auf uns herlugen? Und indem strömt' es so wild und tief um Hugbert: gleite nicht, sprach Loreley, und setz' dich hier ganz dicht neben mich, bis die Sonne aufgeht!

Eine weiße Klippe schimmerte, jedoch ganz blaß, vor Hugbert, sie schien aber unaufhörlich in dem umher arbeitenden Fluten, das ihm die Füße zu netzen drohte, mit fortgerissen zu werden. Aus der stillen Nacht blickten vor und hinter ihm dunkle Gestalten, wie Berge und Thürme. „Wo sind wir?" fragte Hugbert, und fühlte sich von Loreley nicht sonder einiges Grauen umschlungen, war ihm doch manchmal, als sitze ein Gespenst an seiner Seite, und werd' ihn ehestens wieder hinabstoßen in den finstern Grund. „Wir sind mitten auf dem Rheine," sprach die Jungfrau. „Dort sind die alten Riesenkinder, die Berge, auf des einen Fußzeh' sitzen wir, die ist nun schlorweißer Stein, so lang' her ists, daß er sie da aus dem Kühlbade herausstreckt, möcht' angeln mit ihr

22

nach allen Schifflein, die lustig den Rhein hinauf und hinunter fahren! Hier sinken sie unter, bei dem Steine da, und dort wo ich hinabschau' auf den Strom, da nahebei kommen die Trümmer empor, *) aber nichts Lebendes, das ist verschluckt!"

Weit gegenüber hatte sich ein Lichtlein entzündet, es war eine Ampel vor einem Altare der Clemenskirch' am andern Ufer. Der matte, wie noch schlafmüde Glanz schlich langsam durch die Gegend und warf hie und da einen Strahl, da glaubte Hugbert bald den Mäusethurm ganz nahe, und vor und hinter sich, an den Höhen hängend, wohlbekannte Burgen zu erkennen. „Siehst du," sprach Loreley, als habe sie sein mißtrauend Bangen wohl gemerkt, „stromaufwärts führt' ich dich, die Wasser wollten dich hinabwärts reißen, da hätten dich die Meinen nie wieder losgegeben aus der krystallenen Königsburg, du aber sollst mein bleiben, um dich verließ ich das schöne Schloß, nach dir ging mein Sehnen!" „Loreley," rief Hugbert und sahe sie an, — ihr Antlitz mit den wogenden Locken im Nachtwind sah wieder so schön aus, vom Licht da drüben erreicht, — „sie sagen, du freutest dich immer oben auf deinem Fels, wenn dein wild Element einen Menschen hinunterreiße." Loreley seufzte und sprach: „kann wohl sein, lieb' Knabe, verstand ich's doch nicht besser, dacht' es müsse allen eine Lust sein, mit uns zu spielen und zu wühlen und sich zu kühlen in der klingenden, durchschaulichen Welt!" „Sie sagen auch," erwiederte Hugbert, „du hättest die Menschenkinder mit deinem süßen Sange hinabgelockt." „Ich machte mir gar nichts aus den Menschenkindern," antwortete Loreley trotzig.

---

*) Es ist eine Sage am Rhein, daß die Fahrzeuge, die im Bingerloch versinken, bei der Bank in der Gegend von St. Goar wieder zum Vorschein kommen.

„zu meiner Freude sang ich, zu meiner Freude schaut' ich, rief keinem und sah nach keinem, kümmerte mich auch wenig, wenn einer dacht' es gält' ihm, ja das hat mir wohl manchmal Spaß gemacht, daß ich sie neckte, ohne daß ichs wollte. Nun ach! ist alles anders, das Spiel wird mich nun nicht mehr freun, dich hab' ich mir auserseh'n, dich will ich hinabziehn in die Tiefe, dir folgen durch die ganze Welt, denn ich bin dein und du mein! Wie du mir nahtest mit Bogen und Pfeil, war mir plötzlich, als möcht' ich ein Reh sein und deinen Pfeil im Herzen haben, und vor dir hinfliehen damit, bis ich dich auf die höchste Felszacke gelockt, da müßtest du hinabstürzen mit mir!"

Nah' und fern entzündete sich der erste Morgenglanz auf dem weißen Gesteine, die Zinnen blitzten auf wie grüßende Wächterblicke, während unter ihnen Lieb bei Lieb noch weilte. Hugbert hielt das schöne Jungfräulein umarmt, sie hatte das Haupt an sein Herz gelehnt; da krähten die Hähne am Ufer. Sie schrak auf und sagte: „ich muß nun fort; wo du mich gefunden, findest du mich wieder um Abendzeit, versäum' es nicht!" — Da warf sie ein Steinchen hinab in die Flut, die trübte sich alsbald und quoll auf und rauschte, ein kleines Fahrzeug tauchte arbeitend empor: „spring hinein," rief Loreley, „das eine Bret ist zerschellt im Untersinken, das reiße los und rudre damit ans Ufer, scheue dich nicht! fahr' wohl, Hugbert! „Mit dem letzten Wort war sie schon untergetaucht, Hugbert auf dem Kahne, er sah sie nicht mehr, unter ihm aber sangs noch leise: „Loreley! Loreley!" und war's nicht anders, als erstickten endlich Thränen den rufenden, sehnenden Laut.

Hugberten trug der schwanke Kahn mit solcher Sicherheit, als wär' ihm ein sorglos spielendes Kind

anvertraut, über die gefährliche Stelle hinweg, an's Ufer rechts, wo die Veste Ehrenfels, über lustigem Weingeländ, in den Morgen hineinfunkelte. In dessen Strahlen ermunterte sich auch Hugbert allmählich von den traumartigen Begriffen der Nacht, er wickelte sie erstaunt vor sich auseinander und wußte selbst nicht recht, wie ihm zu Muthe war; Zweifel und süße Heimlichkeit, Verlangen und Grauen kämpften gerade so in ihm, wie unlängst vor seinen Augen Nacht und Tag. Bald vergegenwärtigt' er sich Loreley's Antlitz, wie es ihn angelächelt im Ampelglanz der Kirche von drüben, und war's ihm, als hätt' er sie in jener vollen Glanz bringen sollen, dann würde aller Schauer gewichen sein; besann er sich drauf wieder, wie sie der Hahnenschrei verscheucht, da wollt' es ihn gemahnen, als ob ein Gespenst bei ihm gesessen im Grauen des Abends und der Nacht, und es wunderte ihn, daß es ihm nicht sein Leben gekostet.

Er ging zur nächsten Winzerhütte und erbat sich einen Morgentrunk, seine Kleider waren ihm feucht, er ließ sie in der Winzerhütte und zog des einen Buben Wamms an. Er wußte nicht, sollt' er gen Stahleck wiederkehren, und hoffen, weil ihm das Leben gar verwunderlich erhalten sei, werde des Vaters Unwillen ob dem übertretenen Verbote sich mildern und der schönen Loreley Theilnahme bei Mutter und Schwester erwerben, daß sie wohl auch beim Vater fürsprechen helfen sollten. Loderte dann auch zwischen dem heimlichen Grau'n das Verlangen in ihm auf, zur Jungfrau des Felsens hinzufliehn und ihr nur zu leben, so ward bald wieder jenes Grauen der Sehnsucht mächtig. So verträumt' er noch einen guten Theil des Morgens am Ufer, bis er mit sich übereingekommen war, das Beste sei, er gehe auf Stahleck los, denn leichtlich könne sonst

das Jungfräulein in Gefahr gerathen, bevor er's erreichen möge. Bang und bänger ward ihm, je näher er der Burg des Vaters kam. Er ging die Felsstufen hinan, die durchs nähere Seitenpförtlein führten, indem er aber den Hammer daran ergriff, sah er seine linke Hand des Ringleins baar, das er an derselben zu tragen pflegte, und er dachte nicht anders, als daß ihm das Meerfräulein heimlich den Ring vom Finger gezogen habe, auf daß er unwiderstehlich an dasselbe gebunden sei.

Schon war's um die Abendzeit; der Pfalzgraf, benachrichtigt vom Tode seines Sohns, hatte Ruthard den und eine ganze Schaar ausgesendet, die Loreley lebendig oder todt zu fahen, denn darum hatte Ruthard ihn gebeten. Loreley stand oben auf dem Fels, da die wilden Männer auf der schwarzen Flut dahergezogen kamen. Sie sah stromheraufwärts, wo Hugbert bliebe, sie rief hernieder: „Loreley! Loreley!" nach ihrer Weise. Da schrie Ruthard höhnend hinauf: „wir bringen dir einen Gruß von deinem Buhlen Hugbert, hat uns den Brautkuß für dich mitgegeben, der vermählt dich ihm, komm herunter, daß du dir ihn holst oder schaff' uns zu dir herauf ohne Gleiten! O du schöne wilde Loreley, hie ist wieder Beute, magst uns nicht fahen, wie du den Hugbert dir geholt?"

Loreley hob ihr weißes Händchen, streckte die Fingerlein aus und zeigt' ihnen, wo sie in den Felsenrissen hinaufklimmen und hie und da an ein Gestripp sich klammern könnten, denn sie meinte, sie sollte Hugberts Gruß empfahn. Mehrere warnten den verwegenen Ruthard, er lacht' aber ihrer Furcht, und zwei rohe Knechte mußten mit ihm den Felsen hinan. „Bindet sie!" schrie er ihnen zu, da sie hinaufgekommen waren. „Was wollt ihr?" rief Loreley. „Sollst sterben, in den Rhein tanzen, das

dir der Athem ausgeht, Zauberhexe!" sagte Ruthard; „sterben, wie du den schönen Hugbert ums Leben gebracht, Sirene!"

„Hugbert! rief Loreley kläglich über den Berg herüber, „komm herbei, Hugbert! Ich bin keine Hexe, bin Hugberts Lieb, Treulieb!" „Lügengespenst," rief Ruthard, „Hugbert liegt im Strome!" „Er ist auf Stahleck," sprach Loreley, und betheuert' es immer wieder. Sie rang ihre schneeweißen Hände und umschlang Ruthard's Knie und rief: „o laß mich nicht sterben, Hugbert, Hugbert, komm!"

Allen, die unten stehn geblieben waren, wurde das Herz gerührt von ihrer Schönheit und Wehklage, so daß einer dem finstern Ritter zurief: „geduldet euch noch, Ruthard, ich will das Roß nach Stahleck jagen, will sehn, ob die Meerfey wahr redet, ist des Pfalzgrafen Sohn auf der Burg, hat sie sein Leben gerettet, so ist sie frei!" Drob hohnlachte aber Ruthard und sprach, „willst du nicht auch einen Pfaffen mitbringen, daß er den Spuk bekehre? Lebte auch Hugbert, muß die Loreley doch des Todes sein, darum, daß sie ihn verführt hat." — Loreley aber blickte ermuthigt dem Manne nach, der schon dahinflog auf dem schäumenden Roß, und sagte: „willst du mich in den Rhein stürzen? das kann ich besser, vor deinen Augen spring' ich hinein!" Ruthard aber ließ sie binden und einen schweren Stein herbeibringen, sein Schwert hielt er gezückt auf ihren weißen Hals.

Ein rasches Fahrzeug theilte die Flut, am Felsrande kam der Reiter frohlockend zurück, aus dem Schifflein aber weht' ein weißes Tuch. „Loreley," rief's daraus empor, „gieb das Ringlein zurück, so du des Pfalzgrafen Sohn genommen, so soll dir dein Leben geschenkt sein, also läßt dir der Pfalzgraf sagen!" „Ich habe kein Ringlein von ihm," wehklagte Loreley, „er hatte keins an seiner Hand, das er mir hätte ge-

ben mögen! Hugbert, ach Hugbert, warum kommst du denn nicht? reißt mich in Ketten zu ihm! er löst sie mir!"

„Seht ihr wohl, das Ringlein giebt sie nicht!" trotzte Ruthard. Da weinte Loreley, wie das bittende Reh, wenn der harte unmenschliche Jäger vor ihm steht, — und rief immer nach Hugbert, und blieb dabei, daß sie keinen Ring von ihm habe Und es weinten viele von denen, so da unten standen, denn Ruthard hatte kein Erbarmen, gab mehr keine Frist, hing den schweren Stein an ihren zarten Hals und die Mordknechte traten auf sie zu, Loreley aber blickte sie an und sprach: mein Liebster hat mich verrathen, mich fängt nun niemand mehr. — Da sah sie noch einmal den Strom hinauf und bog sich, als ob sie die Burg Stahleck erblicken möchte, trat darauf an des Felsen Rand und stürzte hinab.

Wie in Steine verwandelt, sahen Ruthard und die zwei Mordgesellen ihr nach. Sie konnten den Weg nicht mehr herunter finden, und mußten eines elenden Todes sterben. — Hugbert war nicht mehr zu halten, da er die Kunde von Loreley erfuhr. Der Vater hatte ihn zuvor nicht fortgelassen.

Des folgenden Tages brachte ein Mann von Oberwesel ein Netz voll großer schöner Fische auf die Burg, und da man sie in der Küche zubereiten wollte, ward unter des einen Zunge das Ringlein gefunden, das der Pfalzgrafensohn vermißte, und sonder Zweifel die Flut im Untersinken ihm abgestreift.

Wohl fuhr Hugbert den Rhein hinauf, hinunter, Loreley's liebliche Gestalt und holdes Antlitz sah er nie wieder, kein Mensch hat es je wieder erblickt. Aber ihre Stimme hörte man oft; sie sang nicht mehr, sie rief nicht mehr, aber Antwort gab sie, und es war als bewein' und beseufze sie viele male, und immer sanfter, jedes Wort, das man ihr zurief,

als wollte sie sagen, was werft ihr mir eure Worte zu und heißt mich spielen wie sonst, es ist doch Hugberts Stimme nicht, ich hab' ihn verloren! verloren!

Hugbert rief ihr auch und sie antwortete, sie gab ihm seinen Laut zurück, er aber konnte den Ton nicht ertragen, er drückte sich an seiner Schwester Wuna Brust, die wehmüthig neben ihm stand, warf aus der abgewendeten Hand das Ringlein in die Flut, und horchte zwischen dem Ruderschlag hindurch nach dem Felsen hin und schiffte vorüber vor Wehmuth und Pein, denn sein Schwesterlein hatt' ihn gehalten, da er sich hinabgesehnt in den tiefen Rhein.

Von dem Tag' an aber, daß er den Ring hinabgeworfen am Fels, der von dem Seefräulein den Namen trägt bis heute, zehrte Hugbert ab, als nag' ihm etwas am Herzen; und wie Waldhornklang am Lurley starb sein junges Leben im Liebessehnen dahin.

Wohin?

Ein Sonetten-Kranz.

1) Der West.
2) Die Wolken.
3) Der Fluß.
4) Die Zeit.

Von

Ernst v. Houwald.

1. Der West.

Wohin, o West? Warum den Duft verwehen,
 Der lieblich aus den Blumenkelchen bringt? —
 Wohin willst du, wenn meine Emma singt,
 Mit den geraubten Liebestönen gehen?

Doch er entflieht dem Auge ungesehen,
 Kaum daß die Aeolsharfe leis' erklingt,
 Und wie er eilend sich vorüberschwingt,
 Ist es um süßen Duft und Ton geschehen.

„Was flüchtig mir der Augenblick geboren,
 In meine Geisterbrust saug' ich es ein.
 Der Ton verklingt, doch geht er nicht verloren.

Tief in der Seele bleibt er ewig mein.
 Nur wenn du so den Augenblick beschworen,
 Wird er wie du auch unvergänglich sein!“

2. Die Wolken.

Wohin, ihr Wolken, mit verhängten Zügeln?
Wohin, auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dies Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln?

Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan?
O weilt, es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aetherflügeln!

„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
Er wird für Millionen ausgespendet,

Und schliesst Gerecht' und Ungerechte ein. —
Nur Segen ist der Zweck von unserm Sein,
Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet!"

3. Der Fluß.

Wohin, o Fluß, mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau doch die Erndte, sieh die Ufer blühn;
Hör doch, es ruft: „du sollst uns nicht verlassen!“

Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn. —
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen.

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt?
Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild

Nur einzig mag in jeder Welle stehen?
In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
Da ström' ich hin, dort will ich untergehen!“

2. Die Wolken.

Wohin, ihr Wolken, mit verhängten Zügeln?
Wohin, auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dies Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln?

Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan?
O weilt, es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aetherflügeln!

„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
Er wird für Millionen ausgespendet,

Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein. —
Nur Segen ist der Zweck von unserm Sein,
Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet!"

3. Der Fluß.

Wohin, o Fluß, mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau doch die Erndte, sieh die Ufer blühn;
Hör doch, es ruft: „du sollst uns nicht verlassen!"

Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn. —
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen.

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt?
Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild

Nur einzig mag in jeder Welle stehen?
In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
Da ström' ich hin, dort will ich untergehen!"

4. Die Zeit.

Wohin, du ernste Zeit, mit meinen Tagen?
Ach viel zu kurz war ich ein frohes Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geschwind;
Der Mann muß jetzt schon graue Haare tragen.

Wie auch voll Sehnsucht noch das Herz mag schlagen,
Ich seh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! –
Laß mir die Stunden, die noch übrig sind,
Sonst werd' ich vor dem Richter dich verklagen.

„Hast Fluß und West und Wolke du vernommen? –
Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor;
Für alle Segen hat; im kindlich frommen

Vertraun den großen Geisterbund beschwor,
Der fliegt mir noch in seiner Sehnsucht vor,
Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Der Brief.

Von

Elise Ehrhardt.

Der Brief.

Nachstehende Mittheilungen über das Leben und den Tod eines holden, früh verblühten weiblichen Wesens verdanke ich einer Freundin, welche mit der Vielbetrauerten an einem Orte wohnte, ihr herzlich zugethan, vorzüglich aber in ihren letzten Tagen in fast ausschließlichem Besitz ihres Vertrauens war. Nachdem die Verehrte mir schon früher die nähern Umstände von Herminens Schicksale anvertraut hatte, ertheilte sie mir noch nicht lange, seitdem schon Jahre über das versöhnende Grab dahin gerauscht waren, die Befugniß, durch öffentliche Mittheilung zartfühlende Herzen, welche vielleicht schon Antheil an einem so unerwarteten Tode nahmen, oder auch wohl durch widersprechende Andeutungen irre gemacht, das Mädchen verkannten, mit dem wahren Hergange der Sache bekannt zu machen.

Hermine S... lebte in B. bei der dortigen Capelle als Sängerin angestellt. Unter den Augen sorgsamer Eltern liebevoll erzogen, von ihrem Vater — einem trefflichen Künstler — für die Tonkunst gebildet, vereinte sie mit einem lieblichen, anspruchslosen Aeußern, welches ganz der Abdruck ihres Ge-

müthes war, ein ausgezeichnetes Talent für den Gesang, welches sie, bei feuriger Liebe zur Kunst, und bei ausdauernd regem Fleiße, in zarter Jugend schon, auf jene Stufe als Künstlerin stellte, die sie würdig und bescheiden, geliebt von dem Kreise, dem sie angehörte, bewundert, ja oft vergöttert von ihren Zuhörern, selten nur von Neid und Kabale angefeindet, einnahm.

Unbekümmert, ja zum Theil unbekannt mit den Bedürfnissen und Anforderungen des Luxus, und des sogenannten vornehmen Lebens, blieb sie rein von dem Einflusse einer verderblichen Eitelkeit, einer selbstischen Anmaßung, welche nicht selten als unangenehme Zugabe besonders das weibliche Kunsttalent entstellend begleitet. Ihrem kindlichen Gemüthe genügte die Zufriedenheit ihres Vaters, ihres Fürsten, und ihres eignen, gebildeten Kunstgefühls; diese zu erstreben, war ihr einziges Ziel, dem sie mit allem Fleiße, mit aller Kraft eines lebhaften, jugendlichen Sinnes nachstrebte. Von ihr konnte im wörtlichen Sinne Göthe's Sängerspruch gelten:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.“

So lebte sie in einer Residenzstadt, umringt von tausend Lockungen der Eitelkeit, vom Schimmer eines Hofes umgeben, welcher die Künstlerin ehrenvoll auszeichnete, so einfach, so unschuldig, als ob ländliche Verborgenheit sie in ihr schirmendes Dunkel einhülle. Viele Menschen haben nicht einen Begriff von der Friedlichkeit, der Sabbathstille eines Herzens, das sich der Kunst zum reinen Tempel geweihet hat. Wie reich und allgenügsam ist das innre, eigentliche Leben! Wie erbleicht an dieser Schwelle der Flitter-

staat äußerer Glücksgüter! Wie verstummt vor diesen Harmonien das Geschrei kleinlicher Leidenschaften! Nur die erhabnen Namen: Gott, Liebe, Vaterland, finden eine offene Pforte zu einem solchen Herzen, und was es einmal in sich aufnimmt, das hält es fest für die Ewigkeit, und sollte es auch darüber verbluten.

So war es auch mit Herminen. Der Funke des Göttlichen hatte schon längst in ihrer Brust gezündet; frühzeitig schon brannte in ihr die stille, weiße Opferflamme ächter Frömmigkeit. Einen Psalm, einen Hymnus von ihr singen zu hören — war „ein Blick in jene Welt.“ So konnte nur das innig Empfundene in Tönen ausströmen.

Der Begriff „Vaterland“ liegt in der weiblichen Seele theils zu enge, theils zu weit begrenzt. Die Heimath, die Scholle, auf welcher wir leben, wo eine geliebte Wiege oder ein geliebtes Grab uns festhält, oder im ausgedehnten Sinne, eine unbekannte, nur geahnte Unendlichkeit ist unser Vaterland. Und selbst in dieser Unendlichkeit, im Reiche der Phantasie, im jenseitswinkenden Eden, was suchen wir dort anders, als nur eine stille Laube oder Wiege, die das Geliebteste, Geheimste unsers Herzens uns bewahrte, oder ein blühendes Grab, aus dem geknickte Hoffnungen auferstehen möchten? — Was des Mannes Brust mit dem Worte Vaterland stählt und schwellt; was seine Stirn mit der Sieges- oder Bürgerkrone umlaubt, kann das Weib nie wahrhaft innig fassen und sich zu eigen machen; es ist von jener süßen Anhänglichkeit an die Heimath so verschieden, wie die sanfte Melodie der Flöte vom gewaltigen Posaunenschalle. Mit jenem weichen, milden Klange hatte auch der Name Vaterland oder Heimath Herminens Gemüth durchdrungen, und keine, auch noch so schmeichelhafte, Anerbietung aus der Fremde, ver-

mochte ihre treue Liebe zu den gewohnten Umgebungen zu überlisten. Die Liebe allein, in ihrer ausschließendsten Bedeutung, schien ihr fremd und fern zu sein und zu bleiben. Freundschaft, Wohlwollen, Sinn für Schönheit waren gleichsam in ihr Wesen bedungen. Niemals aber konnte es einem ihrer Verehrer gelingen, ihr eine leidenschaftliche Neigung einzuflößen.

Hermine war die Freundin der geachtetsten Familien. Ausgezeichnete Männer und Frauen suchten ihren Umgang, und gleich wie die Künstlerin, wurde auch das Mädchen von ihnen geachtet und geliebt. Zu diesem Kreise von Freunden gehörte auch Adalbert, ein Mann, der durch Persönlichkeit sowohl, als auch durch den Standpunkt, welchen er im bürgerlichen Leben einnahm, als einer der edelsten und ausgezeichnetsten galt. Was sich eine warme, reine Phantasie unter dem Bilde eines vortrefflichen und liebenswürdigen Mannes vorstellen mag, übertreffen wird es seine Erscheinung so leicht nicht. Achtungsvoll schaute die Matrone, liebend das Kind zu ihm auf. Sanft erröthete die Jungfrau bei seinem Anblick und beschämt schlug die Dirne den frechen Blick vor dem reinen Glanze des seinigen zu Boden.

Dieser Mann hatte, kurz nach seiner Ankunft in B., wohin ihn die Ereignisse der Zeit versetzten, Herminens Gesang gehört; bald darnach ihre nähere Bekanntschaft im Familienkreise gemacht, und nicht lange, so gehörte diese holde Blume zu den geliebtesten, welche er in den Kranz seines Lebens einzuflechten bemüht war. Die Wirkung, welche sein Erscheinen, seine Bekanntschaft auf Herminen hatte, war, in den doppelten Schleier der Jungfräulichkeit und der schüchternen Ehrerbietung verhüllt, jedem fremden Auge unbemerklich, ja ihr selbst nur wie ein leiser Klang himmlischer Ahnung vernehmlich. Groß aber und entscheidend war dieser

Eindruck; und obgleich ihr Mund niemals, selbst in den letzten Stunden des irdischen Daseins nicht, ihr Gefühl für Adalbert Liebe, sondern stets Verehrung genannt hat: so sollte doch eben der Mann, der ihrem Wesen gleichsam die letzte Weihe ertheilte, die unglückliche Ursache ihres frühen Dahinwelkens, ihres Hinscheidens zum himmlischen Vater werden.

Es giebt gegenseitige Beziehungen, deren zartes Gewebe jede Bezeichnung durch Worte nur verwirren oder zerreißen kann. — Von solcher Art war Adalberts und Herminens Verhältniß zu einander; und wie verderblich und schädlich selbst gutgemeinte Worte in manchen Fällen werden können, davon sei uns Folgendes ein warnendes Beispiel.

Hermine, das frohsinnige, liebliche, leichtbewegliche Mädchen, bewahrte tief in der Seele eine Fülle, eine Klarheit der Gedanken und Empfindungen, die ganz allein nur Adalbert ans Licht zu ziehen fähig war. Wie überraschte es ihn, wie zog es ihn an mit wahrhaft himmlischer Gewalt, als sich im sinnigen Gespräche dies heitre, freundliche Auge so ernst verklärte, als er inne wurde, daß dieses anmuthige Bild harmlosen Frohsinns die erhabensten Gedanken, welche je von Menschen gedacht wurden, richtig und innig aufzufassen, und verklärt durch das Blumenlicht der weiblichen Phantasie wiederzugeben vermochte!

Das Mädchen aber schaute zu ihm empor, wie zu dem verwirklichten Ideale einer edlern, höhern Menschheit. So groß, so würdig hatte sie sich wohl die Helden der Vorzeit gedacht; so mußten die Gestalten einherschreiten, denen die Völker, den Funken der Gottheit in ihnen ahnend, unbedingten Glauben beimaßen. Und dieser hohe, ernste Mann, so weit in jeder Ansicht, wie sie sich sagte, über ihr erhaben — er achtete nicht allein auf sie, die Unbedeutende,

4. Die Zeit.

Wohin, du ernste Zeit, mit meinen Tagen?
Ach viel zu kurz war ich ein frohes Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geschwind;
Der Mann muß jetzt schon graue Haare tragen.

Wie auch voll Sehnsucht noch das Herz mag schlagen,
Ich seh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! —
Laß mir die Stunden, die noch übrig sind,
Sonst werd' ich vor dem Richter dich verklagen.

„Hast Fluß und West und Wolke du vernommen? —
Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor;
Für alle Segen hat; im kindlich frommen

Vertraun den großen Geisterbund beschwor,
Der fliegt mir noch in seiner Sehnsucht vor,
Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Der Brief.

Von

Elise Ehrhardt.

Der Brief.

Nachstehende Mittheilungen über das Leben und den Tod eines holden, früh verblühten weiblichen Wesens verdanke ich einer Freundin, welche mit der Vielbetrauerten an einem Orte wohnte, ihr herzlich zugethan, vorzüglich aber in ihren letzten Tagen in fast ausschliesslichem Besitz ihres Vertrauens war. Nachdem die Verehrte mir schon früher die nähern Umstände von Herminens Schicksale anvertraut hatte, ertheilte sie mir noch nicht lange, seitdem schon Jahre über das versöhnende Grab dahin gerauscht waren, die Befugniß, durch öffentliche Mittheilung zartfühlende Herzen, welche vielleicht schon Antheil an einem so unerwarteten Tode nahmen, oder auch wohl durch widersprechende Andeutungen irre gemacht, das Mädchen verkannten, mit dem wahren Hergange der Sache bekannt zu machen.

Hermine S... lebte in B. bei der dortigen Capelle als Sängerin angestellt. Unter den Augen sorgsamer Eltern liebevoll erzogen, von ihrem Vater — einem trefflichen Künstler — für die Tonkunst gebildet, vereinte sie mit einem lieblichen, anspruchslosen Aeußern, welches ganz der Abdruck ihres Ge-

müthes war, ein ausgezeichnetes Talent für den Gesang, welches sie, bei feuriger Liebe zur Kunst, und bei ausdauernd regem Fleiße, in zarter Jugend schon, auf jene Stufe als Künstlerin stellte, die sie würdig und bescheiden, geliebt von dem Kreise, dem sie angehörte, bewundert, ja oft vergöttert von ihren Zuhörern, selten nur von Neid und Kabale angefeindet, einnahm.

Unbekümmert, ja zum Theil unbekannt mit den Bedürfnissen und Anforderungen des Luxus, und des sogenannten vornehmen Lebens, blieb sie rein von dem Einflusse einer verderblichen Eitelkeit, einer selbstischen Anmaßung, welche nicht selten als unangenehme Zugabe besonders das weibliche Kunsttalent entstellend begleitet. Ihrem kindlichen Gemüthe genügte die Zufriedenheit ihres Vaters, ihres Fürsten, und ihres eignen, gebildeten Kunstgefühls; diese zu erstreben, war ihr einziges Ziel, dem sie mit allem Fleiße, mit aller Kraft eines lebhaften, jugendlichen Sinnes nachstrebte. Von ihr konnte im wörtlichen Sinne Göthe's Sängerspruch gelten:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

So lebte sie in einer Residenzstadt, umringt von tausend Lockungen der Eitelkeit, vom Schimmer eines Hofes umgeben, welcher die Künstlerin ehrenvoll auszeichnete, so einfach, so unschuldig, als ob ländliche Verborgenheit sie in ihr schirmendes Dunkel einhülle. Viele Menschen haben nicht einen Begriff von der Friedlichkeit, der Sabbathstille eines Herzens, das sich der Kunst zum reinen Tempel geweihet hat. Wie reich und allgenügsam ist das innre, eigentliche Leben! Wie erbleicht an dieser Schwelle der Flitter-

staat äußerer Glücksgüter! Wie verstummt vor diesen Harmonien das Geschrei kleinlicher Leidenschaften! Nur die erhabnen Namen: Gott, Liebe, Vaterland, finden eine offene Pforte zu einem solchen Herzen, und was es einmal in sich aufnimmt, das hält es fest für die Ewigkeit, und sollte es auch darüber verbluten.

So war es auch mit Herminen. Der Funke des Göttlichen hatte schon längst in ihrer Brust gezündet; frühzeitig schon brannte in ihr die stille, weiße Opferflamme ächter Frömmigkeit. Einen Psalm, einen Hymnus von ihr singen zu hören — war „ein Blick in jene Welt.“ So konnte nur das innig Empfundene in Tönen ausströmen.

Der Begriff „Vaterland“ liegt in der weiblichen Seele theils zu enge, theils zu weit begrenzt. Die Heimath, die Scholle, auf welcher wir leben, wo eine geliebte Wiege oder ein geliebtes Grab uns festhält, oder im ausgedehnten Sinne, eine unbekannte, nur geahnte Unendlichkeit ist unser Vaterland. Und selbst in dieser Unendlichkeit, im Reiche der Phantasie, im jenseitswinkenden Eden, was suchen wir dort anders, als nur eine stille Laube oder Wiege, die das Geliebteste, Geheimste unsers Herzens uns bewahrte, oder ein blühendes Grab, aus dem geknickte Hoffnungen auferstehen möchten? — Was des Mannes Brust mit dem Worte Vaterland stählt und schwellt; was seine Stirn mit der Sieges- oder Bürgerkrone umlaubt, kann das Weib nie wahrhaft innig fassen und sich zu eigen machen; es ist von jener süßen Anhänglichkeit an die Heimath so verschieden, wie die sanfte Melodie der Flöte vom gewaltigen Posaunenschalle. Mit jenem weichen, milden Klange hatte auch der Name Vaterland oder Heimath Herminens Gemüth durchdrungen, und keine, auch noch so schmeichelhafte, Anerbietung aus der Fremde, ver-

mochte ihre treue Liebe zu den gewohnten Umgebungen zu überlisten. Die Liebe allein, in ihrer ausschließendsten Bedeutung, schien ihr fremd und fern zu sein und zu bleiben. Freundschaft, Wohlwollen, Sinn für Schönheit waren gleichsam in ihr Wesen bedungen. Niemals aber konnte es einem ihrer Verehrer gelingen, ihr eine leidenschaftliche Neigung einzuflößen.

Hermine war die Freundin der geachtetsten Familien. Ausgezeichnete Männer und Frauen suchten ihren Umgang, und gleich wie die Künstlerin, wurde auch das Mädchen von ihnen geachtet und geliebt. Zu diesem Kreise von Freunden gehörte auch Adalbert, ein Mann, der durch Persönlichkeit sowohl, als auch durch den Standpunkt, welchen er im bürgerlichen Leben einnahm, als einer der edelsten und ausgezeichnetsten galt. Was sich eine warme, reine Phantasie unter dem Bilde eines vortrefflichen und liebenswürdigen Mannes vorstellen mag, übertreffen wird es seine Erscheinung so leicht nicht. Achtungsvoll schaute die Matrone, liebend das Kind zu ihm auf. Sanft erröthete die Jungfrau bei seinem Anblick und beschämt schlug die Dirne den frechen Blick vor dem reinen Glanze des seinigen zu Boden.

Dieser Mann hatte, kurz nach seiner Ankunft in B., wohin ihn die Ereignisse der Zeit versetzten, Herminens Gesang gehört; bald darnach ihre nähere Bekanntschaft im Familienkreise gemacht, und nicht lange, so gehörte diese holde Blume zu den geliebtesten, welche er in den Kranz seines Lebens einzuflechten bemüht war. Die Wirkung, welche sein Erscheinen, seine Bekanntschaft auf Herminen hatte, war, in den doppelten Schleier der Jungfräulichkeit und der schüchternen Ehrerbietung verhüllt, jedem fremden Auge unbemerklich, ja ihr selbst nur wie ein leiser Klang himmlischer Ahnung vernehmlich. Groß aber und entscheidend war dieser

Eindruck; und obgleich ihr Mund niemals, selbst in den letzten Stunden des irdischen Daseins nicht, ihr Gefühl für Adalbert Liebe, sondern stets Verehrung genannt hat: so sollte doch eben der Mann, der ihrem Wesen gleichsam die letzte Weihe ertheilte, die unglückliche Ursache ihres frühen Dahinwelkens, ihres Hinscheidens zum himmlischen Vater werden.

Es giebt gegenseitige Beziehungen, deren zartes Gewebe jede Bezeichnung durch Worte nur verwirren oder zerreißen kann. — Von solcher Art war Adalberts und Herminens Verhältniß zu einander; und wie verderblich und schädlich selbst gutgemeinte Worte in manchen Fällen werden können, davon sei uns Folgendes ein warnendes Beispiel.

Hermine, das frohsinnige, liebliche, leichtbewegliche Mädchen, bewahrte tief in der Seele eine Fülle, eine Klarheit der Gedanken und Empfindungen, die ganz allein nur Adalbert ans Licht zu ziehen fähig war. Wie überraschte es ihn, wie zog es ihn an mit wahrhaft himmlischer Gewalt, als sich im sinnigen Gespräche dies heitre, freundliche Auge so ernst verklärte, als er inne wurde, daß dieses anmuthige Bild harmlosen Frohsinns die erhabensten Gedanken, welche je von Menschen gedacht wurden, richtig und innig aufzufassen, und verklärt durch das Blumenlicht der weiblichen Phantasie wiederzugeben vermochte!

Das Mädchen aber schaute zu ihm empor, wie zu dem verwirklichten Ideale einer edlern, höhern Menschheit. So groß, so würdig hatte sie sich wohl die Helden der Vorzeit gedacht; so mußten die Gestalten einherschreiten, denen die Völker, den Funken der Gottheit in ihnen ahnend, unbedingten Glauben beimaßen. Und dieser hohe, ernste Mann, so weit in jeder Ansicht, wie sie sich sagte, über ihr erhaben — er achtete nicht allein auf sie, die Unbedeutende,

sondern er neigte sich auch mit freundlicher Milde zu ihr hin: und nicht die Künstlerin, — er war nur Freund der Kunst — auch wohl nicht eigentlich das Mädchen in gewöhnlicher Bedeutung, den Menschen nur in seiner reinsten Gestaltung ging sein freundliches Bemühen an. O das fühlte Hermine; so ehrenvoll war ihr noch nie gehuldigt worden; so hoch hatte sie noch Niemand gestellt. Aber bei aller Demuth fühlte sie auch mit inniger Freude, sie war des Standpunktes nicht unwürdig, auf den sie Adalbert empor hob.

Alle diese Veränderungen aber gingen nur in ihrem Innern vor. Aeußerlich blieb alles wie zuvor. Wie sonst lebte sie in bescheidner Stille und Einfachheit im elterlichen Hause, wie sonst war sie anspruchlos, ja noch ein wenig mehr zurückgezogen in gesellschaftlichen Verhältnissen.

Wie hätte sie auch an eine äußerliche Veränderung denken sollen? Abgesehn davon, daß ihr Verhältniß zu Adalbert ganz und gar nicht von der Art war, um zu einer zärtlichen Verbindung führen zu können: so hätte auch bei einem minder zartfühlenden Mädchen ihres Standes schon der Aufblick zu der Stufe, welche Adalbert im Staate einnahm, für immer jede Hoffnung auf seine Hand verbannen müssen.

Hermine hat vielleicht niemals nöthig gehabt, sich an diese Hoffnungslosigkeit zu erinnern. Sie wünschte nichts; sie verlangte nach keiner Veränderung ihrer bisherigen Lebensweise, wenn nur das Glück ihr blieb, von Adalbert geachtet, in seiner Nähe zu leben. So in rein menschlicher Hinneigung, stand sie ihm nicht fern und war zufrieden. Ein begehrlicher Seitenblick auf äußerliche Glücksumstände würde ihr auf einmal störend die Kluft gezeigt haben, die sie von ihm trennte. Daß übrigens unter diesem

leisen Fortschreiten des verhüllten Schicksals eine stille, reine Flamme für den, der ihr als der Erste der Sterblichen erschien, in des Mädchens Busen entbrannte; daß sie ihr ganzes Thun und Streben opfernd auf diesem Altare niederlegte; daß der Ausdruck jedes schönen, erhöhten Gefühls, wozu ihre Kunst ihr täglich Gelegenheit darbot, nur ihn meinte, nur ihm angehörte — wird jedes richtig fühlende Gemüth schon aus obigen Andeutungen folgern. Es bleibt indeß die Frage, ob es mir gelungen ist, in Schriftzügen treulich wiederzugeben, was meine Freundin im engen Beisammensein, mit sanftem, liebevollem Munde, öfters, der Worte mangelnd, nur mit einem nassen, in Erinnrung versunkenen Auge mir mittheilte. Bloß der Unzulänglichkeit, der Rauhheit der Feder ist es beizumessen, wenn aus den hingeworfnen leisen Umrissen kein klares, Herz gewinnendes Bild einer zarten, reinen Liebe hervorgegangen sein sollte. Nur mit Zagen durfte ich die Züge weiter ausführen; denn Vieles wurde damals nur durch den milden, warmen Hauch des Wohlwollens hervorgebracht; an mir vorüber aber weht der schneidende Zugwind von Herminens Grabe, und jene milden Lüfte sind längst dahin.

Nicht immer liegt Schuld und Bosheit zum Grunde, wenn Menschen vom gewöhnlichen Schlage eine seltene, über ihrer Sphäre schwebende Erscheinung neugierig begaffen, und, unfähig, die wahre Beschaffenheit zu ahnen, sie für ein gemeines Blendwerk ihres Gepräges ausschreien. Vielmehr ist dieses Gleichstellen, dieses Herabziehen des Hohen und Reinen, eine ganz natürliche Folge der Beschränktheit, die nun einmal nichts Ungewöhnliches annehmen will und kann. Auf ähnliche Weise verfuhr die Welt gegen Herminen. Sie galt in kurzem für Adalberts Geliebte, und obwohl im edlern Sinne, als dieser

Namen oft gemißbraucht wird (denn die Ehre des Mädchens wagte Niemand anzutasten), so schob man doch manche unrichtige, gehässige Deutung und Folgerung unter. Bei beiden Geschlechtern erwachte die Eifersucht, und der giftige, grimmige Neid. Man wurde nun erst recht aufmerksam auf das interessante Paar, und bemühte sich, auf mannichfache, oft lächerliche Weise, das Glück desselben zu zerstören.

Ja, lächerlich war es in der That, zu bemerken, wie man Beiden nachspürte und Romane schmiedete, die ihrer Erfinder würdig waren; lächerlich, wie ihnen Worte in den Mund gelegt und ein Benehmen angedichtet wurde, welches den Personen anstand, wie Harlekins Rolle dem Helden in der Tragödie. . .

Adalbert, zu weit entfernt von der Erbärmlichkeit dieser Klätschereien, achtete gar nicht darauf, und was zu Herminens Ohren gelangte, war theils in die Maske des Anstandes und der gutgemeinten Warnung gekleidet, theils als bloße Stichelei ihrem unschuldigen, geraden Sinne, völlig unverständlich. Die Mißgünstigen erschöpften sich; dem vermeinten Liebespaar war nicht beizukommen; es ging ungehindert seine Bahn fort, und man hätte zerspringen mögen über die Frage: nach welchem Ziele? —

Während aber die Widersacher und Niedrigdenkenden also verfuhren, regte sich auch bei wohlmeinenden, verständigen Freunden hier und da einige Besorgniß um Herminens Ruhe und zukünftiges Lebensglück. Schon das ärgerte manche im Stillen, daß gehässige Zungen einen Stoff gefunden hatten, den Ruf des so sehr geachteten Mädchens, wenn auch nur scheinbar, zu verunglimpfen. Ganz ohne Sorge um sie zu sein, hätte sträflicher Leichtsinn geschienen; denn Adalbert war ja ein Mensch, ein Mann; und

je edler, je ausgezeichneter, desto gefährlicher für ein Mädchenherz.

Oft, wenn Hermine den Kreis ihrer Freunde verließ, folgten ihr bedenkliche Gespräche nach. Endlich übernahm es eine ihrer Freundinnen, Amalie von D. . ., eine liebenswürdige, gewandte Frau, einmal ausführlich über ihr Verhältniß zu Adalbert mit ihr zu reden.

Gern und völlig unbefangen ging Hermine in das Gespräch ein, welches Amalie bei einem Besuche schicklich einzuleiten wußte. Aus voller Seele stimmte sie ein in das Lob der gewinnenden Freundin. Offen ergänzte sie durch manche schöne Züge aus ihrer eignen Erfahrung das herrliche Bild, welches aus diesem Gespräche hervorging: und als, gleichsam wie zum Schatten nothwendig, die Freundin hin und wieder einigen Zweifel, einige Bedenklichkeiten einmischte, da wurden ihre Farben höher, feuriger, und Amalie dachte: „so pflegt die Liebe nur zu mahlen, unsre Besorgnisse sind nur zu gegründet!“ Sie suchte ihr nun warm und zutraulich das wahre Geständniß zu entlocken. Hermine erschrak, — nicht vor ihrem Geheimnisse, nur vor der neuen Deutung, welche Amalie ihm gab. „Leugne nur nicht,“ fuhr Amalie im Tone der vollkommensten Ueberzeugung fort, „Ihr entschädigt Euch für den Wortzwang im Gesellschaftskreise durch einen desto freiern Briefwechsel. Was in aller Welt solltet Ihr Euch auch außerdem zu schreiben haben?“ —

Bei diesen Worten lehnte Hermine eben an ihrem Schreibepulte. Heiligverwahrt lagen darin seine Briefe. Neben den Schriften, die ihr am werthesten waren, lagen sie, die Documente seines hohen, sittlichen Werthes, seines edlen Geistes und Herzens. . . .

Es zuckte wie ein schneller Krampf um ihre Lippen — sie fühlte diese Entwürdigung so tief, so

bitter! Unwillkührlich starrte ihr Auge auf die Stelle hin, wo die vollkommenste Rechtfertigung ihres Verhältnisses lag — nicht sie wollte Adalbert mit matten Worten vertreten — er selbst sollte beschämend zu Amalien reden.

Diese Gedankenfolge ging schnell wie ein Blitz durch ihre Seele, und eben so schnell hatte sie auch schon den Schrank geöffnet, griff sie, ohne zu wählen, in das Kästchen mit den Briefen, und reichte den ersten, den sie faßte, Amalien hin. Er war vor einigen Wochen geschrieben, und enthielt nichts weiter, als eine Fortsetzung von Ideen und Ansichten über einige der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, eingekleidet in die Sprache der lautersten Freundschaft, des herzlichsten Wohlwollens, und bekräftigt durch mehrere Erfahrungen aus Adalberts eignem Leben. Kein Wort aber, keine einzige Andeutung überschritt die feine Grenzlinie, auf welcher Vertrauen in Vertraulichkeit übergeht; der ganze Ton dieses Briefes bezeugte ein durchaus reines, edles Verhältniß, bei dem die Verschiedenheit der Geschlechter nur in so fern in Betracht kam, als Ausdruck und Idee noch zarter, noch schmiegsamer, noch achtungsvoller gewählt waren, als vielleicht der Freund zum Freunde würde geredet haben.

Amalie verschlang die Schrift; mitten im Lesen wurde sie unterbrochen. „Laß mir den Brief nur auf eine Stunde," bat sie Herminen, sichtbar erfreut über des Mädchens Rechtfertigung, „erlaube mir, daß ich ihn meinem Manne mittheile. Aufrichtig gestanden, dieser hegt nicht die beste Meinung von Adalbert; er hält zum Theil sein Auftreten hier für schlaue Maske — und er war es besonders, der mich deinetwegen mit seiner Besorgniß ansteckte. Dieses Blatt soll ihm auf einmal den Wahn benehmen; gönne mir die Freude, ihn von

dem ächten Werthe eines Mannes zu überzeugen, dem ich von dieser Stunde an unbegrenzte Achtung weihe."

Hermine war über diese Forderung ein wenig betroffen; doch schien es ihr, als ließe sie sich nicht schicklich verweigern. Sie ließ es geschehen, daß Amalie den Brief in ihren Strickbeutel verbarg, obwohl dabei ein widriges, abmahnendes Gefühl sich in ihr regte.

Amalie verließ sie unter zärtlichen Versicherungen ihrer Reue über den gehegten Verdacht, und versprach, ihr noch heute den Brief wieder zuzustellen.

Sobald Hermine nun allein war, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe, ein Trübsinn, wie sie noch nie empfunden hatte. Es war ihr, als habe sie einen Theil ihres eignen Werthes dahingegeben; als habe sie, weibisch plaudernd, ein heiliges Geheimniß vor profanen Augen entweiht. Mochte sie immerhin der Stimme des Vorwurfs die Reinheit ihrer Absicht, die guten Folgen dieses Schrittes für Adalbert selbst entgegensetzen, — es half nur wenig, und sie blieb im Innersten verstimmt.

Endlich — endlich, nach drei langen Stunden des unsteten Umhertreibens, hielt sie das theure, verschleuderte Pfand wieder in ihren Händen. Versiegelt und mit einigen verbindlichen Worten begleitet, hatte ihr Amalie den Brief zurückgesendet. Ihre Beklemmung ließ nach, ob es ihr gleich noch immer auf's Herz fiel, wenn sie dachte: ein andres fremdes Auge hat diese Züge gelesen! Sie las jetzt selbst den Brief noch einmal nachdenklich durch. Es waren Umstände aus Adalberts früherm Leben darin erwähnt, die, so viel sie wußte, nicht eben jedermann bekannt waren. Indessen war Alles von der Art, daß es ihm nur zur Ehre gereichen konnte, und so wich denn nach und nach ihre Verstimmung.

Aber eine andere süßere Unruhe konnte kein Nachdenken, keine Beschwörung der Vernunft aus ihrem sonst so friedlichen Herzen wieder verbannen. Amalie hatte mit ihren Voraussetzungen einen Feuerbrand in die reine, stille Flamme ihrer Neigung geworfen, der sie zur Leidenschaft verdüsterte. Man hatte ein Verhältniß erdacht, das nicht bestand, und nicht bestehen durfte. Allein (auch der reine Mensch bleibt Mensch) im Fall, daß der Irrthum Wahrheit gewesen wäre, welcher Inbegriff aller Wonne — von ihm geliebt zu werden! Ihm näher zu sein, ihm anzugehören — noch niemals hatten dergleichen Vorstellungen den Frieden ihres Herzens gestört; jetzt, nur jetzt eben fanden sie unbewachten Eingang.

Zum erstenmale wechselte ihre Farbe, als sie nach wenig Tagen Adalbert im Gesellschaftskreise erblickte. Zum erstenmale wurde ihr Blick unstät, wenn sie dem seinigen begegnete. Adalbert war vom Zirkel der Männer umringt, in ernste Gespräche verflochten, er schien heute keinen Augenblick für die Damen gewinnen zu können. Hermine wurde bei der musikalischen Unterhaltung zum Singen aufgefordert. Die gewählte Operarie, welche, wie fast immer, heiße, unglückliche Liebe zum Gegenstande hatte, gelang unübertrefflich. Die Zuhörer wurden zum lebhaftesten Beifalle hingerissen; noch nie aber war auch die Sängerin so ergriffen, so erschöpft gewesen. Sie mußte sich ein Weilchen entfernen, um sich zu erholen; und als die fliegende Hitze von ihren Wangen verschwunden war, fragten sie ihre Bekannten theilnehmend, ob ihr auch wohl sei? — Adalbert allein fragte nicht, näherte sich ihr nicht, und schien sie nicht zu bemerken. Er verließ früher als gewöhnlich die Gesellschaft, Geschäfte vorgebend, und ach! dieses ungewohnte Benehmen konnte wohl nicht dazu beitragen, Herminens Ruhe wieder herzustellen. Noch

aber schob sie, die Schlange, welche ihr Lebensglück schon vergiftet hatte, nicht ahnend, Alles auf Rechnung zufälliger Umstände, und viel zu bescheiden, um beständige Huldigungen zu begehren, oder sich durch Adalberts heutiges Zurückhalten beleidigt zu fühlen, schalt sie nur ihr eignes ungenügsames Herz, wenn sie das Mißbehagen nicht besiegen konnte, und hoffte, es würde sich in Kurzem Alles aufklären.

Als aber bei jedem folgenden Zusammentreffen dasselbe Uebersehen, dasselbe Vermeiden wiederholt wurde, als es auch Andern auffiel, und sie öfters die Frage — nur von ihrem Erblassen beantwortet — hören mußte, ob eine Zwistigkeit zwischen ihr und Adalbert obwalte, — da konnte sie sich das Absichtliche seines Verfahrens nicht länger verhehlen. Immer herber drängten diese Erfahrungen sich ihr auf, immer tiefer wurde Weiblichkeit und Selbstgefühl in ihr gekränkt; und je weniger sie die Ursache dieser gänzlichen Verwandlung ergründen konnte, desto qualvoller wurde ihr Herz von Zweifeln, von Mißtrauen gegen den Freund, ja gegen sich selbst, zerrissen. Wer sollte ihr Aufschluß ertheilen? wer war im Stande, das trübe Räthsel zu lösen? Adalbert? — Ja, er allein hätte es vermocht! Aber wie war es ihr möglich, ihn zu fragen? Schriftlich? — Er hatte ihr seit jenem Tage keine Zeile wieder geschrieben, sondern durch den mündlich beauftragten Bedienten einige ihr geliehene Manuscripte zurückfordern lassen. O es war ganz unmöglich! An Amalien dachte sie wohl; diese war jedoch abwesend auf ihrem Landgute; — sie mußte den Schmerz in sich verschließen, sie mußte schweigen. Ohne ein Wort zum Abschiede verreiste Adalbert auf einige Monate. Während Hermine so gar nichts mehr von ihm sah noch hörte, fingen schon, gelindert von Zeit und Entfernung, die Wunden, die er ihr geschlagen hatte, ein wenig

an zu heilen. Zwar blieb, und sie fühlte für immer, die Sonne ihres Lebens verdunkelt; sie hatte in ein schöneres Land geblickt, als das war, in welchem sie unter einem trüben Himmel ruhig fortwandern sollte; doch gebrach es ihr weder an Willen, noch an Kraft, das frühere Gleichgewicht ihres Wesens wieder herzustellen, und jene verblühte Rosenzeit als einen schönen, verschwundenen Traum zu betrachten. Sie hatte so viel von den Launen, von der Unbeständigkeit der Männer gehört; Adalbert freilich sollte, ihrer Meinung nach, eine Ausnahme machen. Wider Willen mußte sie indessen diese zu hohe Meinung ein wenig herabstimmen, und das Räthsel schien sich lösen zu lassen. Schon blickte ihr Auge wieder heller in das Leben; schon fing ihre wankende Gesundheit wieder an, sich zu befestigen, als Adalbert zurückkehrte.

Hermine hatte beschlossen, so viel möglich unbefangen gegen ihn zu sein, und sein ferneres Benehmen ruhig zu erwarten. Ganz leise mochte doch vielleicht die Hoffnung sich in die Vorstellungen von seiner Rückkehr eingemischt haben. Er kam, — und nichts erfolgte, als eine Wiederholung jener frühern Scenen. Ja, nur noch rauher, noch schroffer vermied er sie, stieß er die unmerkliche, zarte Annäherung zurück, und — die Todeswunde fing bei dieser Ueberzeugung an, in ihrer Brust zu bluten; — sie fühlte, daß er sie verachte.

Sie hatte Recht; ihr Gefühl täuschte sie keinesweges; und der Mann, der ihr den giftigen Dolch, den giftigsten, welcher uns treffen kann, ins schuldlose Herz stieß, er glaubte auch Recht zu haben.

O du, der sie verdammen konnte, ungehört, ungeprüft, Mann mit der harten, gestählten Brust, du sahest ihr erblassendes Gesicht, ihr in Thränen schwimmendes Auge, ihr versteinertes Todeslächeln, hinter welchem sie die gemarterte Seele verbarg; —

du nanntest dies Alles die Zeugen eines schuldigen Gewissens; du warst stolz darauf, daß du sie, die dir einst so theuer war, aus deinem Herzen gerissen hattest; du hättest es für schmählich gehalten, ihr die vermeinte Schuld zu verzeihen, und doch betest du zum ewigen erbarmenden Richter!! —

„An einem schönen Herbsttage (es sei mir vergönnt, meine Freundin, deren Erzählung ich mich lebhaft erinnere, von jetzt an redend einzuführen) besuchte ich Herminen, in der Absicht, ihr eine Aufklärung über Adalberts Benehmen mitzutheilen, wie ich sie gestern aus seinem eignen Munde vernommen hatte. In einer Gesellschaft nämlich, wo er und ich uns befanden, ohne sonderlich auf meine Beobachtungen zu merken, hörte ich in einem Gespräche, welches Herminen betraf, die Worte einwerfen: „Man muß in der That erstaunen über die feine Maske, hinter welcher dieses Mädchen ihre wahre Gestalt verbirgt. Auch mich hat sie lange getäuscht; nur der Eitelkeit war es möglich, ihrer Klugheit endlich den schlimmsten Streich zu spielen. Denn freilich, als ich entdeckte, daß sie meine Briefe den Spöttereien frivoler Menschen Preis gab, — eine dunkle Röthe flammte bei diesen Worten über sein Angesicht — da freilich erkannt' ich in der schönen Rolle die ganz gemeine Comödiantin!"

„Einige Stimmen in der Gesellschaft wollten Herminen vertheidigen; Adalbert aber achtete nicht weiter darauf, und entzog sich bald mit der Gewandtheit eines feinen Weltmannes, dieser Unterhaltung."

„Das also war es! Am folgenden Morgen eilte ich zu Herminen. Ich fand sie in ihrem Garten, mit leichter Arbeit beschäftigt, bleich, matt, mit Mühe den Trübsinn verbergend, welcher sie schon seit einiger Zeit aus allen Gesellschaften, wohin sie nicht un-

mittelbar ihr Beruf führte, zurückzog. Schon lange war ich ihr herzlich gut, und Freundin in weiterm Sinne. Jetzt trieb mich die Theilnahme an ihrem, wie ich gewiß glaubte, unverdienten Schicksale in ihre vertraute Nähe. Ich hinterbrachte ihr, so schonend als möglich, die gestrige Aeußerung ihres erzürnten Freundes, sicher hoffend, hier ein Mißverständniß, einen Irrthum aufzuklären."

„Eine blasse, schnelle Röthe flog bei Adalbert's Namen über ihre Wangen. Sie hörte mich mit schlaff gefalteten Händen geduldig an, bis ich die Beschuldigung mit dem Briefe aussprach. Sie schrak zusammen, verhüllte ihr Gesicht, und sagte mit dem Ausdrucke stiller Verzweiflung: „„Es ist wahr! Es ist vorbei! O Amalie!"" —

„Dies Alles wurde mir erst später ganz verständlich, als sie mir auf mein inniges Bitten den Zusammenhang der Begebenheit erzählte. Es kostete mir Mühe, ihr Vertrauen zu gewinnen; das sonst so arglose, leicht zutrauliche Mädchen war jetzt scheu und mißtrauend geworden, und zog sich gleich der zerdrückten Sinnpflanze in sich selbst zurück."

„Adalbert über den wahren Hergang der Sache Aufklärung anzubieten — dies verbot ihr die tiefgekränkte Weiblichkeit. Er hatte sie keiner Frage, keines Vorwurfs gewürdigt, und so mußte sie schweigen."

„Ihre zunehmende Kränklichkeit hinderte sie an der Ausübung ihrer Kunst. Sie sang nur selten; und auf den Rath ihres Arztes suchte beim herannahenden Winter ihr Vater beim Fürsten um ihre einstweilige Entlassung aus der Capelle nach. Noch einmal wollte sie öffentlich singen, so viel auch der Arzt dagegen einwenden mochte, sie bestand mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit auf diesem Vorhaben."

„Ganz weiß gekleidet, die verfallenen Wangen ein wenig von fliegender Hitze geröthet, trat sie zum letzten Mal am 19. November im Conzert mit einer selbstgewählten Arie auf. Mit allgemeinem Beifall wurde die lange Vermißte von den Zuhörern empfangen. Jedermann freute sich, die schöne, liebgewonnene Stimme einmal wieder zu hören, und aus der Leichtigkeit, aus der Kraft, womit Hermine die schwere, angreifende Arie vortrug, schöpfte man die besten Hoffnungen für die baldige vollkommne Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Gegen das Ende wurde die Sängerin ein wenig bleicher, kaum merklich zitterte beim letzten Halter die sonst so feste Stimme, und noch unter den Zeichen des Beifalls entfernte sie sich aus dem Saale. Einige von den Anwesenden wollten bemerkt haben, sie habe sich schwankend auf den Arm ihres Vaters gestützt."

„Ich befand mich eben in Adalberts Nähe. Er blickte düster vor sich hin, und während Einige von der Sängerin sprachen, sagte er, mehr zu sich selbst, als zu den Umstehenden: „„Sie scheint doch wirklich krank zu sein.""

„Ich stand, indem er dieses sagte, dicht neben ihm. Er sprach die Worte so allgemein hin, ohne sie an Jemand ausschließend zu richten; ich übernahm die Antwort: „„Wer an der Wahrheit dieses Leidens zweifeln wollte, für den müßte die Wahrheit selbst im Gewande der Lüge erscheinen, um Eingang bei ihm zu finden.""

„Er sah mich befremdet an: „„Zuweilen täuscht man sich doch in den äußern Kennzeichen, und diesmal sollten wir ja Alle wohl wünschen, daß es Täuschung sei!"" — „„Ich fürchte,"" sagte ich im Wei-

tergehen, „„wir werden uns nur zu früh, oder vielmehr zu spät von der Wahrheit überzeugen.““ — Er folgte mir mit einem halb fragenden, halb bedenklichen Blicke, und ich hatte noch die Freude, zu bemerken, daß er geflissentlich mich aufsuchte, ohne jedoch Herminen weiter zu erwähnen.“

„Es war für meine Absicht schon viel gewonnen, und ich faßte wieder Hoffnung, nach Amaliens Zurückkunft Alles zwischen den getrennten Freunden vermittelnd aufzuklären.“

„Um aber Herminen auch nicht den kleinsten Tropfen vorzuenthalten, woraus ihr krankes Gemüth Labung trinken möchte, eilte ich am folgenden Morgen in ihre Wohnung. Wie ward mir aber, als beim Anklopfen an ihr Stübchen eine fremde Stimme traurig „„herein!““ rief — als ich die Thüre öffnete, und Herminen, bleich wie eine schöne Leiche, auf dem Bette liegen sah!“

„Sie hatte in vergangener Nacht einen heftigen Blutsturz gehabt. Der Arzt hatte ihr alles Reden untersagt; ich setzte mich zu ihr hin; sie reichte mir lächelnd die lilienweiße Hand; und mußten gleich die freundlichen Lippen stumm sein, so sprachen ihre Augen, ihre Händedrücke um so inniger, um so liebevoller.“

„Ach! sie konnte nicht zur Menschenfeindin werden, sie mußte ihr gebrochenes Herz noch an ein befreundetes drücken! Sie häufte in diesen letzten Stunden alle die Kraft, alle die Innigkeit einer liebenden Seele auf mich; sie vertraute mir ganz, und ich verließ sie fast keinen Augenblick mehr. Zusehends nahm die Schwäche zu. Gegen Abend schien sie sich jedoch ein wenig zu erholen. Sie verlangte Schreibzeug,

richtete sich, aller Einwendungen ungeachtet, kräftig auf, und schrieb einige Zeilen. Dann bat sie mich, das Blatt in ihrem Beisein zu versiegeln, überschrieb es: „„„an Adalbert,““ und reichte es mir mit den Worten: „„„Gieb es ihm, wenn ich todt bin, und sag' ihm, wenn er auch der Sterbenden nicht glauben wollte — so sag' ihm, daß ich keine Verrätherin war.““

„Darauf gab sie mir noch den Schlüssel zu ihrem Pulte, in welchem ich Adalbert's Briefe versiegelt finden würde, und ich mußte ihr versprechen, auch diese ihm zu überliefern. Auf mein dringendes Bitten, sich nun zu schonen, legte sie sich still und lächelnd nieder.“

„Gegen Mitternacht fragte sie mich, wie aus einem leichten Schlummer erwachend: „„„Meinst du nicht auch, daß er mir glauben wird?““ — „„„O, er ist ja ein Mensch!““ antwortete ich mit unterdrückter Bitterkeit; „„„und ein so edler Mensch,““ fuhr sie leise fort. „„„Gewiß,““ sagte ich, „„„er wird sein Unrecht einsehen und ihr werdet euch noch ganz versöhnen.““ „„„Amen!““ sagte Hermine, die Hände faltend, und wie kaum hörbar betend, zitterte noch einigemal das Wort Versöhnung auf ihren Lippen. Dann schlief sie ruhig bis gegen Morgen. Wir faßten die besten Hoffnungen, als sie ein heftiger Husten plötzlich weckte, und ein wiederholter Anfall der Krankheit ihrem reinen Leben ein Ende machte.“

So weit die Erzählung meiner Freundin. Kaum ließ es die tiefe Erschütterung ihres Herzens zu, mir noch mit wenigen Worten zu sagen, daß sie Herminens letzten Willen pünktlich erfüllt habe.

„Und Adalbert?“ — fragte ich in gespannter Erwartung. „Er blieb ein Mann,“ versetzte sie, „er hat eine Thräne auf ihr Grab geweint, und so wollen wir glauben, er habe sein Unrecht bereuet.“ „Ach!“ setzte sie nach einer Pause kopfschüttelnd noch hinzu: „an welchen zarten Fäden hängt des Weibes Ehre, des Weibes Glück!“ —

„Möchten wir doch alle behutsamer, schonender werden im Handeln wie im Richten!“

Zwei Romanzen

von

Peregrinus.

I.

Todes-Angst und Gottes-Gericht.*)

Wer reißt ein Kind vom Mutterherzen? —
Versuch's ein König, ob er's kann!
Doch Tod, du mächtigster Tyrann!
Mit deiner Angst ist nicht zu scherzen: —
Und Gottes Gericht
Bleibt außen nicht —
Mit sträubenden Haaren berichte
Ich allen die grause Geschichte.

„Frau! heute macht sich schön das Wetter,
Und wie ein Spiegel ist die Bahn:
Ich spanne dir den Schlitten an —
Besuche heut den kranken Vetter!
Die Kinder nimm mit!
Setzt euch zu dritt —
Den Kleinen den hältst auf dem Schooße —
Es hilft dir im Fahren der Große."

Also spricht Jost, ein braver Lette,
Zu seiner Ilse: — die gehorcht,
Hat ihre Wirthschaft flink versorgt
Und jagt die Jungen aus dem Bette:
Claß, Iwan und Paul
Sind heut nicht faul
Und schicken nach fröhlicher Weise
Der Knaben sich jauchzend zur Reise.

*) Nach einer Erzählung von Baczko.

Schon sitzen alle vier im Schlitten,
Zum Dorf hinaus geht rasch die Fahrt —
Da kommt — (er spricht nach seiner Art
Mit sich —) der blöde Thoms geschritten.
„Erbarm dich Herr Christ!
Wolf Lämmer frißt;“
So seufzt er und stolpert quer über
Den Weg nach der Schenke hinüber.

Frau Ilse giebt auf Thomsens Rede
So wenig als Napoleon
Auf Warnung, da er Rußlands Thron
Umzog mit toller Winterfehde:
Als Brandopfer lag
Schon manchen Tag
Die herrliche Moskwa, schon waren
Vernichtet die dräuenden Schaaren.

Gelockt von Myriaden Leichen
Versammelt sich der Geier Schaar
Und Wölfe, wo sonst keiner war,
Sieht man zu ganzen Heerden streichen:
Sie zehren das Aaß
Mit jähem Fraß
Und folgen den blutigen Spuren
In Lieflands gesegnete Fluren.

Dies hört Frau Ilse und erschrocken
Spannt sie den Schlitten zeitig ein,
Um noch vor Nachts zu Haus zu sein;
Fort jagt sie, daß kein Härchen trocken
Am Pferde verbleibt,
Und rastlos treibt
Sie vorwärts — bestürmt von Sorgen,
Ein Stündchen — dann ist sie geborgen

Doch ach! — als kaum dem Wald sie nahte,
Sieht sie von Wölfen sich umringt —
Da — der Gedanke sie durchdringt —
Verzeih' es ihr, o Gott der Gnade!
„Eins opfr' ich auf! —
Im schnellen Lauf
Kann dann ich den Vorsprung gewinnen
Und selbst mit den andern entrinnen.“

Und — Gott! von Todes-Angst umfangen
Greift sie den Claß, — ach! häßlich war
Und siech der Junge — immerdar
Ein Ausbund ungezogner Rangen! —
Und wirft ihn hinaus
Zur Wölfe Schmauß,
Die gierig den Knaben zerfleischen —
Laut hört noch die Mutter ihn kreischen.

Und — als wär' hinter ihr die Hölle,
So jagt die Unglückliche fort,
Schon sieht sie fern der Heimath Ort, —
Doch ach! sie ist noch nicht zur Stelle —
Schon kommt es geheult,
Hat sie ereilt
Und schnappet mit lechzenden Rachen,
Den blutigen Garaus zu machen.

Da schaut sie an mit stierem Blicke
Den Aeltsten — Paul — der schmiegt sich an:
„O Mutter, was hab' ich gethan!“
Doch sie greift wild ihm ins Genicke:
„Mein Iwan geht vor!“ —
Hebt wild ihn empor
Und schleudert verzweifelnd den Armen
Hinaus — hat kein Gott denn Erbarmen?

Fort! Fort! — sie drückt den Liebling dichter
Ans Herz — in weiten Sprüngen setzt
Der Gaul von eigner Angst gehetzt:
Gottlob! sie sieht des Gasthofs Lichter. —
Da setzet ihr jach
Ein Unthier nach
Und reißt ihr — daß Gott sich erbarme! —
Den schreienden Iwan vom Arme.

Halb todt — (matt an des Kruges Pforte
Stürzt hin das Roß —) hebt man sie 'raus
Und führt sie in das volle Haus: —
Doch wer leiht ihrem Jammer Worte!
Gebrochen — in Hast —
Alles erblaßt —
Erzählet sie, wie sie so plötzlich
Die Kinder verloren entsetzlich.

Und alles starrt in dumpfem Schrecken —
Da aus dem Ofenwinkel tritt
Der blöde Thoms mit schwerem Schritt —
(Hat unterm Rock die Holzaxt stecken)
Schlägts Weib vor die Stirn,
Daß spritzt das Hirn —
„Hast Kinder zum Opfer gegeben —
Darfst, elende Mutter, nicht leben!“

Und schaut, als hätt' er Holz geschlagen,
Verdutzt und blöd die Menge an,
Und redet keinen Laut fortan,
So scharf die Richter ihn befragen.
Das Urtheil ihm spricht
Den Tod, — doch nicht
Genehmigts der Kaiser, — aufs Leben
Heißt er in Verwahrung ihn geben.

II.

Der treue Heiduck. *)

Der Väter Glauben treu bewahren,
In edler Minne treu bestehn,
Dem Freunde treu sein in Gefahren,
Wird einst belohnt in Himmelshöhn: —
Doch steht von Seligen nicht fern
Der treue Diener seines Herrn.

„Wir brechen morgen auf nach Pohlen —
Nach Warschau ruft michs eilig fort:
Ich muß mir selbst die Kunde holen,
Wie's steht an meiner Väter Ort!
Mit reist der Stallknecht Nepomuck
Und dann noch — Stephan der Heiduck."

Also Befehl zur schnellen Reise
Gab Graf Potocky, um von Wien
Flugs aus des Faschings tollem Kreise
Sammt der Gemahlin zu entfliehn.
Gehorsam Nepomuck sich bückt
Und alles an zur Fahrt sich schickt.

*) Der Heiduck war Protestant — der Graf Catholik.

Doch Stephan tritt heran bescheiben: —
„Der Winter — Herr! der Wölfe Gier!"
Da zürnt der Graf: „kann Furcht nicht leiden!"
„Verzagst du Ketzer? — bleibe hier!"
Gelassen spricht der treue Knecht:
„Herr! wie Ihr wollt — so ist es recht:"

Und schon mit lautem Schellenzuge
Gehts übers Marchfeld lustig fort;
Sie eilen fort im Vogelfluge
Von einem zu dem andern Ort:
Die Bahn ist glatt — die Last nicht schwer —
Die Diener reiten flink beiher.

Und rechts schon ragen die Carpathen
Im Silberglanze himmelauf,
Da in den tiefen Schnee gerathen
Verzögert sich des Schlittens Lauf:
Da wird, daß Vorspann bei der Hand
Sei — Nepomuck voran gesandt.

Da wendet lächelnd zum Heiducken
Der Graf sich mit vermeßnem Scherz: —
„Wo bleiben deine Wölfe? Spuken
Sie noch bei dir, du Hasenherz?"
Die Gräfin warnt: — „o scherze nicht?"
Der treue Knecht kein Wörtchen spricht.

Nein! — er mit unverwandten Blicken
Schaut nach dem Hochgebirg hinauf —
Und ach! dort von des Hügels Rücken
Regt sich ein grauer Klumpen auf:
Die Wölfe sinds — vom Hungerwurm
Getrieben wie Gewölk vom Sturm.

Ach Gott! schon hört man ihr Geheule —
Die Gräfin stirbt — es bebt der Graf,
Indeß — sie fliehn mit Sturmes Eile —
Rasch Hieb auf Hieb die Rosse traf:
Doch weh! den Vorsprung schon gewann
Der grimme Feind — matt war's Gespann:

Da sprengt mit seinem guten Pferde,
(Das lieb ihm wie ein Bruder war,)
Der Stephan vor: „Herr Graf! es werde
Mein Gaul ein Opfer der Gefahr —
Der Fraß verhält die Bestien schon —
Wir machen uns indeß davon!"

Der Graf bewilligts und mit Thränen
Giebt Stephan hin sein liebes Roß,
Auf das der gräulichen Hyänen
Gezücht mit Wuthgeheule schoß:
Der Schlitten — der Heiduck ruft auf —
Entflieht im vogelschnellen Lauf.

Und schon — so blinken Hoffnungssterne
Den Schiffsnothleidenden im Sturm —
Erhebt sich aus der blauen Ferne
Des Städtchens Zator Glockenthurm:
Doch das Gespann ermattet gar —
Noch nicht vorbei ist die Gefahr.

Gott! wieder näher kommt das Heulen —
Den Hungernden ein Imbiß nur
War Stephans Pferd: — noch grimmer eilen
Sie nach des Schlittens frischer Spur:
Schon — ach die Beute flieht zu matt! —
Schnappt hundertfach der Nimmersatt.

Personen.

Ritter Rudolph auf Liebenstein	Brüder.
Ritter Kurt auf Sternfels	

Fräulein Bertha.
Hugo, alter Waffenmeister.
Ritter Werner.
Walpode, Kreuzritter.
Eudora, eine Griechin.
Zwei Kaufleute.
Burgvogt von Sternfels.
Köhler.
Fischer.
Mehrere Knappen, Reisige, Volk.

Der Schauplatz ist abwechselnd auf und vor der Burg Liebenstein und Sternfels.

Prolog.

Wer Deutschlands schönsten Strom, den mächt'-
gen Rhein,
Mit froher Seele je begrüßt, und zwischen
Den Rebenhügeln und den starren Felsen,
Die seine Ufer schmücken und beschatten,
Auf leichtem Kahn entzückt hinabgeschwommen, —
Dem führten ernste Trümmer alter Burgen,
Die stolz im tiefen Blau der Flut sich spiegeln,
Das Bild vergang'ner Zeiten vor die Seele,
Und fesseln ihn durch wundersame Sagen,
Der Nachhall aus der Vorwelt schönen Tagen.

Dort, wo die nahen Trümmer zweier Vesten
Auf hoher Felsenstirn verlassen trauern, —
Dort lauschte einst mit Wehmuth und Entzücken
Der Dichter einer rührend ernsten Sage,
Die er vor euren Augen hier enthüllt; —
Und die zurück in jene Zeit euch führt,
Wo Glauben, Tapferkeit und zarte Minne
Den hohen Geist erzeugten, welchen noch
Der spät're Enkel voll Bewund'rung ehrt,
Wenn schon auch er dem Frevel nicht gewehrt. —

Denn oft erscheint des Glaubens Himmelslicht
Vom finstern Aberglauben dort getrübt;

Der freche Muth bedrückt den fleiß'gen Bürger,
Und statt des Rechts entschied das blut'ge Schwert;
Daß sich vereint der Bürgerstand erhob
Zur Sicherheit des Handels, der Gewerbe: —
Ja selber Minnetreu vergißt der Schwüre,
Und läßt verlassen die Betrognen weinen!
In welcher Zeit und Hülle er auch sei,
Wir sehen's klar, der Mensch bleibt Mensch hienieden,
Und nur die Unschuld giebt ihm Glück und Frieden! —

Drum labt das Herz an jenem frommen Glauben,
Der unerschüttert in dem Sturm des Lebens
Beruhigt und das Herz zum Himmel zieht, —
Mehr werth, als alles Wissen spät'rer Zeiten!
An jener Tapferkeit, die Gut und Leben
Für Vaterland und Glauben freudig wagt,
Der Unschuld Schutz, des Frevels Rächerin! —
Erquickt das Herz an jener zarten Liebe,
Von holder Schaam und fester Treu umblüht,
Die auch verlassen und verachtet grünt,
Und die nur mit dem Herzen selbst erlischt; —
Die still und rein die höh're Welt umfaßt,
Und über allen Wechsel triumphirt;
Die, selber sich genug, aus eig'ner Fülle
Im Glauben lebt, in ihm das Ziel erringt,
Das ihr im Leben schwand, — und nun getröstet,
Nicht jammernd über Erdentäuschung weint,
Weil gläubig sie dem Himmel sich vereint. —
O Heil ihr, Heil, umsonst hat nicht gerungen,
Die über Erdenweh sich aufgeschwungen!

Die Brüder.

Erster Aufzug.

Freier Platz unter der nahen Burg Liebenstein, von Bäumen beschattet; im Hintergrunde erblickt man den Rheinstrom, an dessen Ufer die Thurmspitzen einer Klosterkapelle.

Erster Auftritt.

Rudolph. Walpode.

(Kommen vom Rheine herauf, Knappen und Reisige ziehen mit Hörnerklang über die Bühne; an den Seiten zeigen sich mehrere Bewohner der Gegend.)

Walpode.

Hier laßt uns rasten von dem steilen Pfade,
So nah' am Ziele ziemt dem Wandrer Ruhe.

Rudolph.

Auch ich verweile gern an dieser Stelle,
Wo in der Zweige Grün der Vogel spielt,
Und froh sein Lied zum Wellenstrudel singt.

Stimmen aus dem Volke.

Es lebe Ritter Rudolph, Heil dem Sieger!

Rudolph.

Ich grüße froher heut den Liebenstein,
Da ich in euch solch werthen Gast ihm bringe;
(ihm die Hand reichend)
Seid hoch willkommen, edler Waffenfreund!

Walpode.

Das bleiben, hoff' ich, wir auch ferner noch; —
Ich zog mit euch, so ziehet nun mit mir.

Stimmen aus dem Volke.

Es lebe Ritter Rudolph, Heil dem Sieger!

Walpode.

Es freut das Volk sich eurer Wiederkehr, —
Die Unterdrückten danken dem Erretter;
(reicht ihm die Hand)
Auch ich ruf' Heil, der Zeuge eurer Thaten!

Rudolph.

Mit gleichem Recht gilt euch der Siegesruf.
Zugleich mit mir dankt euch der Bund der Städte,
Dem ihr mit tapferm Arme Schutz gebracht;
Drum bleibt im Reich, vollführt was ihr begonnen;
Denn wenn des Frevels Rächer ferne sind,
Wer schützt den Schwachen dann vor Unterdrückung?

Walpode.

Es ruft um Hülfe auch die Kirche, hart
Bedrängt der Muselmann die Christenheit
In Palästina, und vielleicht schon jetzt
Entweihet sein Panier das heil'ge Grab,

Des frommen Pilgers heißersehntes Ziel. —
Drum hat, wie ihr schon wißt, der heil'ge Vater
Zum Kreuzzug aufgerufen, um die Schmach
Der Christen an dem Glaubensfeind zu rächen.
Bis dahin sollen alle andre Fehden
Beruhen; darum heg' ich keinen Zweifel,
Auch Liebenstein wird, diesem Rufe folgend,
Sein tapf'res Schwert der Sache Gottes leihen.

Rudolph.

Ein näh'res Leiden fordert meine Hülfe, —
Verweist, erläg' die Schwester ihrem Schmerze.

Walpode.

Die fromme Uebung heilet jedes Leiden,
Der inn're Gram bedarf des Schwertes nicht.

Rudolph.

Den äußern Feind bekämpfet jedes Schwert,
Und wer sich tapfer ihm entgegenstellt;
Doch eines edlen Herzens stille Trauer
Erheitert nur ein Herz, dem es vertraut,
Das freundlich sein Gefühl, sein Leiden theilt.

Walpode.

Ihr laßt auf Liebenstein zurück noch andre,
Die solch Vertraun besitzen und verdienen. —
So lang die Jugend Kraft zu Thaten giebt,
Entziehet nicht der Kirche euren Arm;
Dem schwachen Alten nur gebührt in Ruhe
Des früh errung'nen Lorbeers sich zu freuen.

Rudolph.

Es bindet mich mein Ritterwort, ein Schwur
An diese Burg, an's deutsche Vaterland; —

Sonst zög' auch ich mit fort zum heil'gen Kriege,
Wie es der Vater und der Bruder thaten.

Walpode.

Der Zug nach Palästina löst den Eid.

Rudolph.

Kein dritter kann der Treue uns entbinden,
Der süßen Pflicht, sich selbst genug zu thun. —
Mein Wort gab ich dem Bruder bei dem Abschied,
Der Neuverlobten Schirm und Hort zu sein,
Und sterbend hat mir Richard sie vertraut,
Die theurer ihm als eine Tochter war.

Walpode.

Zu Liebenstein bleibt sie in sichrer Obhut.

Rudolph.

Das Theuerste vertraut man Fremden nicht,
So lang man selber es bewahren kann.

Walpode.

So laßt sie in des Klosters stillem Frieden,
Im Schirme Gottes ist sie wohl bewahrt.

Rudolph.

Um unsers Glaubens Feinde zu besiegen
Sind viele Ritter noch im deutschen Reiche,
Durch keinen Schwur an's Vaterland gebunden. —
Nicht bloß, wo er gewandelt unser Heiland,
Mag seinem schönen Dienste man sich weihen;
Und überall kann man mit frommem Sinn
Für seines Reiches heil'ge Sache kämpfen.

Walpode.

Doch wird das heil'ge Grab am Rheine nicht
Erobert. Dächte jeder so, wie ihr,
Nie hätt' der Anblick von Jerusalem
Ein Christenheer zu raschem Sieg begeistert,
Und ewig würde an dem heil'gen Grabe
Die Schmach bedrängter Beter uns verklagen! —
O hättet ihr des heil'gen Bernhards Rede
Vernommen! Flammen waren seine Worte,
Die aller Hörer Busen schnell durchlodert: —
Frohlockend grüßten Väter ihre Söhne
Zur Trennung, sonst so thränenreich und schwer;
Zum Kriege mahnten Mütter ihre Kinder,
Zum Abschied Bräute ihre Neuverlobten;
Die Frauen weinten über ihr Geschlecht,
Das ihnen mitzuziehen nicht vergönnte,
Ja selber Greise zogen noch das Schwert;
Und bald erglänzt auf allen Rittermänteln
Der Christen höchster Schmuck, —
(auf seinen Mantel zeigend)
dies rothe Kreuz.

Rudolph.

Auch Ritter Kurt verließ die Neuverlobte
Und nahm das Kreuz, — noch kehrte er nicht wieder.

Walpode.

Kein anderer vertritt beim Höchsten uns! —
Und keine Angelegenheit der Erde
Soll uns entfernen von dem höchsten Ziele.

Rudolph.

Doch ein gegeb'nes Wort löst nur die That,
Und ruhmlos stirbt nicht, wer das Rechte thut.

Walpode.

Wo glänzet herrlicher des Ruhmes Krone,
Als um des Ritters Stirne, der im Kampfe
Für Gottes heil'ge Sache stritt und siegte? —
Der Tapferkeit gereicht zum höchsten Ruhm
Das Streiten für des Glaubens Heiligthum!

Rudolph.

Wir wollen alles ferner noch bedenken;
Jetzt kommt hinauf zum Liebenstein, wohin
Das Herz mich zieht.

Walpode.

Wohlan, ich folg' euch gern.
(gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Köhler. Fischer.

(Treten, während sich die übrigen entfernen, auf die Scene.)

Köhler.

Hat dir der Rhein heut reichen Fang versagt,
Weil du am Freudentag so finster bist?

Fischer.

Kaum dacht' ich heute meiner Netze noch; —
Mein Kind liegt krank, drum will zum Fräulein ich,
Die gern Bedrängten Hülfe bringt, und täglich
An dieser Stelle eignes Weh beweint.

Ja schwer traf sie des alten Richard's Tod,
Der nun im Sarg das Erdenweh vergißt; —
Die letzte Hoffnung starb vor ihm dahin,
Das Fräulein noch vermählt zu sehn mit Kurt.

F i s c h e r.

Wohl möcht' ich wissen, wer das Fräulein ist? —
Erst Richards Tochter, nun verlobt mit Kurt, —
Wer mag das Räthsel lösen?

K ö h l e r.

Richard brachte
Ein zartes Kind aus Morgenland sie heim,
Erzog als Tochter mit den Söhnen sie,
Und liebte Bertha, wie sein eigen Kind. —
Als sie erwachsen löst' er das Geheimniß,
Und beide Brüder, längst von Lieb' entzündet,
Bewarben nun sich um des Fräuleins Hand; —
Doch Ritter Kurt gewann ihr frommes Herz
Durch ein Gelübde, daß zum heil'gen Grabe
Für Bertha's Seelenheil er ziehen wolle.

F i s c h e r.

Und Ritter Rudolph? —

K ö h l e r.

Ehrte Bertha's Wahl,
Bezähmt sein glühend Herz, — und trat zurück.

F i s c h e r.

Gewiß von edler Abkunft muß sie sein,
Da Richard's Söhne um sie werben durften.

K ö h l e r.

Solch zartes Reis entsproßt nur edlem Stamme; —
Doch edler noch ist ihre fromme Seele.

Fischer.

Drum geh ich auch, mir Trost bei ihr zu suchen.

Köhler.

So geh' mit Gott.

Fischer.

Ich hoff' auf ihn, leb wohl!

Köhler.

Leb wohl! mich ruft des Köhlers Haus, der Wald.
(Fischer geht ab, der Köhler bleibt zurück, indem er zwei Fremde gewahr wird.)

Dritter Auftritt.

Köhler. Zwei Kaufleute, die sich ängstlich umschauen.

Köhler (für sich).

Laß sehen doch, was diese Fremden bringen,
Die, ungewiß des Weges, da verweilen. —
Es freut der Wandrer sich im fremden Lande
Des kund'gen Mann's, der freundlich ihn bescheidet,
Und an der Heimath einsam stiller Schwelle
Vernimmt man gern das Treiben in der Welt.

Erster Kaufmann (bemerkt den Köhler).

Gott grüß' dich, Köhler, — birgt die schwarze Hülle
In dir ein freundlich Herz, so melde uns,
Ob diese nahe Burg der Liebenstein.

Köhler (nach der Burg deutend).

Ja, edle Herrn, dies ist der Liebenstein. —
Ihr seid von ferne wohl, weil ihr's nicht wißt?

Erster Kaufmann.

Von Köln, dem Liebenstein die Welle sendet.

Zweiter Kaufmann (ängstlich).

Doch laß uns fürder ziehn, die Ritter könnten
Auch hier uns noch ereilen.

Erster Kaufmann.

Nenne sie
Nicht Ritter, die des Raubs Gewerbe treiben.

Köhler.

So nah dem Liebenstein, dürft ihr nichts fürchten,
Sein edler Herr beschirmt die Wa[illegible]losen.

Erster Kaufmann.

Drum nehmen wir zu ihm auch unsre Zuflucht,
Und legen unser Heil in seine Hände.

Zweiter Kaufmann.

Sein Lob ertönt am Rhein von allen Lippen;
Denn niemand ist im deutschen Reiche jetzt
Gesichert vor der Raubsucht mächt'ger Herren: —
Verachtet wird des Kaisers strenge Ordnung,
Der Gottesfriede schützt nicht Waffenlose;
Im Reiche überall herrscht Unterdrückung,
Und Treu und Glauben sind nicht mehr geachtet! —

Köhler.

Wo trafen euch die Räuber?

Erster Kaufmann.

Nicht gar fern
Von hier, am Lurleyfels.

Köhler (bekreuzt sich).

Am Lurleyfels?
Ein böser Ort, — ein Aufenthalt der Hexen.

Erster Kaufmann.

Ein Unglücksfels für uns verarmte Leute. —
Wir zogen froh mit wohlerworbnem Gute
Zur langersehnten Heimath, — im Voraus
Des Wiedersehns der Unsern uns erfreuend, —
Als sie uns überfielen, manchen der
Gefährten schwer verwundeten und banden,
Uns selbst zur Flucht vor Tod und Kerker schreckten.

Köhler.

Der Liebenstein wird dafür euch behüten.

Zweiter Kaufmann.

Wohlan so kommt, mir ist auch hier noch bange.
(gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Rudolph allein.

Ich sah sie wieder nach der kurzen Trennung,
Von der sich nimmer scheiden sollte, wer
Nur einmal sie gesehn! — und doch läßt Kurt
Dies treue Herz in Sehnsucht sich verzehren. —

So ist des Menschen Thun verkehrt und eitel,
Verblendet raubt er selber sich sein Glück!
Geöffnet waren Kurt der Liebe Arme, —
Er zog nach Morgenland mit Ritter Werner,
Ein böses Zeichen; denn des Schlechten Nähe
Zieht auch den Besten fort in Schuld und Wehe.

Schon kam seit Jahren keine Kunde mehr,
Wer dürfte jetzt noch eine gute hoffen? —
Doch selbst das Schlimmste, das wir wissen, ist
So drückend nicht, wie bange Zweifel, welche
Dem Herzen ewig neue Wunden schlagen,
Weil endlos sie mit bangen Sorgen plagen. —

(Nach einer Pause.)

Sie ist nicht abhold mir, — wär' Hoffnung Frevel,
Wenn ihre erste Liebe ihr gestorben? —
Wie oft hat sie besorglich mich gewarnt,
Wenn ich zum Jagen Speer und Pfeil ergriff,
Daß ich am Felsenrand nicht mög' entgleiten: —
So zeigt die Liebe sich, die stets besorgter
Um Andrer Wohl, als um das eig'ne ist.
Sein Wort wird Rudolph treu dem Bruder halten,
Doch ist sie frei, — dann mag der Himmel walten.

Die leise Ahnung hat ihn nicht betrogen,
Den theuren Vater, als er Bertha's Hand
Vor seinem Ende in die meine drückte; —
Der Liebe Schmerz, von dem wir nie genesen,
Hat sterbend er in Rudolphs Brust gelesen! —

Fünfter Auftritt.

Bertha. Rudolph.

Bertha (legt ihre Laute auf den Boden, und beschäftigt sich, ohne auf Rudolph zu merken, mit einem Blumenkranze).

Ein bunter Kranz! verschmähn wird Kurt ihn nicht,
Der um die offne Stirn sich liebend schmiegt,
Und gerne sich der Tapferkeit vermählt;
Doch ach! — vielleicht schon welk ist, wenn er kommt.

Rudolph (für sich).

So täuscht die Arme ihres Herzens Sehnen,
Und windet täglich neue Kränze, um
Vielleicht ein todtes Haupt damit zu schmücken. —

Bertha (hängt den Kranz an einen Zweig, nimmt sich niederlassend ihre Laute, der sie, während ihr Auge sinnend auf dem Strome ruht, einzelne Töne entlockt, welche zuletzt in eine Melodie übergehen, sie singt:)

Wie lächelt die Sonne
Den Fluten so mild!
Sie grüßen voll Wonne
Der Freundlichen Bild; —
Wenn aber das himmlische Licht verschwand,
Gleich seufzen sie klagend am Felsenrand.

So leuchtet dem Herzen
Die Liebe, die Lust,
Und scheuchet die Schmerzen
Aus seliger Brust; —
Doch nahet ihr düster der Trennung Schmerz,
Dann trauert verlassen das arme Herz.

Drum rinnet, ihr Thränen,
Dahin ist mein Glück! —
Es bringet kein Sehnen
Den Trauten zurück!
Doch schwindet auch ewig der Hoffnung Licht,
Die Liebe vergißt des Geliebten nicht!

Rudolph (ihr näher tretend, für sich).

Wie hold ist sie in diesem Sehnen nach
Dem höchsten Kleinod ihrer treuen Seele! —
Ich will ihr nahen, und so gut ich kann,
Ihr hoffnungsloses Herz mit Trost erquicken.

Bertha (bemerkt Rudolph).

Ihr habt gewiß dem Liede still gelauscht,
Das nur dem Schmerz gehört, dem es entflossen.

Rudolph.

Doch mischen lieblich diese Zaubertöne
Sich in des Stromes ernstes Wellenspiel.

Bertha.

Gefühllos aber ziehet er vorüber,
Nicht achtend auf des Herzens Wunsch und Klage; —
Er bringet nicht, was unsre Sehnsucht heischt,
Entführet, was wir länger gern besessen.

Rudolph.

Was bringt auf einmal euch so bange Zweifel?

Bertha.

O, wer doch mag des Herzens tiefstes Fühlen
In Worte fassen! — Manches drückt uns schwer,
Das wir zu sagen nimmer doch vermögen;
Das nur für den Bedeutung, Wahrheit hat,
Den es betrifft, — dem Fremden bleibt es Wahn.

Seit dreien Tagen hat zur Geisterstunde
Ein nächtlich Traumbild furchtbar mich geweckt, —
Und es war mehr als Traum!

Rudolph.

Wer gern sich täuscht,
Der glaubt an Träume. — Nur mit offnen Sinnen
Erkennet man die Wahrheit.

Bertha.

Doch nur so weit
Als diese Sinne reichen, und verschlossen
Bleibt ihnen stets der Zukunft dunkles Land,
Das hell uns wird, wenn ahnungsvolle Träume
Erschließen uns des Geisterreiches Räume.

Rudolph.

Ich achte Träume auch als Boten Gottes;
Doch sind die meisten wohl bedeutungslos,
Und quälen nur die angsterfüllte Seele; —
Den euren laßt mich hören, wenn ihr wollt.

Bertha.

Jetzt schon zum drittenmale sah ich Kurt,
Als kaum der Schlaf mein Augenlied geschlossen,
In ritterlicher Rüstung vor mir stehn;
Er reichte freundlich seine Hand nach mir,
Die ich ergreifen wollte und nicht konnte,
Denn mächtig fühlt' ich mich zurückgehalten; —
Da riß er mit Gewalt sie zu sich hin,
Und drückte sie an sein erstarrtes Herz;
Doch plötzlich lockte ihn ein flüchtig Reh,
Das hitzig er verfolgte, und mit ihm
Hinunterstürzte einen jähen Abhang.
Ein Geier spreizte drauf sich über ihn,
Und hackt das Herz ihm aus dem warmen Busen,

Es blutig tragend durch die finstern Wolken. —
Da kündet furchtbar laut des Wächters Horn
Die Geisterstunde, aufgeschreckt erwacht' ich,
Von ängstlich schweren Ahnungen verfolgt.

Rudolph.

Natürlich kam der Traum, weil sehnsuchtsvoll
Des Theuren ihr gedacht, den alle schon
Zu lange auf dem Liebenstein vermissen.

Bertha.

Ihr wißt, wie er des Jagens Freuden liebt,
Wie kühn die Bahn des Wildes er verfolgt!

Rudolph.

Ihr fürchtet Uebel, welche möglich nur; —
Verstimmt ist euer Geist durch Richards Tod,
Drum nahen leicht euch ängstlich schwere Träume.
So leidensleer ist keines Menschen Leben,
Durch Uebel, die nicht sind, es noch zu trüben. —
Das Wirkliche giebt ihm genug zu tragen;
Dem Unheil auch in Träumen nachzujagen,
Heißt es freiwillig rufen, eh' es kommt.

Bertha.

Doch rief ich nicht den schreckenvollen Traum. —
So früh wurd' ich vertraut dem herben Kummer,
Der selbst die Thräne mir im Mutterarm
Mißgönnt. — Und wenn der süße Name: Mutter!
Im vollen Herzen mir verschlossen blieb, —
Zu euch erhob es schwesterlich Vertrauen;
Drum wisset jetzt auch meines Herzens Angst:
Ihm leuchte nie des schönsten Tages Glanz, —
(auf den Kranz deutend)
Und dies Gewinde ist kein Hochzeitkranz.

Rudolph.

Am nächsten ist Verzagten oft das Glück.

Ein Knappe (zu Rudolph).

Zwei fremde Kaufherrn bitten, euch zu sprechen.

Rudolph.

Vielleicht erhalten Kunde wir durch sie,
Die ihr Gewerb' in ferne Länder treibt.

Bertha.

Es komme, was da will, was auch geschehe, —
Den höchsten Kummer schreckt kein neues Wehe!
(Rudolph geht ab.)

Sechster Auftritt.

Bertha. Bald darauf Hugo.

Bertha (sieht Rudolph nach).

Wer, wie der Ritter, sich den heitern Sinn
Bewahren könnt', um an der lichten Seite
Des Lebens festzuhangen auch im Sturm! —
Das ist des Mannes heitres Loos auf Erden,
Den Schwachen Schutz, Verzagten Trost zu werden!
(zum Rheine gewendet, betroffen.)
Wer sind die Männer, welche dort gelandet,
Mit starrem Blick den Liebenstein begrüßend?
Das Kreuz bezeichnet sie als fromme Waller,
Die unerquickt nicht fürder ziehen sollen.
Ach! ihrer harren auf der langen Fahrt

Entbehrung nur und Mühen, —
(mit Thränen)
und vielleicht
Nur wen'ge sehn die liebe Heimath wieder. —
Sieh' einer naht. —
(zieht sich etwas zurück)
Hier will ich seiner warten.

Hugo (den Boden küssend und froh umherschauend, für sich).

Seid mir gesegnet, wohlbekannte Räume,
Die ich nach langer Trennung wiedersehe!
Oft dacht' ich eurer, schattenreiche Bäume,
Gefährten alter Zeit in Glück und Wehe. —
Der Königsstädte Pracht ward mir zur Wüste,
Wenn ich im Geist die liebe Heimath grüßte;
Sie blieb mir nah im fernen Morgenlande,
Und trieb mich fort vom reichen Meeresstrande; —
Der Heimath Luft erfrischte meine Glieder,
Sank ich erschöpft vom langen Wege nieder;
Nun nimm mich auf, du süße Muttererde,
Daß, was du gabst, dein eigen wieder werde.

Bertha.

Wer mag der Alte sein, der diesen Boden
So froh als seine Heimath grüßt? — Mir ist's,
Als hätt' ich früher ihn gesehn. —
(mit Erstaunen)
O Gott!
O heil'ge Jungfrau! Hugo, der mit Kurt
Nach Morgenland gezogen. —
(nähert sich ihm.)

Hugo.

Fräulein Bertha!
O treff' ich euch zuerst von allen Theuren!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal auf Sternfels.

K u r t. E u d o r a.

K u r t. (Eudora umarmend).

Wir sind am Ziele! — Hier auf Sternfels soll
Die Liebe wieder schön're Feste feiern. —
Doch bitt' ich euch, Eudora, laßt den kalten
Empfang euch nicht befremden, — unerwartet
War unsre Ankunft hier.

E u d o r a (zärtlich).

An eurer Seite
Vermißt das Herz den äußern Aufwand nicht.

K u r t.

Bald, hoff' ich, sollt ihr hier euch heimisch finden. —
Ihr habt ein herrlich, mildes Land verlassen,
An allen Gütern reich, die uns erfreuen;
Doch seine Schätze hat auch Vater Rhein,
Er bringet reines Gold und edlen Wein. —
Manch holdes Fräulein schmücket seine Burgen,
Das holden Reiz mit zarter Sitte eint, —
Doch keines, welches jemals zu vergleichen
(küßt sie)
Man diesen Götterreizen wagen dürfte.

Eudora.

Auch fesseln nicht das Land, der milde Himmel
Allein des Menschen Herz; — gar vieles ist,
Was jeden Ort zur Heimath bald uns macht,
Bald uns hinweg unwiderstehlich zieht,
Weil unsers Herzens stille Neigung sich
An keinen Gegenstand mit Liebe schmiegt; —
Nur wo das Herz ist, blühet Lust und Leben,
Und ohne dieses zauberische Band
Blieb selbst des Paradieses Flur uns öde.

Kurt.

Wohl wahr; doch nimmer wird es Kurt vergessen
Welch Opfer ihm Eudora's Liebe brachte,
Was sie verließ. —

Eudora.

Die Liebe kennt kein Opfer, —
Sie scheidet froh von Eltern, Vaterland,
Und folget dem Geliebten in die Fremde;
Sie tauscht den Goldpalast um eine Hütte,
Wenn sie den Heißgeliebten ihr vereint.

Kurt.

Ein neues Leben wird euch hier erblühen,
Verklärt im Wiederscheine eurer Huld; —
Ihr seid die Herrin hier, nach eurem Willen
Gestalte sich das Leben.

Eudora.

Ich beginne
Mit mir und geh', als Herrin mich zu schmücken.
(geht ab).

Der jeden Keim der Lust im Herzen tödtet. —
Das Schlimmste schreckt mich nicht, so bald ich's weiß,
So lang' ich's fürchte, — hab' ich keine Waffen.
Drum geht zum Ritter Rudolph, thut ihm kund,
Daß Kurt, sein Opfer ehrend, Fräulein Bertha
Ihm frei jetzt überlasse.

W e r n e r.

Gerne bringe
Ich so willkommne Botschaft.

K u r t.

Wäre sie's, —
Der alte Hugo hätt' uns nicht verlassen.

W e r n e r.

Der finstre Murrkopf war uns längst zur Last. —

K u r t.

Willkommner scheint er drum auf Liebenstein.

W e r n e r.

Ihr seid es auch; — denn eure Rückkehr giebt
Dem Bruder eine Braut, — ihr bringt Eudora; —
Die Schönheit ist an jedem Ort willkommen,
Und jede Pforte ist ihr gern geöffnet;
Denn sie beglückt durch ihre Gegenwart,
Und theilet jedem mit von ihrem Glanze.

K u r t.

Kein Weib verzeiht der Nebenbuhlerin,
Wär' sie ein Engel auch in Menschenbildung.

W e r n e r.

Doch wenn die Nebenbuhlerin die Fesseln
Der lang ersehnten Wünsche löset, dann —

Kurt.

Dann ginge alles wohl nach unserm Wunsche.

Werner.

Und wär' es nicht; — ihr kennt die Frau'n — es
ringen
Verlaß'ne Bräute sich die Hände wund,
Bis sie geheilt — ein neuer Liebesbund.
(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Kurt allein.

„Bis sie geheilt ein neuer Liebesbund!" —
An diesem Worte hängt jetzt Glück und Frieden.
Ja segnen wollt' ich diesen Liebesbund,
Durch ihn erst wird Eudora völlig mein! —
Wie seltsam spielt die Liebe mit dem Herzen!
Was es erwählt, durch Opfer sich errungen,
Wird Quelle ihm von Ueberdruß und Wehe,
Und Freude bringet, was es fliehen sollte. —
O Bertha! daß ein unglücksvoller Tag
So trügrisch einst geleuchtet deiner Wahl! —
Wenn du von Anfang Rudolph gleich erwählt,
Dann hätte meine Liebe keinen Stachel,
Der tief verletzt, doch nimmer sie zerstört. —

Wohl schön ist Bertha, tugendhaft und rein;
Doch vor Eudora's himmlisch hoher Anmuth
Erblaßt ihr Reiz, wie Mondenglanz am Tage. —
Eudora, du bist meines Lebens Sonne!
Der Himmel strahlt in deinem Zauberblick, —

Bei dir erblüht des Herzens höchste Wonne,
Und ohne dich giebt es für Kurt kein Glück!
(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Waffenhalle auf Liebenstein.

Rudolph allein (in Kampfrüstung).

In Zwietracht hat sich Liebe nun entzündet,
Und zwischen liebgewohnten Herzen dehnet
Sich furchtbar des Verbrechens finst're Kluft! —

Meinst du, — vergessen seiner Pflicht und Ehre,
Würd' Rudolph deine Schandthat heil'gen, und
Mit seiner Hand der Untreu Frevel decken? —
Wie Höll' und Himmel ewig sind geschieden,
So sind es Rudolphs Wege von den deinen!
Und wo der Unschuld Schmach um Rache schreit,
Da tritt zurück des Herzens stille Neigung.

Auf Liebenstein knüpft sich kein Bund der Liebe —
Das ist des harten Schicksals ernster Wille!
Drum soll mir Kurt im Kampfe Rede stehen,
Zu Eis gefrieren soll die vor'ge Liebe,
In seinem Blute lösche sich das Mitleid,
Und jede sanfte Regung nenn' mich Schurke!
Vertreten gegen ihn will ich die Braut,
Die selber er zum Schutze mir vertraut;
Und ob in Zwietracht dies Geschlecht vergehe, —
Zur Rache ruft ein unerhörtes Wehe!

Sechster Auftritt.

Rudolph. Walpode (gerüstet).

Walpode.

Gerüstet komm' ich, edler Ritter, um
Mit euch die Schmach zu rächen, welche jetzt
Der Liebensteiner edlen Namen schändet.

Rudolph.

Der war und ist kein ächter Liebensteiner,
Wer Liebestreu und Ehre frech verletzte!
(schmerzlich)
Ein Sprößling dieses Hauses, war er fähig
Zu solcher Schandthat, die den Teufel zierte?

Walpode.

Mein gutes Schwert helf' euch den Frevel strafen, —
Dann ziehn vereint wir hin nach Morgenland.

Rudolph.

Willkommen, Ritter, ist ein Waffenfreund,
Wie ihr, in jedem andern Kampf; — doch will
Der Bruder über's schuld'ge Haupt des Bruders
Nicht neue Rächer rufen. — Hier darf keiner
Das ernste Rächeramt mit Rudolph theilen.

Walpode.

Verschmäht ihr meinen Arm? — Wohlan, er findet
Im Morgenland genug zu thun. Ich gehe
Dahin voraus, ihr folgt, so bald ihr könnt.

Rudolph.

Mein Schwert hat hier nicht Rast, der Städtebund,
Dem Beistand ich gelobt, bedarf des Schutzes. —

Ihr sahet die beraubten Kaufherrn, welche
Aufs neue mich um Hülfe angesprochen.

Walpode.

Wohl habt ihr da ein schönes Ziel erwählt;
Mit Dank erkennt's mein Ohm *), daß ihr sein Werk
Beschützt; euch rühmet drum das Reich, der Kaiser; —
Doch über diese gehet Gottes Sache.

Rudolph.

Das ist ja auch der Kampf für Unterdrückte.

Walpode.

Es wählet, Ritter, jeder sich die Bahn,
Und glaubt bethört, sie sei allein die rechte.
Doch, wo vom Himmel selbst ein Ruf uns kommt,
Da findet keine Wahl, kein Zaudern statt.

Rudolph.

Und wo vernehm' ich diesen Ruf des Himmels?

Walpode.

Die Kirche, Gottes Werkzeug, spricht ihn aus.

Rudolph.

Doch auch im Herzen wohnt das Wort des Herrn.

Walpode.

Nur Ird'sches sucht der Bund der freien Städte, —
Ein ew'ges Ziel erglänzt im Morgenland.

---

*) Konrad Walpode zu Mainz wird als Stifter des Rheinischen Städtebundes genannt.

R u d o l p h.

Es will dies Bündniß eig'ne Sicherheit,
Die Freiheit seines Handels und Gewerbes; —
Das ist was Ird'sches, — wohl, ich läugn' es nicht;
Doch wohnet auch ein höh'rer Geist darin,
Der Sinn für Recht, für Thätigkeit und Ordnung,
Die ew'gen Stützen aller Menschenwohlfahrt,
Die Quellen jeder Tugend und Erkenntniß,
Die ebenwohl dem Himmel uns verknüpfen.
Und wer, wo dieser edle Geist erwacht,
Ihn höhnt, ihm trotzig möchte widerstreben,
Der ist ein Feind des Lichts, — ein Sohn der Nacht.

W a l p o d e.

Nur Wen'gen gab der Schöpfer Sinn dafür, —
Zum Knecht geboren ist der größ're Theil.

R u d o l p h.

Der Geist, den Muth und Thätigkeit beleben,
Vermag den Knecht zum Freien zu erheben.

W a l p o d e.

Den ewig doch die niedre Erde fesselt,
Erhebet ihn zur Freiheit nicht der Glaube.

R u d o l p h.

Dem Glauben ist kein Menschenherz verschlossen,
Dem Keime edler Thätigkeit entsprossen! —
Er ist der hohe Lebensbaum, an welchem,
Der Rebe gleich, des Menschen schwache Tugend
Hinauf zum blauen Aether freudig ringt,
Um den sich jedes Streben reiner Seelen

Mit Liebeslust und Himmelshoffnung schlingt: —
Den Weg zu ihm darf jeder selbst sich wählen.

W a l p o d e.

Doch soll man stets das Nächste erst bedenken,
Eh man den Sinn zum fernen Zweck mag lenken; —
Noch weit scheint ihr von eurem Ziel entfernt.

R u d o l p h.

Doch herrlich glänzt dies Ziel auch aus der Ferne;
Es zu erstreben sind wir all' berufen; —
Und Heil dem Volk, in dessen Schooß es blüht!
Wo alle thätig sind, sich glücklich fühlen,
Die Künste blüh'n, und jeder, wer es sei,
In seinem Thun und Denken fühlt sich frei: —
Da herrscht und dienet jeder, wie er soll,
Der rohen Willkühr nicht, nur dem Gesetz,
Das jedem ist gegeben, jeden bindet,
Da knüpft ein holdes, unzertrennlich Band
Den Bürger an das theure Vaterland,
Wo er der Seinen Glück, das eig'ne findet.
(an sein Schwert fassend)
Der Edle trägt für Ehr' und Recht das Schwert,
Und freudig setzt sein Leben er daran,
Wenn er dadurch dem Uebermuthe wehrt, —
Sein Volk und dessen Wohlfahrt schützen kann!

W a l p o d e.

Noch niemals zog der Liebensteiner Arm
Das Schwert für eine böse Sache; — drum, wie
Das Herz im Busen euch gebietet, thut,
Und sicher weiß ich, daß ihr nichts vollendet,
Was gegen Ehre, Gott und Recht sich wendet.
(Nach einer Pause)
Wir wollen uns des Höchsten nicht berauben,

Ich laß euch euren, laßt mir meinen Glauben;
Mich knüpft an Jesu Grab ein heil'ges Band, —
Ihr wollt im Reich die freche Raubsucht dämpfen,
Und muß ich selbst für etwas Höh'res kämpfen, —
Ich ehre euch, und biet' euch meine Hand.
(ihm die Hand reichend)
Wir bleiben Freunde! — lebet wohl! —

Rudolph.

Wir bleiben's! —
Wenn auch verschieden unsre Bahn erscheint,
Am Ziele finden doch wir uns vereint. —

Siebenter Auftritt.

Rudolph. Hugo.

Hugo.

Sie rüsten ernstlich sich zum Widerstand,
Und thürmen eilend eine Mauer auf,
Die Sternfels nun vom Liebensteine scheidet.

Rudolph.

Die Mauer nicht, — die Schuld hat sie geschieden! —
Sind unsre Streiter alle schon versammelt?

Hugo.

Sie halten kampfbereit im innern Burghof,
Ein Wort von euch befreiet Schwert und Lanze.
(Hörnerklang von außen.)

Rudolph.

Wohlan denn, fort zum ernsten Waffentanze!
Im Hörnerklang ertönt der Kriegesreigen,
Was wir vermögen, — wird der Ausgang zeigen.
(geht, während die Hörner fortklingen, ab.)

Achter Auftritt.

Hugo allein.

In dieser Waffenhalle tönte sonst
Zum Saitenspiel der Meistersänger Lied,
Der Humpenklang bei frohen Festgelagen; —
Jetzt schleichen Ernst und Trauer, wie Gespenster
Vergangner Zeiten, sprachlos, bleich umher.
So hat auf einmal alles sich geändert,
Und Alle büßen mit die Schuld des Einen. —
Doch weiß ich nicht, soll jetzt zum Kampf ich rathen,
Soll ich's zum Frieden. — Frevelthat will Rache;
Doch Bruderzwist, — wie könnt' er Segen bringen?
(man hört Kampfgetöse)
Begonnen hat der Kampf, — es beben Brust
Und Glieder mir von alter Kampfeslust.

Neunter Auftritt.

Hugo. Bertha.

Bertha.

Ich will nicht lauschen diesem wilden Streite; —
Doch hierhin auch verfolget mich sein Toben.

Erloschen ist der Sonnenglanz der Liebe,
Der segenbringend diesem Haus gestralt.
Ein Unglücksstern wirft jetzt an seiner Stelle
Des Zornes und der Zwietracht Flammen aus,
Die weit hinweg des Lebens Freuden scheuchen;
Und vor dem Burghof schrecket Kampfgetöse
Das Ohr, gewöhnt an süße Friedenslaute.
Der theuren Ahnen freundlich = ernste Bilder, —
Sie blicken zürnend jetzt auf diesen Kreis,
Aus dem die Liebe und die Eintracht wichen.
Bespritzt mit Bruderblut entweihen Helme
Und Schwerter künftig diese Waffenhalle,
Der nie das alte Leben wiederkehrt. —

Des mächt'gen Stromes dumpfes Wetterrauschen,
Wie das Geheul des nachtgewohnten Uhu,
Der in den Schluchten dieser Felsen wohnt,
Sie waren sonst die einzig rauhen Töne,
Die späte Wand'rer schreckten, und das Herz
Aus süßen Träumen stiller Liebe weckten. —
Dahin sind diese schönen, goldnen Tage!
Und nimmer, nimmer kehren sie uns wieder. —

Hugo.

In Kämpfen wird die Ruhe neu geboren;
Auch uns kann noch des Friedens Sonne leuchten.

Bertha.

Ja, wenn zuvor ein Theil erst unterlegen,
Wenn schwarzer Brudermord dies Haus befleckt,
Und zwiefach seine Schuld zum Himmel ruft.

Hugo.

Der Himmel, welcher jeden Frevel rächt,
Wird auf das schuld'ge Haupt die Strafe lenken.

Bertha.

Gleich einem ankerlosen Schiffe wankt
Jetzt Bertha in dem Sturme dieses Streits;
Denn welchem unter beiden dürfte sie
Die blutbefleckte Siegerkrone wünschen? —
Der Frühverlobte fiel, wenn Kurt erläge,
Fiel Rudolph, — ewig müßt' ich ihn beweinen.

Hugo.

Daß Kurt sein Wort, die Liebestreu gebrochen,
Daß eine Fremde eures Recht's sich freut, —
Wie dürft' es Rudolph ohne Vorwurf dulden?

Bertha.

Was soll der Kampf? — Das Vor'ge wiederbringen
Vermag doch nimmer Rudolphs Heldenschwert,
Noch irgend eine Macht auf dieser Erde. —
Des Herzens erstes Lieben und Vertrau'n,
Ward einmal es getäuscht, zurückgestoßen,
Und blieb's der treuen Brust auch ewig theuer,
Hat doch den ersten Himmelsglanz verloren. —
Es ist der zarten Blume gleich, die fröhlich
Im Farbenschmelz des jungen Lenzes glüht,
Doch einmal rauh von gift'gem Hauch berührt,
Auf immer ihrer Jugend Reiz verliert.

Hugo.

O daß ihr Rudolph nicht erwählt! — leicht fühlt sonst
Der Frauen Herz, ob Liebe Himmelsblüte,
Ob sie entsprossen ist auf ird'schem Grund. —
Und daran kennet man die reinste Liebe,
Wenn sie um Andrer Glück sich selbst vergißt.

Bertha.

Bethört ist ja der Jugend eitles Herz,

Daß in der Liebe mehr Gefall' und Scherz
Ihr gelten als der Weisheit ernste Würde.

H u g o.

Nicht tadeln wollt' ich eure früh're Wahl.

B e r t h a.

Auch hat ja Rudolph selber sie gesegnet.
Sich selbstverläugnend ehrt' er Bertha's Wahl,
Das Band, das sie mit Kurt verknüpfte, schien
Das brüderliche enger noch zu knüpfen; —
Doch eben dieses mehret jetzt mein Leiden,
Weil Rudolphs Liebe ich nicht lohnen kann.

H u g o.

Was hindert jetzt euch noch, sie zu erwiedern?

B e r t h a.

O wer enthüllt der Liebe tief Geheimniß!
Die plötzlich, wunderbar das Herz ergreift,
Daß mächtig es sich hingezogen fühlt,
Wo es verschmäht, zurückgestoßen wird,
Und kalt bleibt, wo man ihm entgegen kommt. —
Verehren muß ich Würd'ge, — dankbar sein
Den Guten, welche Gutes mir erwiesen;
Doch lieben — lieben kann ich Einen nur,
Und wem das Herz sich einmal ganz ergeben,
Dem bleibt es eigen durch das ganze Leben!

H u g o.

Ihr habt ihm Lieb' und Treue fest bewahrt,
Da Kurt den Bund zerrissen, — seid ihr frei.

B e r t h a.

Weil Kurt der Liebe heiligste Gefühle
In schnöder Lust erniedrigt und entweiht,

Soll auch in Bertha sich der schöne Glaube
An Unschuld und an ew'ge Liebe trügen? —
Weil frevelnd er ein heilig Wort verletzte,
Soll Bertha seiner Untreu werth erscheinen,
Wenn sie das Gleiche thut, was er gethan? —
Nein, — treu sich selber bleiben, sei ihr Trost!
So bleibet ihr der süße Jugendtraum
Von ihres Herzens erster, zarter Liebe,
Gleich einem Kleinod aus der Flut des Lebens
Gerettet zu der friedlich stillen Heimath,
Wohin kein Erdenweh das Herz verfolgt. —

Hugo.

Verlaßt uns nicht, es kann Gott alles ändern.

Bertha.

Er wird es — darum folg' ich seinem Willen.
Ihr wißt, das Kloster unter dieser Veste *)
Bewahrt ein Wunderbild in seinen Mauern,
Zu welchem weit her fromme Pilger wallen,
Um dem von Schuld zerrißnen Herzen Ruhe,
Erlösung von der Erde Thränenlasten,
Und auf der ungewissen Bahn des Lebens
Der schwachen Tugend Stärke zu erflehn: —
Vor diesem Bilde kniet' ich betend nieder,
Am reinen Glanz des Himmels mich zu laben,
Der unsern Geist am heil'gen Ort umstralt;
Da fühlt' ich plötzlich mich der Erd' entrückt,
Geweiht zur Braut des Himmels. — Gerne folg' ich
Dem hohen Ruf', und bin nicht mehr gefesselt
An dieser Erde wandelbares Glück; —
Es wanket ferner dieses Herz nicht mehr

*) Das durch Wallfahrten bekannte Kloster Bornhoven.

Verzweifelnd zwischen Welt und Ewigkeit,
Da ihm so nah des Himmels Palme winkt;
(freudiger)
Dort wird gestillt sein Leiden und sein Sehnen;
In Freuden ärntet, — wer gesät in Thränen!
(Man hört Siegesruf und Hörnerklang.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Rudolph (mit einem Gefolge von Knappen, Reisigen u. s. f., geschmückt mit Siegeszeichen. Alle ordnen sich an den Seiten der Waffenhalle, und legen, indem sie unter fortwährender Hörnermusik über die Bühne ziehen, erbeutete Waffen und andere Siegeszeichen vor Bertha nieder).

Rudolph.

Wir bringen Sieg und Glück euch, holdes Fräulein!
(auf seine Begleiter zeigend)
Gerächt seid ihr durch Dieser Tapferkeit.
(zu ihnen)
Drum gehet, Kampfgenossen, auszuruhn,
Der Waffen schwere Rüstung leget ab,
Vergeßt beim Humpenklang der heißen Stunde.
(zu Hugo)
Laßt eurer Sorge sie empfohlen sein.

Hugo.

Da bleibt der Waffenmeister nicht zurück.
(gehen unter Hörnerklang ab.)

Bertha (zu Rudolph).

O Ritter, brächtet mit dem Siegerkranze
Ihr auch die Friedenspalme! —

Rudolph.

Früchte bringet
Der Sieg, den heute blutig wir errungen,
Wenn gleich die Schuld'gen unverletzt geblieben; —
Geängstet floh'n sie hinter Thor und Mauer.

Bertha.

Ihr habt gesiegt, eh Bruderblut geflossen, —
Dies gnüge, laßt hinfort die Schwerter rasten.

Rudolph.

Verbrechen ruhig dulden, heißt sie theilen.

Bertha.

Genügt habt ihr nun eurer Ritterpflicht, —
Jetzt laßt das Bruderherz auch wieder sprechen.

Rudolph.

Vergesset ihr, wie schwer er euch gekränkt?

Bertha (bittend).

Vergebet ihm, wie ich ihm auch vergeben.

Rudolph.

Wie dürfte ruhn dies Schwert in seiner Scheide,
So lang die Griechin auf dem Sternfels haust?

Bertha.

Entsagt hat Bertha ihrem frühern Rechte;
Die Kurt verschmähte, wird des Himmels Braut! —
Wer auf der Erde nichts mehr hofft und fürchtet,
Wer dieser Welt entsagt, kann nicht mehr hassen;

Die Scheidestunde aus des Lebens Räumen
Versöhnt das Herz mit allen Widersachern: —
Vergeßt auch ihr, was doch nicht mehr zu ändern.

Rudolph.

Wer Rittereh' und Treue frech verletzte,
Wie kann vertrauend man ihm wieder nahen?

Bertha.

Um einen unglückschweren Kampf zu enden,
Bedarf es nicht Vertrauens, — nur Vergessens;
Und fällt die Scheidewand des Zorns erst nieder,
Bald findet sich das Herz zum Herzen wieder.

Rudolph.

O Bertha! viel kann dieses Herz ertragen,
Selbst euch hat's ohne Klage einst verloren!
Weil eure Wahl dies Opfer von ihm heischte; —
Doch sehen, wie der Unschuld Himmelsblüthe
Mit hartem Tritt zu Boden wird getreten, —
Die schönste Frucht der Liebe, ihr entsprossen,
Dahinsinkt ohne Reife, — ungenossen,
Verloren für das Herz, wie für das Leben, —
Dies ruhig dulden, ward ihm nicht gegeben!

Bertha.

So laßt die Klage mir, der Tiefgekränkten,
Zu klagen ziemt dem Weibe, nicht dem Manne; —
Und zwiefach trifft der Kummer dieses Herz,
Wird auch der Freund gebeugt durch seinen Schmerz.

Rudolph.

Die Freundschaft ist berufen sie zu theilen, —
Der Liebe Schmerzen soll die Liebe heilen! —

Vor dem des Mannes Stolz mit Ehrfurcht schweigt, —
Die holde Schaam, der Unschuld Reiz, hat nimmer
Besessen, oder längst verloren, welche
Dem fremden Manne sich so leicht ergab.

W e r n e r.

Ihr kennet nicht Eudora's holden Reiz,
Der Liebe Allgewalt, sonst würdet ihr
Gerechter sein, von solcher Schmach nicht reden. —
Hat Kurt gefehlt, Eudora hat es nicht.
Was er verbrochen, mag der Schuld'ge büßen!
Ich tadle euch drum nicht.

R u d o l p h.

Hat sie auch euch
Bethört, weil ihr so eifrig sie vertretet?

W e r n e r.

Beglückt fühlt jeder sich in ihrer Nähe.
Die heitre Freude zog mit ihr nach Sternfels,
Wo jetzt bei Saitenspiel, bei Tanz und Scherz
Das Leben rascher flieht. —

R u d o l p h.

Ein herrlich Leben!

W e r n e r.

Des Lebens höchster Werth ist sein Genuß,
Ihm abgestorben ist, wer diesen flieht.

R u d o l p h.

Zu schnell doch, fürcht' ich, flieht der süße Traum!

W e r n e r.

Wir träumen glücklich, — wenn ihr träumen nennt,
Sich der Gewalt des Vorurtheils entwinden,
Des schönern Lebens Herrlichkeit empfinden.

Rudolph.

So wird's begreiflich, daß ihr jene Bilder
Der edlen Ahnherrn würdig nicht mehr hieltet,
Die Waffenhalle ferner noch zu zieren.
Sie paßten nicht, wie alte Redlichkeit,
Zu eurer Griechin überfeiner Sitte.

Werner.

Ein jedes Volk hat seine Sitten, — wählen
Darf jeder sich die eigne Lebensweise
Nach seiner Neigung. — Tadelnswerth erscheinet
Die uns're euch, — weil sie nicht eure ist;
Wenn ihr sie näher kennen lernen wolltet, —

Rudolph.

So lüstern bin ich nicht nach eurem Glücke,
Auch mich könnt' ja die Zauberin verwandeln,
Und deutsche Sitt' und Treu verachten lehren. —
Kein ander Wort hab' ich für Kurt, als dies.
(Wirft den Handschuh hin.)

Werner (nimmt ihn auf).

Ich nehm' ihn auf im Namen Ritter Kurts, —
Ein Zweikampf schlicht die unglücksel'ge Fehde.
(für sich)
Ein scharfes Schwert führt Rudolphs tapf'rer Arm, —
Vielleicht wird sie auf diesem Wege mein.

Rudolph.

Wir treffen bald uns, dessen seid gewiß.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Wald bei Sternfels.

Rudolph und Kurt im heftigen Kampfe. Bald darauf Bertha. In einiger Entfernung zeigen sich mehrere Begleiter der beiden Kämpfenden.

Bertha (in Nonnentracht, stürzt sich zwischen die Fechtenden).

Um aller Heil'gen Willen Friede! Friede! —
(die Brüder fahren erschrocken zurück.)

Kurt (drohend zu Rudolph).

Ein andermal, wenn ich dich wieder treffe!

Rudolph.

Entgehn wirst meinem Racheschwert du nicht!

Bertha.

Soll diese Unglücksfehde nimmer enden? —
Soll ewig euer Schwert den Frieden scheuchen
Von diesen stillen waldumkränzten Höhen? —
Kann nur der Tod des Zornes Gluten kühlen?
(den Blick zum Himmel gewendet)
Nur einen Tropfen von des Himmels Milde
In dieser Brüder rachergühte Herzen!

Kurt.

Schon längst bot' ich zum Frieden meine Hand.

Rudolph.

Zum Rächer hat er selber mich gerufen.

Bertha.

So tödtet mich, daß ich den blut'gen Tag
Nicht sehe, den ein Brudermord entweiht! —
(bittend)
Laßt Frieden sein, — es ist die letzte Bitte
Der Schwester. — O! gedenkt der schönen Zeit,
Wo wir ein Kleeblatt heil'ger Kindesliebe
Den alten Vater heiter noch umblühten, —
Wo des Vertrauens und der Eintracht Band
Die Herzen der Geschwister hold umschlang;
Zertretet nicht in blutig wildem Kampfe
Die zarte Blume unsrer Jugendfreude. —
(zu Kurt)
Wie in den ersten Tagen uns'rer Liebe
Steht Bertha rein und unbefleckt vor euch,
Wie's der erwählten Braut des Himmels ziemt, —
Verkümmert diesen einz'gen Trost ihr nicht.
(zu Rudolph)
Vergessen sei, was nimmer doch zu ändern.

Kurt (mit Rührung).

Ich hab' euch schwer gekränkt, — vergebet mir.

Rudolph.

Hier meine Hand, — geendet sei der Kampf!

Bertha
(der Beiden Hände in einander legend).

So kann nun Bertha ruhig euch verlassen,
Da sich in Eintracht eure Hände fassen; —

Lebt wohl! — beim Abschied grüßt sie euch als Brüder, —
Als solche (zum Himmel zeigend) finde Bertha dort euch wieder
(gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Hugo. Burgvogt (aus dem Hintergrunde hervortretend).

Burgvogt.

Gelobt sei Gott, daß ein Versöhnungswort
Die wilden Herzen endlich hat besänftigt! —
Kein Mensch war sicher mehr vor blut'gem Angriff,
Wer nur ins Freie vor die Burg sich wagte.

Hugo.

Doch gings dabei auf Sternfels immer lustig.

Burgvogt.

Im Freudenrausch gedenkt man nicht der Noth.

Hugo.

Doch wie die Natter unter Blumen schleicht,
So naht die Strafe im Gewirr der Lust.

Burgvogt.

Sie bleibt nicht aus, — und trifft zuletzt auch uns.

Hugo.

Ihr habt ja auch das Freudenleben mit.

Burgvogt.

Das Freudenleben? — immer Sorg' und Arbeit,
Und keinen Dank für alles, was man thut;
Bei ihren Festen ist nichts gut genug —
Der alte Wein, gespart zu Ehrentagen,
Wird liederlich an Fremde jetzt verschwendet,
Die's Dank nicht wissen. —

Hugo.

So vermag ein Weib
Das Leben zu verändern!

Burgvogt.

Und was sonst
Geschieht? — ich habe Aug' und Ohr für alles,
Was ich nicht sehn und hören soll, — betrogen
Wird Ritter Kurt von Werner und Eudora; —
Geheime Plane sind im Werk, — ich fürchte,
Ein andres Weh keimt noch auf diesem Boden.

Hugo.

Mit Recht wird der betrogen, der betrog,
Und wer gewarnt dem falschen Freunde traut. —
Doch was für Pläne sind's, wovon ihr sprecht?

Burgvogt (bedeutend).

In wen'gen Stunden kann oft viel geschehen. —

Hugo (für sich).

Versteh' ichs recht, ist mir dies Wort genug.
(zum Burgvogt)
Die Nacht rückt schon heran, drum laßt uns gehen.
(Gehen zu verschiedenen Seiten ab.)

Dritter Auftritt.

Kurt allein.

Zu eng' und öde ist mir's auf der Burg, —
Ein böser Geist scheucht drohend mich hinaus.
Gleich einem Engel aus des Lichtes Höhen,
Bracht' Bertha Frieden, — diesem Herzen nicht,
Das selbst im Taumel schwelgerischer Freuden
Dem Argwohn nicht entflieht, der seine Ruh
Zerstört. — Eudora! alles, alles will ich
Mit andern theilen, — nur nicht deine Liebe.
O, könnt' ich diesem bösen Geist entfliehen!
Der quälend sich an meine Fersen hängt,
Und werf' ich hundertmal zu Boden ihn,
Er richtet immer mächt'ger sich empor,
Zerstört mit gift'gem Hauch des Herzens Glück,
Und mordet kalt sein liebevollstes Regen. —
Er ist der Cherub mit dem Flammenschwert,
Der drohend an des Paradieses Pforte,
Die Rückkehr zu den ersten Freuden wehrt. —

Wär's möglich, Werner? — heuchlerischer Freund!
Und sie? — um die ich Bertha hingeopfert,
Die selbst dem Ungetreuen treu geblieben! —
Ja, könnt' ein Weib auf Erden ewig lieben, —
Es nennte Bertha sich von Liebenstein,
(schmerzlich)
Und dieses einz'ge Weib, — es war einst mein!

Vierter Auftritt.

Werner allein (spähend umherschauend).

In Schlummer hingesunken ruht die Schöpfung;
Doch wach und glücklich ist geheime Liebe.

Ihr heller Strahl strahlt schimmernd dort herab. —
Wie Nachtgespenster schleichen Trug und Rache
Jetzt leise auf dem nachtgewohnten Pfade,
Den Unbesorgten sich'rer zu berücken: —
Denn nicht vergaß ich's, was mir Kurt verheißen
Für tausend Dienste, die ich ihm erwiesen. —
Was er mir schuldig blieb, zahlt tausendfach
Eudora's Gunst. —

(aufhorchend)

Was war das? — leere Täuschung!
Von schwarzer Nacht, des Irrthums Quell, erzeugt. —

(Nach einer Pause)

Sie kommt, sie kommt! ich zittre vor Entzücken.

Fünfter Auftritt.

Werner. Eudora. Bald darauf im Hintergrunde Kurt, Rudolph, Hugo.

Werner.

Seid ihr es, schöne Freundin?

Eudora (leise).

Ja, Eudora.

Werner.

Mit Ungeduld harrt eurer hier die Liebe.

Eudora.

Erwarten wollt' ich Kurt. —

Werner.

Ist er zur Burg?

Eudora.

Er kam noch nicht zurück, drum fürcht' ich, daß
Er hier uns überrascht.

Kurt (unruhig für sich).

Bei Gott! er wird's.

Werner (will sie umarmen).

So kommt, vergeßt in meinem Arm die Furcht
Vor dem, der euch mit stetem Argwohn quält.

Eudora.

Halt ein! — denn hassenswerth sind alle Männer,
Ein ew'ges Spiel der wandelbaren Laune!
Sie lieben heute, was sie morgen hassen,
Und fliehen morgen, was sie heute suchen.
Nur den Genuß bedenkend, wollen sie
Zum Werkzeug ihrer Leidenschaft uns machen.
Gleich Götterbildern sind wir dann verehrt; —
Doch kaum erlöschen ihre Liebesflammen,
Zerschlagen sie mit frecher Hand das Bild,
Und opfern kalt es einem neuen Götzen.

Werner.

Von Anfang hab' ich euch verehrt, wie heute;
Denn euer Reiz siegt einmal und für immer.

Eudora.

Wie ihr, sind alle reich an Schmeichelworten,
Doch was sie gelten — zeigt mir Kurt's Betragen.

Werner.

Ihr habt auch einst sein ganzes Herz besessen.

Eudora.

O, mußt es dahin kommen! — Muß Eudora,
Entsprossen aus dem edelsten Geschlechte,

Die ungestraft kein Auge noch erblickt,
Die reiche Erbin, hier um Liebe betteln?
Was konnt' Eudora hier am Rheine suchen? —
Es ringt die Tapferkeit nach Ruhm und Ehre,
Der ämſ'ge Fleiß müht sich um Geld und Gut,
Die Tugend selber spornt des Himmels Krone,
Die Liebe nur sucht außer sich nichts anders,
Der Liebe einz'ger Lohn — ist Gegenliebe. —
Drum fort von hier zum heitern Vaterland!

Werner.

Wer könnte euren Reizen widerstehen!
Euch folgen muß, wer einmal euch gesehen.
Mein Denken und mein Thun gehört nur euch,
(vor ihr nieder knieend)
Gebeut nur, Herrin! und ich folg' euch gleich.

Eudora (küßt ihn).

Vergebens soll nicht treue Liebe hoffen

Werner.

Mit diesem Kuß steht mir der Himmel offen

Kurt (rasch hervortretend).

Die Hölle! — Fluch der Hölle!

Eudora.

Weh' uns! Wehe!

Kurt (mit dem Schwerte auf sie eindringend).

Ja, wehe dir und deinem falschen Buhlen!
(Werner will entfliehen, Rudolph tritt ihm in den Weg.)

Rudolph.

Halt, Schurke! nimmer wirst du hier entkommen!

Werner (wendet sich gegen Kurt, der Eudora durchbohren will)

Der Weg zu ihr geht über meine Leiche!

Kurt

(geht mit dem Schwert auf Werner ein).

Ha, recht! — Erst lohn' es dir mein Racheschwert!
(Zu Rudolph, der ihm zu Hülfe kommen will)
Laßt mich allein der Höllenqual ihn liefern!

(Gefecht zwischen beiden. Kurt fällt, und während Rudolph und Hugo dem Gefallenen zu Hülfe eilen, entflieht Werner mit Eudora).

Rudolph.

O Gott! er stirbt, den heut' ich wiederfand. —

Kurt.

Mit Recht bin ich gestraft, — vergebet mir.
(Er stirbt.)

Rudolph (blickt eine Zeitlang starr auf die Leiche, dann plötzlich aufblickend).

Gott hat gerichtet! Schweres Leiden häuft
Sich über dies Geschlecht, — verderbenschwanger
Zerbirst des Unglücks Wolke über ihm.
(man hört Sturmgetöse)
Gott hat gerichtet! — Selbst des Sturmes Brausen
Verkündigt seine ernste Richterstimme!

Sechster Auftritt.

Rudolph. Hugo. Burgvogt mit mehreren Knappen.

Burgvogt.

Was ist geschehn? — der Sternfels steht verlassen, —
Mir ahn't nichts Gutes, sprecht.

Hugo.

Was hier geschehn,
(auf die Leiche weisend)
Verkündet laut genug der Todte da.

Burgvogt.

Barmherz'ger Gott! — so ist es wahr? hat Werner — ?

Rudolph.

Wohin ist er geflohn?

Hugo.

Zum Rhein hinab, —
Dort rein zu waschen seine Mörderhand.

Burgvogt.

Wir sind bereit, den Flücht'gen einzuholen.
Ihr Knappen auf! daß ungestraft er nicht
Entkomme.

Rudolph.

Laßt des Himmels Rache walten, —
Es finden doch, wohin sich Schuld mag wenden,
Der Rache Geister sie an allen Enden.

Hugo.

Was Kurt verschuldet, hat er schwer gebüßt.

Rudolph.

Des Allvergelters wunderbare Wege
Enthüllen sich in seines Lebens Lauf:
Mit Untreu hat er Engelstreu vergolten,
Durch Untreu ward er selber nun bestraft. —
Vergeben hab' ich ihm, selbst Bertha that es, —
Mög' auch der Himmel ihm barmherzig sein!

Burgvogt (kniet an der Leiche nieder).

Ich will zu ihm für seine Seele beten.

Fischer (kommt).

Ein Schiff ist eben in dem Strom versunken
Mit Ritter Werner, wie es mir geschienen.

Rudolph.

So wär' auch ihm der Rächer früh gekommen!

Fischer.

Ich stellte meine Netze, — da gewahrt' ich,
Daß Ein'ge hastig einen Nachen lös'ten.
Ich warnt' umsonst; denn schon begann der Sturm, —
Und kaum erreichten sie des Stromes Mitte,
Als laut der Sturm, durch diese Felsen heulend,
Die Wellen jagt' und hoch die Brandung trieb;
Da hört' ich „Hülfe!" schrei'n — zu spät, das Schiff
War schon verschwunden.

Hugo.

Wunderbar, —
Der Frevler kann der Strafe nicht entrinnen,
Der Vorhof zum Verderben ist die Schuld!
(man hört vom Kloster herauf läuten, bald darauf den Chorgesang der Nonnen).

Fischer (kniet betend nieder).

Zur Hora läutet's drunten in dem Kloster.

Hugo.

Heil ihnen, welche dieser Welt vergessen,
In heil'gen Mauern sich dem Himmel weihn!

Rudolph.

Ein hohes Kleinod wohnt in ihnen, — Friede!
Sie winkt' auch mir einst diese Friedenspforte,
Wenn ich gethan nach meinem Ritterworte; —
Wenn ich dem Vaterland die Schuld entrichtet,
Werd' aller Streit des Lebens dort geschlichtet. —

Hugo.

Auf euch allein ruht dieses Hauses Dauer.

Rudolph.

In Rudolph stirbt der letzte seines Stammes. —
Es breitet froh der grüne Baum des Lebens
Nach allen Seiten seine Zweige aus,
Und hebet stolz die Krone zu dem Himmel,
Bis sie des Schicksals Winterstürme brechen: —
So muß auf Libanon die alte Ceder,
Die früh ihr stolzes Haupt zum Himmel trug,
Von ew'gem Schnee gedrückt, durch Wetterstürme
Beraubt der frischen Zweige und der Krone,
Verlassen, einsam ihr Geschick betrauern.

Hugo.

Erlöschen sollte dies Geschlecht für immer?

Rudolph.

Sein Name lebt, — fällt auch das Haus in Trümmer!
Am ganzen Haus straft sich des Einen Schuld. —

Der Liebe Freuden wurden ihr geraubt,
Der Treue Lohn auf Erden ihr entrissen,
Die betend jetzt an Gottes Altar kniet. —
Was sie, die Theure, hat entbehrt im Leben,

Das kann und will der Bruder nicht erstreben!
Gelobt sei ihr in dieser ernsten Stunde,
Daß ich entsage jedem Liebesbunde; —
Der irrd'schen Liebe soll das Herz ersterben,
Die ew'ge will es opfernd sich erwerben! —
Wie könnt' ein Herz, erhöht zum Sternenraum,
Sich noch vergessen in der Liebe Traum?

H u g o.

O, daß mit Richard ich nicht heimgegangen!

R u d o l p h.

Zu eigen soll mein Gut dem Kloster werden,
Das Bertha's Freistatt wurde hier auf Erden.
Die stolzen Burgen werden öde stehen,
In Trümmer sinken ihre festen Hallen;
Und so bezeugen, wie Geschlechter fallen! —
Daß alle Wandrer, die vorübergehen,
Die Pilger, die zum Gnadenbilde wallen,
Und Schiffer, welche noch in spâten Jahren
Den mächt'gen Strom hinab und aufwärts fahren,
Hindeuten nach den grauenvollen Mauern,
Die ewig schweigend das Geschick betrauern,
Daß ihr Geschlecht erlosch. —
(schmerzlich)
Ich kann's nicht wenden; —
Doch tadellos soll es in Rudolph enden!

(Der Vorhang fällt, während Fischer und Burgvogt fortwährend an der Leiche niederknien, die Uebrigen betend die Hände falten, und der Chorgesang im Kloster leise verhallt.)

Erinnerungen aus Florenz

von

D. W. Müller. *)

Bachus in Toscana.

---

*) Wir bedauern sehr, daß wir von diesen Erinnerungen aus Mangel an Raum nur ein einziges Fragment haben aufnehmen können.

Bacchus in Toscana.

Der Florentiner Francesco Redi hat uns in seinem berühmten Dithyramb den Bacchus vor Augen geführt, der auf den grünen Höhen von Poggio Imperiale *) seiner geliebten Ariadne zechend und singend die Vortrefflichkeit der toscanischen Weine preist und prüfend gegen einander abwägt. Was in der berauschten Begeisterung an örtlicher und charakteristischer Bestimmung der verschiedenen Rebensäfte abgeht, das hat der Dichter in einem weitläufigen Kommentar nachgetragen, so daß auf diese Weise sein Werk den vollständigsten Unterricht in der bacchischen Geographie seines Vaterlandes giebt. Das Urtheil über den Rang der mannigfaltigen Weine, die der toscanische Boden erzeugt, ist des Gottes nicht unwürdig, denn ein Sterblicher möchte nach ihrem Durchkosten in der Entscheidung leicht den Schwindel bekommen.

Im Allgemeinen gelten die toscanischen Weine für die schmackhaftesten und gesundesten des ganzen Italiens. Das gewöhnliche Getränk ist ein herber rother Wein, der etwas schwerer ist, als Medoc, und mitunter einen würzhaften Beigeschmack hat. Er wird

*) Ein großherzogliches Lustschloß in der Nähe von Florenz.

in allen Pachtungen an Bäumen gezogen, und nach der Verschiedenheit der Lage und Pflege ist er stärker und schwächer, jedoch nicht haltbar zum Versenden. Der schlechteste wird sprüchwörtlich von dem Dorfe Lecore bei Florenz, das eine sehr tiefe Lage hat, benannt, *) und Bacchus verflucht in dem Dithyramb dessen ersten Anpflanzer:

Accusato
Tormentato
Condannato
Sia colui, che in pian di Lecore
Prim' osò piantar le viti!

Zu den gepriesensten Rothweinen zählt man den feurigen starken Saft, der von den kurzen Reben der hügelichten Gegend des Agro di Chianti gewonnen wird. Redi nennt ihn Vino robusto und den alten sogar Maestoso und Imperioso. Süß und überaus würzig in Geruch und Geschmack ist der Aleatico oder richtiger Eleatico **), der nach Casti aus Elis in das toscanische Land verpflanzt worden ist:

O saggio, o provido
Nobil pensiero
Di chi fin d'Elide
Portò primiero
Queste propagini
Nel suol Toscano! ***)

*) Auf diesen geht auch das florentinische Sprüchwort: Fa sulla groppa de' ranocchi.

**) Man findet auch Liatico geschrieben.

***) Aus einem bekannten anakreontischen Liede des Casti, welches anfängt:

Non so qual giubilo
E qual contento etc.

Dieser Aleatico ist nicht das einzige griechische Gewächs, das mit Erfolg in Toscana angebauet worden ist. Die Reben von Malvasia und die gesuchtesten der Inseln des Archipelagus gebeihen auf mehreren Hügeln des Arnothales, und namentlich bei den großherzoglichen Villen Artimino, Petraja, Castello, Lapeggio und andern. Nicht weniger haben Weinsenker aus Spanien, Frankreich und den kanarischen Inseln an mehreren Orten einen zusagenden Boden gefunden. Die ganz verschiedene Natur dieser vielen Gewächse macht auch eine verschiedene Behandlungsweise in Pflanzung, Zucht und Erndte nöthig, so daß die Reben hier an Rohrstöcken kurz gehalten werden, dort sich frei um Pappeln und Ulmen emporranken, und die Lese in mancher Vigne erst beginnt, wenn man in andern den Wein schon in den Fässern hat. Auch pflegt man aus der wohlberechneten Mischung verschiedener Trauben beliebte Getränke zu bereiten und dadurch die Unzahl der toscanischen Weinsorten noch um ein Bedeutendes zu vermehren.

Von den Muscatweinen ist der von Montepulciano, einer hochgelegenen Grenzstadt unfern dem Lago di Perugia, der vornehmste, und Bacchus giebt ihm am Schlusse des Dithyrambs geradezu den Namen des Königs aller Weine:

— Ognun, che di Lieo
Riverente il nome adora,
Ascolti questo altissimo decreto,
Che Bassareo pronunzia e gli dia fè:
M o n t e p u l c i a n o d'o g n i v i n o è i l R e.

Der süßeste Wein ist der Canajuolo, der diesen Namen deswegen führt, weil die Hunde seine reifen Trauben von den Stöcken abfressen sollen. Ein leichter lieblicher Damenwein ist der Pisciancio, der auch

im Römischen, namentlich bei Bracciano wächst und dort Pisciarello heißt.

Einen guten Namen haben ferner die Weine von Montalcino im Sienesischen, und die von den Hügeln des Fleckens Carmignano bei Prato. Im Aretinischen ist der Malvagia von Montegonzi gesucht und das Gebiet von Pescia liefert den besten Barbarossa und den goldfarbigen Buriano. Die Nachbarschaft von Florenz rühmt sich der Anhöhen von Arcetri, auf denen die weiße Traube, die den Namen Verdea führt, am vortrefflichsten gedeiht, und der Trebbiano, der auch in andere Gegenden verpflanzt worden ist, verdankt seinen Namen einer Villa dieses Kreises, die vor Zeiten der Mediceischen Familie gehörte und nachmals in die Hände der Geistlichkeit gefallen ist.

Schon aus der Angabe des Namens *) und der Lage dieser Ortschaften ergiebt sich, daß auch in Toscana die Berggegenden die besten Reben tragen. In der Ebene wird der Weinbau meist nur als Nebengeschäft betrieben, und der Ertrag desselben ist selten viel größer als der häusliche Verbrauch, mit Einrechnung der Pachtabgabe. Man findet sogar in alten Stadtgesetzen das Verbot, Weinstöcke in der Ebene zu pflanzen, die dem Getreide und Gemüse angehöre; aber es wird jetzt nicht mehr geltend gemacht.

*) Mehrere sind mit Monte zusammengesetzt.

Der Ring.

Poetische Erzählung in drei Gesängen

von

D. Friedrich Jacobs.

Erster Gesang.

Als jüngst der Lenz, dem ersten Grün entsprossen,
Die frischen Blüthen freundlich dir gereicht,
War doch dein Geist der Frühlingslust verschlossen,
Die sonst so gern in zarte Herzen schleicht;
Vom bittern Schmerz war deine Brust umflossen,
Vom bangen Leid die Wange dir gebleicht;
Wohl mochtest du an schönern Lenzes Freuden,
An ew'gen Blüthen deine Seele weiden.

Doch weil Gesang von allen Zaubereien
Am sichersten die tiefsten Wunden heilt, —
Bald scheint er sich an Schmerz und Nacht zu freuen,
Daß gern sein Leid der kranke Busen theilt,
Bald Trost zu geben, Freude zu erneuen,
Indem er gern auf frohen Bildern weilt,
Und alles Glück, das nie dem kargen Leben
Geboten wird, vermag er zu erstreben; —

Und weil der Gott, der Lieder und Gesänge
Aus stummer Brust zum lauten Leben weckt,
In kranken Herzen oft so süße Klänge,
Als nie ein ird'sches Ohr vernahm, entdeckt,
Und so den Schmerz, der Leiden düstre Menge,
Mit Herscherwink zu eil'gem Flüchten schreckt:
So hab' ich dir gelobt ein Lied zu weihen,
Würdst du gesund am Leben dich erfreuen.

Und als mit heller Glut die erste Rose
Dem milden Licht der Sonne sich entschloß,
Als sich der Duft aus ihrem Purpurschooße
Weit durch des Gartens heitern Raum ergoß,
Als sanftrer Lüfte freundliches Gekose
Mit lauem Hauch um Blatt und Blüthen floß,
Und an des Himmels wolkenlosen Höhen
Das Bild des Mays noch schöner war zu sehen:

Da gingst auch du mit neubelebten Blicken
Genesend durch die jungen Fluren hin,
Du siehst es wohl mit freudigem Entzücken,
Wie glänzender die bunten Blumen blühn,
Wie Berg und Thal und Hain sich duftend schmücken,
Wie nah und fern des Lebens Kräfte glüh'n:
Und still beglückt muß jetzt dein Herz bekennen,
Wohl sei die Erde schön und groß zu nennen.

Da wollt' auch ich, was ich gelobt, erfüllen,
Und dir ein Lied, das deiner werth sei, weih'n.
Und, wo der Wald mit seinen grünen Hüllen
Ein kühles Thal umkränzt, schloß ich mich ein.
Lang sann ich wohl dem Liede nach im Stillen,
Da glänzt der Wald von zauberischem Schein,
Und aus des Berges dunkleren Gehegen
Trat freundlich mir dein holdes Bild entgegen.

Ein weiß Gewand umfloß die zarten Glieder,
Mit blüh'nden Kränzen war das Haupt geschmückt,
Ein mildes Licht strahlt rings um dich hernieder,
Deß heller Schein das Auge sanft erquickt.
Die Wange strahlt von leichter Röthe wieder
Und freundlich mild hast du mich angeblickt:
Du winkest mir zum Himmel aufzuschauen,
Und schnell zerfloß dein holdes Bild im Blauen.

Und als ich jetzt den feuchten Blick erhoben,
Da war ein blasses Licht umhergestreut,
Der dichte Wald war um mich her zerstoben,
Von Felsen eine Bucht des Meers umreiht,
Des Mondes Sichel schwamm durch Wolken oben,
Und stille war die Gegend weit und breit;
Was hier dereinst geschehn, vor vielen Jahren,
So sprachs zu mir, das sollst du offenbaren.

Da rauschten plötzlich hell die dunkeln Wogen,
Daß sich die Flut am Ufer lauter brach,
Um's Felsgestade kam ein Schiff geflogen,
Von raschen Schlägen ward das Echo wach,
Und um die Ruder schwammen Silberbogen,
Dem Kiele zogen Silberfurchen nach;
Der Zephir schwellt zum mondbeglänzten Hügel
Mit leisem Hauch des Schiffes weiße Flügel.

Wie um das Schiff viel Mondesbilder beben
In mancherlei Gestalt mit schwankem Licht,
So sieht man's auch auf dem Verdecke leben,
Wo sich der Strahl im Glanz der Waffen bricht,
Und reicher scheint's um einen Mann zu schweben,
Um dessen Helm es goldne Blitze flicht,
Er hebt das Haupt hoch über all die Seinen,
Die sich um ihn im weiten Kreis vereinen.

Klug hemmt er jetzt des Schiffes rasches Fliegen,
Die Segel zieht das muntre Schiffsvolk ein,
Und sanfter schäumt die Flut, die Ruder wiegen,
Es in die Bucht mit sicherm Takt hinein;
Schon ist die Schaar der Sieger ausgestiegen,
Hell lodert bald des Feuers rother Schein,
Und in der Flammen zauberischem Walten
Erglühen grell die nordischen Gestalten.

Und um die Flammen sammeln sich die Schaaren
Und lagern sich im Kreise weit umher;
Und mancher preis't die eigenen Gefahren
In wilder Schlacht auf sturmbewegtem Meer;
Und mancher, was die Väter früh erfahren,
Was sie erkämpft mit nie bezwung'ner Wehr:
Da nimmt der Fürst das Wort, die Krieger neigen
Sich freundlich hin mit ehrfurchtsvollem Schweigen:

Einst war auch Biörn in dieses Land gekommen,
Ein Jüngling noch, nach mancher kühnen Fahrt,
Und freundlich hieß ein Freiherr ihn willkommen,
Der oft mit uns sein tapfres Volk gepaart.
Manch Raubschiff ward vom nord'schen Schwert genommen,
Das ihn bedroht, und so sein Strand bewahrt.
Jetzt saß er trauernd auf den hohen Zinnen
Und schaut' in's Meer hinab in düsterm Sinnen.

Denn als sein einzig Kind vor wenig Tagen
Die bunten Blüthen an dem Strand gepflegt,
Da kam, auf blauer Fluth dahergetragen,
Ein rasches Schiff, das kühne Räuber trägt.
Der Jungfrau Raub gelingt in raschem Wagen,
Von keinem Flehen werden sie bewegt,
Das alles ist im Augenblick geschehen,
Und schnell erreichen sie des Meeres Höhen.

Noch sah der Freiherr ihre Wimpel fliegen,
Die Segel noch vom Winde hochgeschwellt,
Wie ward ihm jetzt, ergraut in Kampf und Siegen,
Von Zornes Gluth der milde Blick erhellt.
Schon ist das Schiff bereit, die Wellen wiegen
Die tapfre Schaar, die sich dem Herrn gesellt,
Allein wie weit und lange sie gefahren,
Kein Segel kann das Auge rings gewahren.

Da läßt Biörn die weißen Segel schwellen,
Auf's neu vertraut er sich der dunkeln Fluth;
Nicht fürchtet er die hochgethürmten Wellen,
Nicht scheut den Sturm sein unbesiegter Muth:
Der kann im Grimm die hohe Eiche fällen,
Doch nimmer beugt sie sich der dräu'nden Wuth.
So weiß auch er die Fluthen zu bezwingen,
Und fliegt dahin mit ausgespannten Schwingen.

Schon ist die Nacht auf's wilde Meer ergossen
Und immer fliegt das Schiff mit gleichem Lauf,
Wohl mancher zagt der jüngeren Genossen
Und faßt in Unmuth nach des Schwertes Knauf.
Doch bald erhellt der Himmel sich, umflossen
Von Purpurschein steigt hell die Sonne auf,
Daß in dem Meer die goldnen Strahlen spielen
Und kühner sich die kühnen Herzen fühlen.

Fern zeigt ein Eiland sich; mit Felsenwänden
Ist starr und hoch das Ufer rings umhegt,
An ihnen mag das Meer die Kraft verschwenden,
Das stets den Fels mit wilder Brandung schlägt,
Und rascher fliegt das Schiff, mit starken Händen
Wird mächtiger das Steuer jetzt bewegt:
Da spaltet sich der Fels, in schönem Bogen
Liegt eine Bucht geschützt vor Sturm und Wogen.

Rings ist das Ufer steil, nichts ist von Wegen
Zum Land, von Ausgang nach dem Meer zu sehn,
Und doch beginnt es heimlich sich zu regen
Und flüstert leis mit seltsamem Getön.
Das Meer erklingt von leisen Ruderschlägen,
Und nirgends ist ein Nachen zu erspähn.
Da bricht aus tief versteckten Felsenthoren
Ein Schiff hervor, bemannt mit kühnen Mohren.

Da läßt Biörn das laute Horn erschallen
Und alles greift zum Ruder und zum Schwert,
Der Anker ist gelös't, die Wimpel wallen
Dem Feinde zu, der kühn entgegen fährt;
Schon nähern beide sich, die Schiffe prallen
Gewaltig an, doch ist der Kiel bewehrt:
Und gleich den Blitzen flammen Schwerterschneiden,
Und Biörn springt kühn in's leichte Schiff der Heiden.

Wohl war es da der Mühe werth, zu sehen
Wie stete Kraft mit schlauem Wüthen ringt,
Leicht weiß der Maure seinen Leib zu drehen,
Das Schwert zu fliehn, das hoch der Gegner schwingt,
Und schnell des Feindes Blößen auszuspähen,
Die rasch der Stahl im flücht'gen Stoß durchdringt,
Doch glänzt im steten Schwung in starken Händen
Das nord'sche Schwert, Verderben auszusenden.

Wohl kann er auf die Kraft des Arms vertrauen,
Durch Helm und Panzer geht des Schwertes Bahn;
Dem Feinde frei in's Angesicht zu schauen,
Das ist sein Brauch, hing' auch der Tod daran;
Ihm wird es nicht vor Todeswunden grauen,
Ist doch der Tod ein Freund dem tapfern Mann:
Drum wird der Kühne siegen oder sterben,
Und ew'gen Nachruhms Kränze sich erwerben.

Denn kaum ist Biörn in's fremde Schiff gesprungen,
So flieht es schon zur sichern Bucht zurück,
Noch sind ihm nicht die Seinen nachgedrungen,
Laut preis't der Feind das unverhoffte Glück,
Sie jubeln laut, als sei der Sieg errungen,
Und ahnen nicht das finstere Geschick:
Wie oft der Blitz aus längst zerstreuten Wettern
Herniederfährt, die Sichern zu zerschmettern.

Nicht säumen die Gefährten, rauschend theilen
Die Fluthen sich am wohlgefügten Kiel;
Und als sie jetzt die Felsenschlucht ereilen,
Da sehen sie des Kampfes wild Gewühl;
Gleich grüßt ein Hagel sie von scharfen Pfeilen,
Und mancher fällt als wohlgetroffnes Ziel.
Doch stürmen sie mit kühnem Schwertesschwingen
Dem Fürsten zu, um den die Feinde ringen.

Ein Fels, an dem sich wild die Wogen brechen,
Der kühn das Haupt bis zu den Wolken hebt,
Steht Biörn und macht in hundert blut'gen Bächen
Dem Leben Bahn, von Kampfeslust belebt.
Da stürmt sein Volk daher, die List zu rächen,
Der Heiden Führer fällt, der Haufe bebt;
Sie bieten selbst den Ketten ihre Hände,
Damit der Kampf, der sie vernichtet, ende.

Jetzt ward das Schiff durchsucht, die Sieger fanden
Die Jungfrau tief versteckt im untern Raum,
Den zarten Arm von rauhen Eisenbanden
Ganz wund gedrückt; der Athem regt sich kaum,
Sie war so matt, daß ihr die Sinne schwanden,
Als jener Kampf begann; ein böser Traum
Hielt schmerzlich ihre zarte Brust umfangen,
Sie seufzte tief, als ihre Fesseln sprangen.

Und als sich ihre Augen traurig heben,
Da sieht sie sich aus bittrer Schmach befreit,
Und um sich her der Retter freundlich Streben,
Das Hülf' und Trost und frohe Kund' ihr beut.
Sie fühlt sich neu durchglüht von frischem Leben,
Doch Thränen hält sie nur zum Dank bereit,
Da jetzt der Schmerz von ihrer Brust genommen,
Der thränenlos, betäubend sie beklommen.

Rasch wenden sie das Schiff, dem düstern Grunde
Enteilen sie mit kräft'gem Ruderschlag,
Nicht achten sie's, ob manche schwere Wunde,
Ob manchen Freund gekostet dieser Tag;
Laut tönet Siegsgesang, und trägt die Kunde
Dem Schiffe weit voraus; das Ufer lag
Vor ihrem Blick bald neblicht ausgebreitet,
Zu dem sie schnell ein günst'ger West geleitet.

Nichts sag' ich von des Wiedersehns Entzücken,
Das in drei Herzen auf und nieder schwankt,
Wie Brust an Brust und Mund auf Mund sich drücken,
Der Vater bald zu dem, zu jenem wankt,
Und wie dem Ritter ward bei ihren Blicken,
Womit sie stumm und doch so freundlich dankt,
Er fühlte jetzt in seinem tapfern Herzen
Zum erstenmal der Liebe Glück und Schmerzen.

Wohl war für Biörn ein süßes Loos gefallen,
Der in der Brust ein zehrend Feuer trägt.
Amanda fühlt den Busen höher wallen,
Wenn sie den Gast mit treuer Sorge pflegt.
Was noch geheim sie wähnen, kund ist's allen,
Da noch der Zweifel bang das Herz bewegt.
Doch segnend eint der Vater ihre Hände,
Daß er zu sel'gem Loose sie verbände.

Schon ist das Schiff der Heimath zugewendet,
Indeß die Wimpel lust'ger Südwind rührt;
Als schon der Abend tiefre Kühlung spendet,
Hat sie zum Waffensaal der Greis geführt,
Der, wenn die Nacht den kurzen Lauf vollendet,
Zum zweitenmal das einz'ge Kind verliert.
Und einen Ring hat er hervorgezogen,
Indeß die Worte seinem Mund entflogen:

„Einst schenkte mir in fernem Morgenlande
Ein frommer Greis, geheimer Kunst geweiht,
Den goldnen Reif, als ihn der Sclavenbande
Mein gutes Schwert und gutes Glück befreit.
Beglückter Fahrt dient er zum Unterpfande
Durch's weite Meer, als sicheres Geleit:
Wie auch im Sturm sich Well' auf Wellen thürmen,
Stets wird der Ring den, der ihn trägt, beschirmen."

„Nicht kann er gnug des Schmucks zum Kleinod fügen,
Den stets zu arm er für die Tochter wähnt.
Nicht kann das Schönste seiner Liebe gnügen,
Die mehr und mehr sich kund zu geben sehnt:
Er merkt es nicht, wie schnell die Stunden fliegen,
Die ihm sein Kind zum letztenmal verschönt,
Bis jetzt das Morgenroth aus feuchtem Bade
Mit ros'gem Licht erhellt die dunkeln Pfade."

„Und als sie schon das schnelle Schiff erreichen,
Beut eine Spange Biörn dem Greise dar:
„Dieß sei dereinst," so spricht er, „dir ein Zeichen
Des treuen Freund's, in jeglicher Gefahr.
Nie wird des Goldes reiner Glanz erbleichen,
Ist rein wie Gold der Freund, dir treu und wahr,
Da füllt der Wind des Schiffes Silberflügel,
Und rasch zertheilt der Kiel die Meereshügel."

„Drei Jahre hat die zarte Frau getragen
Des rauhen Nordens winterliches Wehn;
Dann schied sie von der Erde ohne Klagen,
Nachdem zwei Kinder noch ihr Blick gesehn.
Mich, der mit euch schon manche Schlacht geschlagen,
Und eine Tochter, wie die Mutter schön.
Doch ach, sie ist seit langer Zeit verschwunden
Und keine Spur wird je von ihr gefunden."

„Einst schaukelten das Kind die Wärterinnen
Im blauen Meer auf leicht bewegtem Kahn,
Schon wollten sie die sichre Bucht gewinnen,
Denn Wolken kündeten des Sturmes Nah'n;
Umsonst, sie konnten nicht dem Tod entrinnen,
Den Nachen faßt der wüthende Orkan,
Vergebens trägt den Wunderring Mirande,
Es sinkt der Kahn, zerschellt am Felsenstrande."

„Vergebens läßt Biörn die Segel schwellen,
Das Ruder peitscht das ungetreue Meer;
Kein Hoffnungsstern will seine Nacht erhellen,
Und keine Welle spült den Leichnam her;
Und trostlos kehrt er heim; den falschen Wellen
Vertraut fortan sein kühner Geist nicht mehr;
Noch seufzt er oft, wenn aus den weiten Hallen
Auf's wilde Meer die trüben Blicke fallen."

„Oft mischten sich in meine Knabenspiele
Der Schwester und der Ahnen Bilder ein,
Oft sah ich mich im Traum im Schlachtgewühle
Das holde Kind aus harter Noth befrein;
Mir sagten es die innersten Gefühle,
Miranda wird nicht stets verloren sein;
Da schwur ich still, ihr Schicksal zu erkunden,
Nicht heim zu kehren, bis ich sie gefunden."

„Dieß ist das Ziel, zu dem wir muthig steuern,
Ward manche Fahrt vergeblich auch vollbracht;
Die Zukunft winkt zu kühnen Abentheuern,
Und ew'ger Ruhm entblüht aus Kampf und Schlacht.
Auch brauch' ich nicht den Muth euch zu befeuern,
Den jede Prüfung höher angefacht.
An diesem Ufer kann ich's nicht verschweigen,
Dem theure Bilder ferner Zeit entsteigen."

So sprach der Held; indeß auf Purpurflügeln
Stieg blitzend das Gestirn des Tags herauf,
Wie glänzt ihr Strahl auf Thälern, auf den Hügeln,
Aus weitem Meer, aus kleinen Bächlein auf;
Sie eilt empor; doch bald mit straffern Zügeln
Verzögert sie den allzuraschen Lauf,
Und strahlt herab aus blauen Himmelshöhen,
Indeß am Strand die lauen Lüfte wehen.

Der Führer geht mit ungewissem Schritte
Am Ufer hin und denkt der alten Zeit;
Des fernen Vaterlands, der alten Sitte,
Des Werkes, dem er Herz und Arm geweiht.
Da steht er still vor einer Fischerhütte,
Wo biedern Gruß ein muntrer Greis ihm beut:
Der ladet ihn mit freundlichem Gesichte
Zum Ruhen ein, und bringt ihm Milch und Früchte.

„Seid mir gegrüßt, nicht ist's zum erstenmale,"
Beginnt der Greis, „daß hier ein Normann weilt;
Oft hat voreinst, wenn zu dem stillen Thale
Amanda aus des Vaters Burg geeilt
An ihres Retters Arm, aus irdner Schale
Der nord'sche Held den Trunk mit mir getheilt.
Verlassen steht die Burg nun schon seit Jahren,
Seitdem der Herr in's heil'ge Land gefahren."

„So habt ihr sie gekannt, die mich geboren?"
Spricht rasch der Held, und faßt des Greises Hand;
„Die Mutter, die ich ach schon früh verloren,
Die herrliche, so habt ihr sie gekannt?
Wie tönen doch so süß in meinen Ohren
Geliebte Namen in dem fernen Land:
Und jener Greis, sprecht, ist er noch am Leben,
Der ihr des Daseins kurze Lust gegeben?"

„So muß ich doch die ew'ge Vorsicht preisen,"
Versetzt der Greis, „die aller Menschen denkt;
Amanda's Sohn willkommen hier zu heißen,
Der seinen Schritt auf meine Hütte lenkt;
Was ich schon früh gewünscht, als sie mit leisem
Noch kind'schen Fuß genaht, ward mir geschenkt.
Ach leider hat dem traurig öden Leben
Der Vater längst den Abschied schon gegeben."

„Denn als des Freiherrn Kind zum fernen Lande
Der kühne Held auf schnellem Schiff entführt,
Da rissen seines Lebens letzte Bande —
Wer lebte gern, der, was er liebt, verliert? —
Bis ihm die Schwester ihren Knaben sandte,
Der einmal noch die matte Flamme schürt;
Den hat der Greis erzogen gut und bieder;
Dann schloß er froh die müden Augenlieder."

„Schon früh trat Arnold in den Ritterorden,
Da leichter Flaum den Wangen kaum entkeimt;
Früh war er so zum Herrn der Burg geworden,
Doch war von Trübsinn oft sein Blick umsäumt;
Bald richtet' er den Blick zum fernen Norden,
Zum Süden bald, wie wer von Thaten träumt.
Doch möcht' ich fast aus andern Zeichen wähnen,
Er trug im Herzen stiller Liebe Sehnen."

„Doch weiß ich wohl, daß all die holden Frauen,
Die nah und fern der Ritter oft begrüßt,
Gar hold und freundlich auf ihn niederschauen,
Der jung und schön und reich und tapfer ist,
Nicht werd' ich zu entscheiden mich getrauen,
Ob Gram, ob Kampflust ihm am Herzen frißt;
Doch hat bis jetzt von seinem Thun und Leben
Kein Pilger noch die Kunde uns gegeben."

So spricht der Greis; indeß zur fernen Höhe
Der Ahnenburg der Ritter träumend blickt;
Ein Mädchen kommt, das in des Waldes Nähe
Gar duft'ges Kraut und Blumen abgepflückt;
Nicht weiß man, ob sie schwebe oder gehe,
Ob Muthwill oder Schmerz ihr Haupt gebückt:
Sie grüßt den Gast mit freundlich holdem Worte,
Und schreitet eilig durch die offne Pforte.

Der Ritter staunt; er weiß es nicht zu deuten,
Was ihm die Brust mit süßen Träumen füllt;
Wie Wahrheit oft und Traumgebild sich streiten,
Ob jene dem, ob dieses ihr entquillt:
So ist es ihm, als ob aus fernen Zeiten
Herüberglitt dies jugendliche Bild,
Und bald als hätt' es stets in seinem Herzen
Geweckt der Hoffnung Lust, der Sehnsucht Schmerzen.

„In tiefes Staunen seh' ich euch versinken,"
Beginnt der Greis, „da ihr dies Kind erblickt,
Wohl mag es euch kein kleines Wunder dünken,
Daß solche Schönheit meine Hütte schmückt;
Oft sah' ich wohl das Glück mir freundlich winken,
Doch solcher Zug war mir noch nie geglückt.
Oft mocht' in meinem Sinn ich dafür halten,
Es müsse hier geheimer Zauber walten."

„Denn als ich einst vor sechzehn langen Jahren —
Schon hüllte sich die Fluth in finstre Nacht, —
In's dunkle Meer zum Fischen ausgefahren,
Und glücklich schon den reichen Fang vollbracht,
Da glänzt' es fern so seltsam, wie im klaren
Erhellten Roth des Morgensternes Pracht,
Wie oft im Meer bei fernen Ungewittern
Vielfarb'ge Lichter auf den Wellen zittern."

„Und als ich dort den Nachen hingewendet,
Seh' ich ein Kind in dunkler Flut gewiegt.
Es lächelte dem Schmuck, der rings verschwendet,
Um Brust und Arm den hellen Glanz geschmiegt.
Manch Kleinod schmückt sein blondes Haupt, und blendet
In tiefer Nacht das Auge fast, vergnügt
Erhob ich's aus des Meeres dunkeln Wogen,
Und hab' es groß, wie ihr es seht, erzogen." –

„Und alles scheint viel reicher zu gedeihen,
Was ihre Hand mit ems'ger Treue pflegt;
Der Garten bringt viel schönre Blumenreihen,
Viel süß're Frucht der Baum, den sie umhegt.
Die Heerde muß sich ihrer Sorge freuen,
Die fette Milch und zarte Wolle trägt:
So hat die Tochter, die ich früh verloren,
Auf's Neue mir das wilde Meer geboren."

Kaum ist das Wort des Alten Mund entflogen,
So tritt die Jungfrau aus dem Haus herbei:
Jetzt weiß der Held, daß Ahnung nicht gelogen,
Er zweifelt nicht, daß dies Miranda sei.
Vergebens hat er nicht das Meer durchzogen,
Dem Schwure war er nicht umsonst getreu.
„Miranda," ruft der Held, „dich hab' ich wieder,
Ich bin Linkolm, der treuste aller Brüder."

„Jetzt kenn' ich euch, ihr neu entblühten Züge,
Ihr strahlt der Mutter theures Bild zurück,
Jetzt weiß ich es, daß ich mich nicht betrüge,
Das ist ihr Gang, ihr Mund, ihr Aug', ihr Blick;
Wie ich zurück in jene Zeit mich wiege,
Der sel'gen Kindheit längst vergangnes Glück –
Doch laß uns jetzt auf schnellen Schiffen eilen,
Mit Vater Biörn das schönste Glück zu theilen."

Er hält sie fest mit starkem Arm umfangen,
Die zweifelnd ihm und scheu ins Auge sieht,
Doch lös't sich bald des Herzens erstes Bangen
In stilles Glück, das ihre Brust durchglüht;
Und Thränen rinnen von den glüh'nden Wangen,
Wie herrlicher im Thau die Rose blüht:
Sie fühlt das Herz im Busen höher schlagen
Und kann kein Wort dem theuren Bruder sagen.

Jetzt läßt Linkolm den ehrnen Schild erklingen,
Daß weit der Fels die hellen Töne bricht;
Die Krieger nah'n mit hochgeschwungnen Klingen;
Sie ahnen noch das Glück des Führers nicht.
Und während sie ihn kampfbereit umringen,
Nimmt er Mirandens zarte Hand und spricht:
„Die ich so lang gesucht, sie ist gefunden,
Jetzt eilt, zur Fahrt die Anker aufgewunden!"

Laut jauchzt die Schaar, und eilt zum nahen Strande,
Und macht das Schiff zur Heimkehr schnell bereit:
Schon wenden sie es zu dem Heimathlande,
Die Lüfte geben fröhliches Geleit.
Der Greis verjüngt sich; an des Grabes Rande
Wird nicht von ihm die weite Fahrt gescheut;
Viel lieber will er sich dem Meer vertrauen,
Als sie, die er erzog, nicht ferner schauen.

Und jetzt beginnt Linkolm ihr zu verkünden,
Was einst geschehn an diesem fremden Strand,
Und wie dem Vater wird der Gram entschwinden,
Dem längst der Hoffnung letzter Strahl entschwand;
Wie er die Welt durchzogen, sie zu finden,
Indeß sie blüht im fernen Mutterland,
Dann eilt er dort mit seligem Entzücken
Im Schiff zur Abfahrt alles zu beschicken.

Sie will noch einmal in den Garten gehen,
Den sie geliebt, gewartet und gepflegt;
Und vor den Blumen bleibt sie sinnend stehen,
Von bitterm Schmerz wird ihre Brust bewegt.
„Werd' ich dich je, o Arnald, wiedersehen,“
So ruft sie aus, „für den mein Busen schlägt?
Und kehrst du einst zurück, wer wird dir sagen,
Zu welchem Ufer mich das Schiff getragen?“

Und aus dem Busen zieht sie eine Spange,
Die Arnald ihr beim Abschied noch gereicht:
Sie führt sie jetzt zur heißerglühten Wange,
Zum Auge dann, ob nicht ihr Glanz erbleicht.
Doch da sie sieht, wie hell das Gold noch prange,
Wird aus der Brust der düstre Gram verscheucht;
Sie hebt den Blick, die feuchten Augen schauen
Zum fernen Land mit gläubigem Vertrauen.

Und als des neuen Morgens helle Rosen
Dem Osten kaum nach kurzer Nacht entglüht;
Als sich der Wind erhob mit leichtem Kosen
Und flücht'ge Wirbel durch die Fluten zieht;
Da eilt zum Schiff die Schaar mit frohem Tosen,
Der Anker ist gelös't, das Ufer flieht,
Bald schwindet's ganz, und nichts ist mehr zu sehen,
Als weites Meer, und blaue Himmelshöhen.

Zweiter Gesang.

Wohl ist dem Lenz die milde Hoffnung eigen,
Die fröhlich sich in leichten Liedern regt,
Der Rose Glut, der Lilie Duft bezeugen,
Welch Feuer er in seiner Tiefe trägt;
Der Sommer hält in dichtverhüllten Zweigen
Mit grüner Nacht das glüh'nde Herz umhegt,
Der kühle Hain, der süße Duft der Blüten,
Scheint zarte Huld und stilles Glück zu bieten.

Doch wen das Leid mit starrem Arm umfangen,
Wem hoffnungsloser Schmerz das Auge netzt,
Dem frommt nicht mehr der Blumen reiches Prangen,
Nur tiefer wird die kranke Brust verletzt,
Das ferne Blau regt schmerzliches Verlangen,
Die Lieder schweigen, die das Leid ergötzt,
Der Sonne heitre Glut, die goldnen Sterne,
Sie mahnen nur an unerreichte Ferne.

So liebt die Welt den Traurenden zu höhnen,
Und lächelt, wenn ihn tiefes Weh verzehrt,
Und auf die Wangen lockt sie heißre Thränen,
Je herrlicher ihr Antlitz sich verklärt;
Doch mag die Hoffnung oft sein Leid versöhnen
Und zeigt das Herz beseligt und erhört,
Wenn auf der Flur die zarten Blüten sterben
Und Ungewitter nahn und drohn Verderben.

So fühl' ich jezt den Muth sich mir erneuen,
Die Hoffnung führt Gesang und Kraft zurück,
Mag Laub und Blumen wild der Sturm zerstreuen,
Nur süßre Früchte baut das holde Glück;
Und zarte Blüten wird es mir verleihen,
Begrüßt du freundlich mich mit holdem Blick.
Mag Berg und Thal mit Eis sich kalt umsäumen,
Im Herzen fühl' ich nun den Frühling keimen.

Drum will ich auch von jener Zeit verkünden,
Die Lieb' und Glück, Wunsch und Gewährung eint,
Die goldne Zeit, wo wir zuerst empfinden,
Welch süßes Glück das dunkle Sehnen meint,
Wenn Liebe sich und Gegenliebe finden;
Das trunkne Auge sel'ge Thränen weint, —
Zwar ward mir nie so hohe Gunst zu eigen,
Doch wird ein Gott den holden Pfad mir zeigen.

Es war in jenen ersten Frühlingstagen,
Wo purpurn sich der Rose Kelch erschließt;
So dunkles Sehnen scheint ihr Duft zu tragen,
Der ihre Glut in's offne Herz ergießt,
Rein strahlt im Blau der Sonne goldner Wagen,
Von tausend Stimmen leis und laut begrüßt,
Da war zum Jagen Arnald ausgezogen,
Mit gutem Schwert bewehrt, mit Pfeil und Bogen.

Schon manches Wild war seinem Pfeil erlegen,
Und höher loderte der Sonne Brand,
Da klimmt er leicht auf ungebahnten Wegen
Der Tiefe zu, an steiler Felsen Rand;
Oft gähnt vor ihm der Abgrund, doch verwegen
Bringt ihn ein kühner Sprung auf sichres Land,
Da hält ein Thal ihn kühl und weich umschlossen,
Durch das die Flut ein Silberbach ergossen.

So stille Kühlung dunkler Waldesschatten,
So süßer Duft, so milder Lüfte Wehn,
So frisches Grün der schwellend weichen Matten,
Die Blumen, die so licht am Bache stehn,
Und sich in klarer Flut, die auf den glatten
Krystallnen Kieseln murmelnd rollt, besehn; —
Der Quell, der Duft, das Grün, die frische Kühle
Regt in der Brust ihm seltsame Gefühle.

Er blickt hinauf zum dunkelblauen Raume,
Kein Wölkchen schwimmt am weiten Himmelsplan;
Er blickt hinab zum klaren Wellenschaume,
Auch unten ist der Himmel aufgethan;
Dem Ritter ist, als ob im leichten Traume
Sich ferner Zeit Erinnerungen nahn;
Er muß zuerst in diesen Thalgewinden
Der dunklen Sehnsucht Lust und Qual empfinden.

Und wo das Thal sich zwischen Felsenwänden
Verengt, wo lauter sich die Welle bricht,
Dort scheint den Tag ein dichter Wald zu enden,
Der düstre Schatten um das Ufer flicht:
Noch süßre Ruhe mag der Ort wohl spenden,
Der weichres Moos und tiefre Nacht verspricht;
Er ahnet nicht, in diesen Waldrevieren,
Das, was er sucht, auf immer zu verlieren.

Und wie er um die nächste Bucht gegangen,
Da nimmt ein holdes Bild sein Auge wahr,
Wo drohend weit die Felsen überhangen,
Da kniet ein Kind am ländlichen Altar;
Die Andacht röthet höher ihre Wangen,
Ein frischer Kranz umfängt ihr blondes Haar.
Wohin ihr Blick gewendet und ihr Flehen,
Der Himmel ist in ihrem Aug' zu sehen.

Sie liegt im brünstigen Gebet ergossen,
Ihr reiner Geist erhebt sich himmelwärts,
Von Thränen ist das Auge sanft umflossen,
Doch weinet diese Thränen nicht der Schmerz.
Um Ird'sches nicht hat sich ihr Mund erschlossen,
Um ew'ge Klarheit fleht ihr frommes Herz;
Das Lächeln, das sie mild verklärt, verkündet,
Wie des Gebets Erhörung sie empfindet.

Der Ritter weilt, die trunknen Augen hangen
An ihrem Blick, der sanft zu Boden sinkt,
Er steht erstarrt, ein niegefühltes Bangen
Füllt seine Brust, sein feuchtes Auge trinkt
Den holden Reiz mit seligem Verlangen;
Ein neues Leben ist's, das ihn durchdringt;
Er regt sich nicht; es möcht' ihr Blick ihn finden,
Und sie vielleicht auf ewig ihm entschwinden.

Nicht kann er mehr den Ort umher erkennen,
Er weiß es nicht, wie er hierher sich fand;
Er fühlt es nicht, wie ihm die Wangen brennen,
Da er zuerst ihr Antlitz ganz erkannt;
Er kann den Blick von ihrem Blick nicht trennen,
Wie oft er ihn auch schüchtern abgewandt;
Sein Athem stockt, von dannen möcht' er eilen,
Und muß doch stets auf dieser Stelle weilen.

Von neuem hebt der Blick der Heil'gen, Schönen,
Zum Himmel sich im brünstigen Gebet;
Es lauscht sein Ohr, ob nicht in leisen Tönen
Die Stimme sich der Lieblichen verräth;
Da schlägt an Arnalds Ohr ein dumpfes Dröhnen,
Als ob der Sturm in hohen Gipfeln weht,
Er schaut umher, und zu der beiden Schrecken
Bricht wild ein Eber durch die dichten Hecken.

Und auf die Schöne stürzt er sich verwegen,
Gesenkten Haupts, im ungestümen Lauf,
Schnell blitzt in Arnalds Hand der edle Degen,
Zum Altar eilt er flügelschnell hinauf,
Die Schneide stürmt dem Ungethüm entgegen,
Doch hält sie nicht sein grimmig Wüten auf;
Doch als sein Blut entströmt aus leichten Wunden,
Hat auch sein Blick den stärkern Feind gefunden.

Er wühlt den Grund, die kleinen Augen blitzen,
Unbänd'gen Zorn in rother Glut entbrannt,
Er haut umher, der Zähne scharfe Spitzen
Durchdringen Arnalds leichtes Jagdgewand,
Der fühlt sein Blut aus mancher Wunde spritzen,
Doch kühner schwingt den Degen seine Hand:
Und wilder strebt, je tiefre Wunden klaffen,
Das Ungethüm, den Feind dahin zu raffen.

Um stärker jetzt den Angriff zu erneuen,
Zieht sich's zurück und bricht nur wilder los;
Doch schreckt den Ritter nicht sein grimmig Dräuen,
Nur sichrer führt die starke Hand den Stoß;
Wo Bug und Brust sich fügen und entzweien,
Da bahnt sein Schwert dem Leben weit und groß
Ein offnes Thor; das Unthier fällt, im Sterben
Verletzt sein Zahn den Feind und droht Verderben.

Die Jungfrau hat von steilen Felsenhöhen,
Wohin sie leicht den flücht'gen Schritt gewandt,
Dem grimmen Kampf mit Thränen zugesehen,
Und heißes Flehn zu Gott emporgesandt.
Erhört ist jetzt der Frommen lautes Flehen,
Und was sie dankbar in der Brust empfand,
Was ihr das Herz bewegt in frohem Schlagen,
Das möchte sie dem Ritter gerne sagen.

Doch sieht sie ihn mit einemmal erblassen,
Von tiefen Wunden matt und langem Streit,
Er will den nächsten Baum im Taumel fassen;
Jetzt sinkt er hin, und tiefe Dunkelheit
Umhüllt den Blick; die müden Hände lassen
Das gute Schwert, so scharf und kampfbereit;
Der Athem stockt, und alle Sinne schwinden,
Noch zuckt die Hand, des Schwertes Griff zu finden.

Sie eilt hinzu, es klaffen breit die Wunden,
Doch lodert noch des Lebens Flamme schwach;
Heilsame Kräuter hat sie bald gefunden,
Und frisches Naß geschöpft am klaren Bach;
Kaum hat sie den Ohnmächtigen verbunden,
Da öffnen sich die Augen hell und wach,
Und knieend sieht er neben sich im Grünen
Die zarte Jungfrau sorgsam ihn bedienen.

Und beide wollen jetzt einander danken,
Und beide nennen Pflicht, was sie gethan:
Ihr freundlich Wort ermahnt den kühnen Kranken,
Der kaum des Lebens neues Licht gewann,
Zu schweigen und zu ruhn; oft will er wanken,
Indem manch sanftes Wort dem Mund entrann;
Da floh der Tag, und bei des Abends Scheine
Führt sie den Ritter aus dem dunklen Haine.

Wohl nennt sie's Pflicht, daß sie den, der sein Leben
Für sie gewagt, mit zarten Händen stützt;
Er hat sich gern der Leitung hingegeben,
Ihn führt ja die, die jüngst sein Schwert beschützt,
Wie wird er ihrem Bitten widerstreben,
Für die er all sein Blut so gern verspritzt;
Und mehr noch als Verband und Trank und Kräuter
Stärkt ihn ihr Blick, so freundlich und so heiter.

So gehn sie durch die abendlichen Haine,
Und sind sich kaum des eignen Glücks bewußt,
Wohl fühlt der Ritter bei dem goldnen Scheine
Ein glühend Feuer in der jungen Brust;
Und die ihn leitet, sie die hohe Reine,
Empfindet wohl, zu groß sei diese Lust.
Doch muß sie stets für Pflicht und Dank erkennen,
Wenn höher ihr die zarten Wangen brennen.

O süßes Wandeln durch die stillen Räume,
Wenn Liebe stumm am Arm der Liebe geht.
Wie glänzend sind die lichten Blütenbäume,
Wie süß der Duft, der mild hernieder weht.
Wie selig sinkt das Herz in goldne Träume,
Die nie der Mund, und kaum der Blick gesteht; —
So sind sie jetzt bis zu dem Ort gegangen,
Wo tief ins Meer die Felsen niederhangen.

Hier steht das Haus, von Bäumen halb verborgen,
Wo jene wohnt, die seinen Schritt gelenkt.
Sie mahnt ihn jetzt, gequält von bangen Sorgen,
Der lange schon der Wunden nicht mehr denkt,
Im kleinen Haus zu ruhen bis zum Morgen,
Wenn neue Kraft der Schlummer ihm geschenkt.
Er hat sich ihrer Pflege hingegeben,
Wie konnt' er ihr, der Holden, widerstreben!

Dort harrt der Greis mit ungeduld'gem Bangen,
Den freundlich sie mit Vaternamen grüßt;
Gar freudig hat er seinen Gast empfangen,
Der ein geliebter, milder Herr ihm ist;
Der möchte zwar zur Ruhe nicht verlangen,
Da schon der Greis die müden Augen schließt,
Doch hat sie schon das Lager ihm bereitet,
Auf das der Ritter sanft herniedergleitet.

Wohl ist die Ruhe süß nach heißen Siegen
Auf blut'gem Feld, auf edler Helden Grab;
Doch süß'rer Schlummer muß den Ritter wiegen,
Dem liebe Hand so sanftes Lager gab;
Die Träume, die der dunklen Nacht entstiegen,
Sie brechen nur das Grün der Hoffnung ab;
Nicht blut'gen Lorbeer, weiße Myrtenblüten
Scheint ihre Hand dem Schlummernden zu bieten.

Und täglich hat der Ritter sie gefunden,
Dort, wo er sie zum erstenmal erblickt;
Wie schwanden da so mild die flücht'gen Stunden
Den beiden hin, in sel'gem Wahn beglückt;
Sie wandelten so einig und verbunden
Von süßer Liebe stillem Glanz geschmückt;
Doch ach! wie bald ist doch das Glück zerronnen,
Und bittrer Schmerz für kurze Lust gewonnen.

Denn als er einst das kühne Wort gesprochen,
Das kaum ihr Herz und nie ihr Mund bekannt,
Da war die Ruh der zarten Brust gebrochen,
Die nimmer ihn den Ihren noch genannt;
Wie ist so schwer die Kühnheit jetzt gerochen,
Da sie den Blick erröthend abgewandt;
Da sie die Hand dem Flehenden entzogen,
Und diese Worte ihrem Mund entflogen:

„Ihr seid zum Ruhm, zu großer That erkoren,
Zum Kampfe für das Recht ruft euch die Pflicht;
Ich bin des Fischers armes Kind geboren,
Mir ziemt des hohen Ritters Liebe nicht;
Und bei dem ew'gen Gotte sei's geschworen,
Der nie das Wort, das er gesprochen, bricht:
Nie könnt ihr mich, die Arme, euer nennen,
Die ewig Pflicht und Schicksal von euch trennen."

Vergebens ist des Ritters heißes Flehen,
Den dieses Wort mit dumpfer Qual bewegt;
Auf ewig soll er von der Theuren gehen,
Der einen Tag der Trennung kaum erträgt,
Er darf nicht mehr das holde Antlitz sehen,
Nicht sie, für die allein das Herz ihm schlägt:
Wohl droht es oft vor Schmerzen zu zerspringen,
Wenn Lieb' und Pflicht verzweifelnd in ihm ringen.

Er schweigt und geht, er darf sich nicht beklagen;
Schnell ist ein Schiff zu langer Fahrt bereit.
Zum heil'gen Lande soll es rasch ihn tragen,
Dort, hofft er, stirbt in Kampf und Schlacht das Leid!
Ein Wort nur will er noch der Lieben sagen,
Das letzte Wort empfahn, das sie ihm beut;
O thöricht Herz, gern magst du dich betrügen,
Und Hoffnung dir, da wo sie schwindet, lügen.

Schon ist die Schaar zum Ufer hingezogen,
Und mit den Wimpeln spielt die laue Luft;
Rein glänzt das Morgenroth am Himmelsbogen,
Die Blüten streuen milden Frühlingsduft;
Da geht er still, um Lieb' und Glück betrogen,
Als schon das Horn zur weiten Ferne ruft,
Z. ihr hinab, sie sieht ihn traurig nahen;
Wie soll sie ihn, den Armen, jetzt empfahen!

Er will sie nicht durch lauten Schmerz betrüben,
Wie bitter ihn der Trennung Qual durchwühlt;
Sich würd' er nur, und nicht die Reine, lieben,
Die keinen Schmerz, als nur durch ihn gefühlt,
Und ist ihm keine Freude mehr geblieben,
Wird von der Hoffnung nie sein Leid gekühlt:
So ist ihm doch der eine Trost geblieben,
Er sei es werth, die Herrliche zu lieben

Sie will ein mildes Wort dem Ritter sagen,
Das Trost und Ruh in seine Seele bringt,
Nicht soll er einst verzweifelnd sie verklagen,
Daß trostlos sie zur weiten Fahrt ihn zwingt;
Nicht kann sie Hoffnung ihm zu geben wagen,
Da selbst in ihr noch Pflicht und Liebe ringt:
Doch soll der bittre Schmerz ihn nimmer kränken,
Als würde sie nicht freundlich sein gedenken.

Er soll versöhnt und muthig von ihr scheiden,
Wenn sie ihm sagt, daß er ihr theuer bleibt;
An dieser Stunde soll sein Blick sich weiden,
Wenn wilder Schmerz sein beßres Sein betäubt,
In muth'ge That soll sich sein Kummer kleiden,
Der edle Frucht in edlen Herzen treibt:
Wohl geht sein Weg durch Kämpfe und Gefahren,
Doch, hofft sie, schützen ihn der Engel Schaaren.

Schon naht er sich; sie geht ihm rasch entgegen,
Und zwingt das Leid tief in die Brust zurück;
Zwar will es sich bei jedem Schritte regen,
Und füllt mit Thränen oft den reinen Blick:
Den Ritter muß es tiefer noch bewegen,
Er geht dahin und flieht sein einz'ges Glück;
Und keines will den Schmerz dem andern zeigen,
Und beide ringen zwischen Wort und Schweigen.

O bittrer Augenblick, o bange Stunde,
Wenn hart die Zeit zum ew'gen Scheiden drängt,
Dann blutet heftiger die tiefe Wunde,
Von düstern Qualen wird die Brust beengt,
Das letzte süße Wort erstirbt im Munde,
Als würde noch ein Abschied uns geschenkt.
Doch muß er jetzt dies herbe Schweigen brechen,
Er ruft den Muth herauf, dieß Wort zu sprechen:

„Dieß letzte Lebewohl laß mich dir sagen,
Du Einzige, die dieses Herz geliebt;
Wohl bin ich stark, das bitterste zu tragen,
Wenn auch die Hoffnung mir den Muth nicht giebt;
Nicht feige will ich weilen und verzagen,
Da meine Liebe dich so tief betrübt;
Doch werd' ich stets in Schlachten und Gefahren,
In Noth und Tod dein heil'ges Bild bewahren."

„Du bist es, die mich treibt zu kühnen Thaten,
Weit von dir weg auf eine edle Bahn.
Du hast mir selbst zum großen Werk gerathen,
Dir bin ich ja auf ewig unterthan;
Den Vätern, die den großen Pfad betraten,
Wohl kann ich einst getrost mich ihnen nahn:
Muß auch von ungeheuerm Schmerz zerrissen
Die Ruhe stets dies arme Herz vermissen."

Er schweigt; nicht hemmt Miranda mehr die Thränen,
Doch spricht sie tiefbewegt das leise Wort:
„O lebe wohl, doch wolle nimmer wähnen,
Mein Zürnen treibe dich, mein Wille, fort.
Nach deinem Gruße werd' ich oft mich sehnen,
Mir folgt dein Bild, dein Blick an jedem Ort.
Doch mag die Pflicht noch Größeres verlangen,
Ihr folg' ich, wie das Herz mir möge bangen."

„Vergebens hofft das holde Glück zu finden,
Wem an dem Herzen düstre Reue nagt,
Die, wenn die Lust entflohn auf raschen Winden,
Ihn härter nur, ob seiner Schuld, verklagt;
Soll auch in Nacht und Sturm das Leben schwinden,
Einst wird es hell, und ew'ge Freude tagt:
Viel besser ist es ohne Schuld zu sterben,
Als ew'ges Leid für kurze Lust zu erben."

„O großes Herz, wie darf ich mein dich nennen,"
Ruft Arnald aus, „das solche Würde füllt!
Nicht darf die Brust in ird'scher Flamme brennen,
Wenn so dein Wort den Thatenlosen schilt.
Wie darf ich zagen, mich von dir zu trennen,
Bei der allein so großes Opfer gilt.
Du sollst es nie, du Herrliche, beklagen,
Daß du mein Bild in deiner Brust getragen."

„Bei diesem Ringe sollst du mein gedenken,"
Nimmt sie das Wort und reicht ihn Arnald hin;
„Dem kann allein ich dieses Kleinod schenken,
Der tadellos von reinem edlen Sinn.
Wirst du dereinst zurück die Schritte lenken,
Dann ist vielleicht der rasche Traum dahin:
Doch soll des Ringes klarer Schein dir künden,
Wie hoffnungslos mich Lieb' und Pflichten binden."

„Nur eines noch," spricht Arnald, „will ich flehen,
Eh mich das Schiff zum fernen Lande führt;
Mit diesem Troste mög' ich von dir gehen,
Wenn dich mein Schmerz und meine Liebe rührt:
Willst du nach dieser Spange öfter sehen,
Die nie, wenn ich gesund, den Glanz verliert:
Doch wird das Gold zum dunklen Schwarz sich trüben,
Wenn ich verwundet oder todt geblieben."

Noch einmal muß er ihre Hand umfassen,
Die ach so oft in seiner Hand geruht;
Noch senkt sich Blick in Blick, und beid' erblassen,
Fast flieht im letzten Scheidegruß ihr Muth;
Da eilt er fort; wo er sein Herz gelassen,
Da muß er fliehn; hinaus auf wilde Flut
Ruft ihn das Horn, die weißen Segel schwellen,
Schon treibt das Schiff auf leichtbewegten Wellen.

Und hoffnungslosen Ernstes düstre Falten
Umziehen seinen jugendlichen Blick.
Oft fassen ihn die nächtigen Gewalten
Und führen zur Verzweiflung ihn zurück;
Doch spiegeln in dem Ringe die Gestalten
Der sel'gen Zeiten sich, das goldne Glück,
Dann weiß das Herz im ungestümem Schlagen
Das herbe Loos, der Ferne Leid, zu tragen.

Im Morgenland, im wilden Schlachtgewühle
Sind so drei bange Jahre ihm entflohn,
Wohl scheints, als sprách dem bitteren Gefühle
Das flücht'ge Glück im Siegerkranze Hohn;
Stets beut es, wie im leichten Kampfesspiele,
Dem tapfern Schwert des Sieges edlen Lohn;
Nie kann sein Arm in Schlacht und Kampf ermüden;
Wo er erscheint, da ist der Sieg entschieden.

Wenn oft der Feinde Schwarm von allen Seiten
So wilde Schläge auf den Tapfern führt,
Stets muß der Stahl am Ringe fruchtlos gleiten,
Der unverrückt des Ritters Panzer ziert;
Sein Blitzen stählt den Arm im grimmen Streiten,
Der immer nun des Kampfes Flamme schürt;
Und treffen den Verwegnen leichte Wunden,
Zu höh'rer Kraft nur scheint er zu gesunden.

Vergebens sucht in dichten Feindesschaaren
Arnald den Tod; er scheint ihn stets zu fliehn.
Er forscht umsonst nach drohendern Gefahren,
Sie kühlen nicht des Herzens düstres Glühn;
Er muß ihr Bild und seinen Schmerz bewahren,
Die ungetrennt mit ihm die Schlacht durchziehn;
Doch scheint der Ruhm nach heißerkämpften Siegen
In kurze Ruh das bittre Leid zu wiegen.

Schon ist der Sieg, der blutige, errungen
Auf immer scheint der wilde Kampf gestillt;
Nicht hält er mehr sein sehnend Herz bezwungen,
Ihn treibt es fort zu jenem hohen Bild,
Das ewig hält sein tiefstes Sein umschlungen,
Das ihn mit Schmerz, mit sel'gem Glück erfüllt;
Schon ist das Schiff ins Meer hinab gezogen,
Und endlos dehnen sich die grünen Wogen.

Schon sieht er fern die starren Felsen ragen,
Die alles, was er liebt und hofft, umhegt:
Kaum kann er jetzt, was ihn bestürmt, ertragen,
Daß ungestüm sein Herz im Busen schlägt:
Und als das Schiff die Lüfte flücht'ger jagen,
Das näher ihn und immer näher trägt;
Als sich die wohlbekannte Bucht erschlossen,
Da jauchzt er laut mit seinem Kampfgenossen.

Schon hat sein Fuß das theure Land erstiegen;
Wo an dem Fels die kleine Hütte lehnt,
Dort eilt er hin mit athemlosem Fliegen,
Wo er geliebt, wenn auch verschmäht, sich wähnt.
Sein Busen trinkt die Luft mit gier'gen Zügen,
Die sie verhaucht, die er so lang ersehnt:
Ihm ist's, als müßte sie ihn plötzlich grüßen,
Doch säumt er noch die Thüre zu erschließen.

Wie oft der Mensch schon an des Glückes Schwelle,
Die er durch Nacht und Sturm und Kampf erstrebt,
Noch zagend steht, und zu der dunklen Welle,
Der er entrann, noch einmal blickt, und bebt,
Daß statt des Morgens langersehnter Helle
Sich schwärzre Nacht aus jenem Dunkel hebt:
So steht auch Arnald jetzt, und düstres Bangen
Hält seine Brust mit einemmal umfangen.

Und tausend Stimmen scheinen ihn zu mahnen
An jene Zeit, an jenes süße Glück;
Noch einmal fällt auf jene blut'gen Bahnen,
Auf jenen Schmerz sein thränenschwerer Blick,
Und ihn ergreift der Zukunft banges Ahnen,
Als müß' er noch einmal den Pfad zurück, —
Da tritt er ein, verwundert bleibt er stehen,
Viel anders ist's, als er gehofft, zu sehen.

Ganz anders ist die Hütte jetzt gestaltet,
Denn Fremde wohnen in dem stillen Haus;
Die sonst so froh und mild darin gewaltet,
Sie geht nicht mehr, wie sonst, hier ein und aus;
Ihm ist das Herz verwandelt und erkaltet,
Die Hoffnung tauscht mit finstrer Nächte Graus:
Doch facht er neu die Glut, und will erfragen,
Was mit dem Greis, mit ihr, sich zugetragen.

Nicht deutlich ist die Antwort, die sie geben,
Verworren ist der Rede finstrer Sinn:
Nur daß der Greis, die Tochter noch am Leben,
Das ist der Forschung schmerzlicher Gewinn,
Und daß ein Schiff sie ohne Widerstreben
Davon geführt, zum fernen Norden hin;
Denn an der Waffen Zeichen, die sie nennen,
Ist leicht der nord'sche Krieger zu erkennen.

Der Ritter starrt mit ungewissen Blicken
Den Sprecher an; er traut den Ohren kaum;
Fast will der Wahnsinn seinen Geist bestricken,
Verwandelt scheint der wohlbekannte Raum;
Wie oft in heimlich unerforschten Tücken
Den müden Schläfer neckt der bange Traum:
So scheint die Täuschung grausam ihn zu höhnen,
Er kann an Wort und Sinn sich nicht gewöhnen.

Nur bittrer muß sein krankes Herz empfinden
Das tiefe Weh, das ungeheure Leid;
Den letzten Strahl der Hoffnung sieht er schwinden,
Die flüchtig kaum den matten Schein erneut.
Nichts kann ihn mehr ans arme Leben binden,
Das langen Schmerz nach kurzer Täuschung beut:
Nicht hofft er mehr in Krieg und wilden Kämpfen
Der langen Sehnsucht hartes Leid zu dämpfen.

Ihn flieht der Muth des Lebens Last zu tragen,
Da alles Glück und Hoffen ihm geraubt:
Vergebens ist's zu kämpfen, wie zu klagen,
Da er verachtet und gehaßt sich glaubt.
Da spricht ein Hirt: es gehen dunkle Sagen,
Die Krone schmücke jetzt der Hirtin Haupt;
Von nord'schen Eltern sei sie hoch geboren,
Die früh das Kind auf wildem Meer verloren.

Der Bruder sei vor kurzem angekommen,
Und habe seine Schwester gleich erkannt;
Ins schnelle Schiff hab' er sie mitgenommen
Zur kühnen Fahrt ins ferne Vaterland.
Er schweigt; ein Hoffnungsstrahl ist nun entglommen,
Der Rittersinn auf neue That gewandt:
Er will hinaus, und kann nicht Ruhe finden,
Bis frisch die Segel schwellen in den Winden.

O, ruft er aus, wie durft' ich thöricht wähnen,
Sie liebe mich, sie denke schmerzlich mein:
Sie werde sich nach meinem Gruße sehnen
Und meine Rückkehr werde sie erfreun.
Zwar schwamm ihr letzter Blick in heißen Thränen,
Ihr Mund verhieß: ich denke schmerzlich dein.
Doch mochte wohl dies Wort das Mitleid sprechen,
Um nicht dies Herz auf einmal ganz zu brechen.

Du sitzest jetzt auf hocherhabnem Throne,
Und denkest wohl des armen Arnald nicht;
Dein blondes Haupt schmückt eine goldne Krone,
Das Auge strahlt in hoffnungsreichem Licht;
Das nie Gewünschte wird dir jetzt zum Lohne;
So lohnt dem Herzen oft die ernste Pflicht,
Und giebt der Seele ungetrübten Frieden,
Ward auch das höchste Glück ihr nicht beschieden.

Doch möcht' ich dich nur einmal noch erblicken,
Für die mein Herz dies bange Leben trägt,
Dein hohes Bild frisch in die Brust mir drücken,
Die dieser Wunsch allein zur That bewegt;
Noch könnte diese Hoffnung mich beglücken,
Die leise nur die schwache Stimme regt:
In deiner Krieger Reihen dich zu schützen,
Und einst für dich mein Herzblut zu verspritzen.

Er sprichts, und gönnt den müden Schiffsgenossen
Im heim'schen Land nur kurz gemeßne Rast,
Doch wendet keiner von ihm sich verdrossen,
Denn keiner scheut Gefahr und Krieges Last:
Zur kühnen That sind alle froh entschlossen,
Die edler Durst nach Ruhm und Ehre faßt:
Die Treuen, die des Führers Werth erkennen,
Wird keine Noth von ihrem Herren trennen.

Wem einmal nur in kühnen Abentheuern
In kecker Lust der tapfre Busen schlug;
Und wer gewohnt durch dunkle Flut zu steuern,
Wer Noth und Kampf, Gefahr und Wunden trug,
Den freut es nicht, in träger Ruh zu feiern;
Der kühne Mann hat nie des Ruhms genug:
Und schmäht er oft der Krieger hartes Leiden,
Er kann den Kampf und die Gefahr nicht meiden.

Die Vorsicht mahnt, die Stürme jetzt zu scheuen,
Die herbstlich schon am kühlen Morgen wehn.
Doch wem im Busen wild're Stürme dräuen,
Den treibt's durch Sturm und Nacht hindurch zu gehn.
Drum muß der lecke Kiel sich schnell erneuen,
Um in der Wuth der Wellen zu bestehn;
Der Wald ertönt von scharfer Aexte Schlägen,
Und rollt zum Strand hinab auf schroffen Wegen.

Schon füllen sich die Segel in den Winden.
Das Steuer seufzt, das laute Horn ertönt;
Dem Führer soll der Freude Ruf verkünden,
Wie jeder sich nach kühnen Thaten sehnt:
Und wie die Ufer immer ferner schwinden,
Und nur das Meer vom Schlag der Ruder dröhnt;
Da fühlt der Ritter in dem tapfern Herzen
Nur halb den Gram, der Liebe bittre Schmerzen.

Schon sehen sie des Nordlands Felsen ragen,
Die tief sich senken in die schwarze Flut:
Die Schaar der Krieger jauchzt, und freudig schlagen
Die Herzen schon im kühnen Kriegesmuth.
Kaum kann die Zögrung Arnalds Eifer tragen,
Der ungeduldig nie zu treiben ruht:
Wie ungestüm die nord'schen Lüfte wehen,
Vor ihnen muß sich jedes Segel blähen.

Und als die dunkle Nacht mit schwarzen Schwingen
Das hohe Meer, den Himmelsraum, verhüllt,
Kein Sternlein will die Wolkennacht durchdringen,
Die Brandung braus't, es tobt der Sturm und brüllt,
Und thürmet Well' auf Welle; mühsam ringen
Die Ruderer von banger Furcht erfüllt:
Doch Arnald weiß den Muth neu zu befeuern
Und durch die Nacht das müde Schiff zu steuern.

Gewalt'ger rast der Sturm, die Maste krachen,
Zu Bergen schwillt die finstre Woge an:
Jetzt öffnet sich des Abgrunds dunkler Rachen
Der Kriegerschaar, jetzt treibt sie himmelan:
So schleudert wild gleich einem leichten Nachen
Der Sturm das Schiff auf unbekannter Bahn:
Und immer drohn die hochgethürmten Wellen
Am Felsenriff das Fahrzeug zu zerschellen.

Vergebens ist's den Wogen widerstreben,
Zerbrochen ist das gute Steuer schon:
Des Führers Ruf verhallt, die Töne schweben
Im Sturm dahin, er spricht dem Muthe Hohn.
Wo Felsenzacken aus der Flut sich heben,
Dorthin wirft er das Schiff mit grimmem Droh'n:
Es kracht und birst: die weiten Wunden trinken
Die salz'ge Flut, und Schiff und Krieger sinken.

Dritter Gesang.

Nur Wen'gen ist das süße Loos beschieden,
Durch Blütenduft und mildes Frühlingswehn,
In ungetrübter Ruh und sel'gem Frieden
Geliebt und froh durchs Leben hinzugehn;
Die stets der Kampf und nie der Sieg gemieden,
Die aus dem Glück nur schön'res keimen sehn,
Und niemals aus der Dichtung Blumenauen
Ins dunkle Reich der Wirklichkeiten schauen.

Denn ach die sel'ge Zeit ist längst vergangen,
Die solches Glück dem Sterblichen verliehn.
Jetzt hält das Leben eisern ihn umfangen,
Und führt durch Kampf zu neuen Kämpfen hin.
Ihn treibt durch Streit und Sturm ein wild Verlangen,
Und neu Begehren ist des Sieg's Gewinn.
Er kann nicht Ruh und stillen Frieden finden,
So lang die ird'schen Bande ihn umwinden.

Doch die den Geist dem Niedern abgewendet,
Nach großem Ziel mit edlem Muth gestrebt,
Die nie des Schlechten falscher Schein geblendet,
Die immer treu dem bessern Sein gelebt,
Die hat durch Stürme das Geschick gesendet,
Und bittres Leid mit kargem Glück verwebt,
Um herrlicher nach Leiden und Entbehren
Am hohen Ziel den Sieger zu verklären.

So gingst auch Du durch Leiden und Gefahren,
Durch harte Noth und feindliches Geschick:
Doch weißt du stets den Muth dir zu bewahren;
Und spendest, wo Du wandelst, Freud' und Glück:
So mußt auch Du das schöne Loos erfahren,
Und heitrer strahlt nach herbem Leid Dein Blick;
Und freundlich reicht zum heißerkämpften Lohne
Der Himmel dir die edle Siegerkrone.

Wohl mancher treibt auf sturmbewegten Wogen,
Auf irrer Bahn in schwarzverhüllter Nacht,
Der früh aufs heitre Meer hinausgezogen,
Und an Gefahr und Wellen nicht gedacht.
Jetzt wähnt er sich verlassen und betrogen,
Und zagend grollt er mit der höhern Macht,
Er kann der Flut, dem Sturm nicht widerstehen,
Und muß im Kampf verzweifelnd untergehen.

Und wem der Hoffnung letzter Schein verglommen,
Und doch der Muth im kühnen Herzen schlägt;
Dem ist die Noth, der grimme Kampf, willkommen,
Der ihn zum Sieg, vielleicht zum Tode trägt,
Der hat den Kranz mit kecker Hand genommen,
Wenn auch das Leid den Busen tief bewegt,
Und fasset ihn mit starrer Hand Verderben,
Oft wird er Sieg und Frieden sich erwerben.

Auch Arnalds Muth war ungebeugt geblieben,
Als in der Flut das lecke Schiff versank;
Er dachte wohl mit Schmerz der nahen Lieben,
Für die er treu mit Sturm und Wellen rang.
Nicht wird sein Tod, die er verlor, betrüben,
Wenn unbekannt die Woge ihn verschlang,
Nicht achtet er das sturmbewegte Leben;
Ihm hat es nichts als Täuschungen gegeben.

Doch will er feig am Leben nicht verzagen,
Er ist sich der geprüften Kraft bewußt.
Die Flut beginnt sein starker Arm zu schlagen,
Der Brandung beut er kühn die tapfre Brust;
Und sieh', die Wellen weichen sanft und tragen
Den Ritter leicht, und kräuseln sich in Lust;
Und glänzend scheint in farbenreichen Strahlen
Am Ringe sich die dunkle Flut zu malen.

Und wo des Ufers Rand mit weichem Moose
Ins tiefe Meer sich sanft herniedersenkt,
Dort spült die Flut mit freundlichem Gekose
Den Ritter hin, den fast sein Leben kränkt;
Doch sehnt er bald sich aus mit seinem Loose,
Da er an sie, die herrliche, gedenkt;
Sie könnte ja in seiner Nähe weilen,
Und jeden Schmerz und jede Wunde heilen.

Ermattet sinkt der kühne Schwimmer nieder,
Und lagert sich am weichen Meeresstrand;
Noch strahlt kein Stern am dunklen Himmel wieder,
Und öde Nacht verhüllt das weite Land;
Der Schlummer löst die halberstarrten Glieder,
Und knüpft im Hoffen neu des Lebens Band;
Denn in des Traumes zauberischen Auen
Ist sanft und mild ihr holdes Bild zu schauen.

Wohl hat, wer liebt, das holde Glück empfunden,
Das sparsam, ach, der süße Traum ihm beut;
Wenn liebend ihn die Spröde hält umwunden,
Die Ferne naht, und tilgt der Trennung Leid,
Dann spielt noch in des Tages heißen Stunden
Der holde Traum mit starrer Wirklichkeit,
Und immer muß mit schmerzlichem Entzücken
Das trunkne Herz nach jenem Bilde blicken.

Sie sitzt erhöht auf einem goldnen Throne,
Zu ihren Füßen dehnt sich Land und Meer;
Das zarte Haupt schmückt eine helle Krone,
Die Ritter stehen glänzend um sie her.
Sie blickt herab, wen würdig sie belohne,
Den Schuld'gen trifft ihr trübes Auge schwer.
Doch lächelt bald das holde Antlitz wieder,
Und senkt den Blick auf Arnald sanft hernieder.

Jetzt scheint sie ihn zum Thron hinauf zu winken,
Und sieht ihn ach so mild und freundlich an.
Nur auf das Knie kann er beseligt sinken,
Er strebt umsonst der Herrscherin zu nahn.
Er muß den Reiz der süßen Blicke trinken;
Er lauscht ein Wort der Liebe zu empfahn:
Doch ach sie schweigt, und auf den zarten Wangen
Kämpft noch wie sonst die Pflicht mit dem Verlangen.

Und leise tönt aus ihrem zarten Munde
Das süße Wort: Dich hab ich stets geliebt:
Und hab' ich auch in jener bittern Stunde
Mit kaltem Wort dein liebend Herz betrübt,
So nahst du jetzt dem Ziel; zu sel'gem Bunde
Schlingt sich das Band, das fern uns auch umgiebt:
Da will er sie mit starkem Arm umfangen —
Doch er erwacht, und Alles ist zergangen.

Schon glänzt der Tag am blauen Himmelsbogen,
Die Wolken sind zerstreut, der Sturm gestillt.
Stets matter wälzt das Meer die dunklen Wogen,
Und heiter strahlt der Sonne goldner Schild.
Wie Arnalds Glück mit jenem Traum entflogen,
So fühlt er jetzt von Schmerz die Brust erfüllt:
Die treu mit ihm in Kampf und Sturm gerungen,
Die hat des Meeres nächt'ger Schooß verschlungen.

Nichts ist, so weit des Ritters Augen reichen,
Von allen, die ihm treu gefolgt, zu sehn.
Des weiten Meeres trübe Wellen gleichen
Den Hügeln, die auf Gräbern sich erhöhn.
Verschwunden sind der nächt'gen Brandung Zeichen,
Nicht sieht er mehr die starren Klippen stehn.
Verschwunden ist des Schiffes leichte Trümmer,
Kein Leichnam naht dem Ufer und kein Schwimmer.

O bittres Loos, beginnt er laut zu klagen,
Das täuschend stets mit leerer Hoffnung neckt;
Kaum dürft' ich noch dies bange Leben tragen,
Wenn Unheil nur mein Leid den Freunden weckt.
Die stets bereit den Kampf für mich zu wagen,
Die nie Gefahr und Todesmacht geschreckt,
Die treu dem Freund gefolgt durch Sturm und Wogen,
Hat meines Schicksals Fluch hinabgezogen.

Nicht trauern würd' ich um die Vielgetreuen,
Vergossen sie im edlen Kampf ihr Blut.
Sie würden sich am frischen Leben freuen,
Die jetzt das Meer verschlang in seiner Wut:
Wärs nicht dem Tode eigen, den zu scheuen,
Der stets ihn sucht, in heißer Kämpfe Glut;
So mußt' er mich, der ihn gesucht, vermeiden,
Und die ihn fliehn, die trifft sein giftig Neiden.

Er kennt sie wohl die hohen Felsenlande,
Des Ufers steilen Pfad, so rauh und wild;
Er sinnt und schweigt, und geht am grünen Strande
Unruhig hin, von tiefem Leid erfüllt;
Da leuchtet ihm im glänzenden Gewande
Auf einmal hell das holde Traumgebild
In tiefer Brust, mit muthigem Vertrauen
Muß er hinauf zum blauen Himmel schauen.

Er blickt umher, noch glänzt an seiner Seite
Der treue Freund, das scharfgeschliffne Schwert:
Noch fühlt er stark zu Schlacht und hartem Streite
Den edlen Arm, der oft die Kraft bewährt.
Noch fiel er der Verzweiflung nicht zur Beute,
Wenn auch der Schmerz an seinem Leben zehrt,
Wie tief der Freunde Loos ihn mag betrüben,
Noch ist das Schwert, die Kraft, der Muth geblieben.

Er geht umher, die Gegend zu erkunden,
Wohin der Sturm, die Wellen ihn geführt,
Bald hat er einen schmalen Pfad gefunden,
Den hoch am Fels der scharfe Blick verliert,
Er klimmt hinan, und als des Mittags Stunden
Zu höhrer Glut den goldnen Strahl geschürt.
Da dehnt sich weit, tief unter seinen Füßen,
Ein reiches Thal mit Burgen, Wald und Flüssen.

Und wo des nächsten Schlosses Thürme ragen,
Von starrem Fels, von Bäumen halb verhüllt;
Dort eilt er hin, und klimmt im dreisten Wagen
Vom Fels herab, wie dicht verwirrt und wild
Der Wald sich auch verschränkt, im lauten Jagen
Die Quelle stürzt, die bald zum Gießbach schwillt.
Und als des Abends letzter Strahl verglommen,
Ist er hinab zur stolzen Burg gekommen.

Und drinnen ist ein Walten und ein Regen,
Von Fackeln scheint der weite Hof erhellt,
Die hierhin bald, bald dorthin sich bewegen,
Daß irr der Schein auf hohe Mauern fällt;
Der Ritter pocht mit drei gewalt'gen Schlägen
Ans hohe Thor, daß laut die Wölbung gellt;
Da ruft ihn von des Thurmes hohen Zinnen
Der Wächter an, und fragt, was sein Beginnen.

Und als er jetzt, was er begehrt, verkündet,
Da öffnet sich das hochgewölbte Thor,
Im dichten Dunkel geht der Pfad, und windet
Unendlich sich durch Krümmungen empor.
Doch Fackeln nahn, die dunkle Nacht verschwindet,
Ein Ritter tritt mit biederm Gruß hervor,
Der leitet ihn zum hohen Waffensaale,
Und bietet ihm die methgefüllte Schaale.

Und während Arnald sich beim reichen Mahle
Die Glieder stärkt, beginnt der edle Wirth:
„Geschworen sei's bei dieser vollen Schaale,
Zur guten Stunde habt Ihr Euch verirrt.
Denn mit des nächsten Morgens erstem Strahle,
Wenn hoch die Lerche in den Lüften schwirrt,
Will ich hinaus zum hohen Feste ziehen,
Nach dem schon lang viel tapfre Herzen glühen."

„Denn edler Preis ist dorten zu erringen,
Wo hoch Biörn mit Sohn und Tochter thront.
Von ihr allein hört man die Skalden singen,
Seitdem auf diesen Au'n die Schönste wohnt;
Wer in dem Kampf die meisten wird bezwingen,
Wird durch der Tochter zarte Hand belohnt;
Bezaubert muß, wer sie erblickt, gestehen,
So hoher Preiß sei nirgends noch gesehen."

„Und treibt Euch nicht die Eil' durch die ferauhen
Entlegnen Berge unaufhaltsam fort,
So mögt Ihr morgen wohl viel holde Frauen,
Die sich versammelt an dem einen Ort,
Und auch viel edle Helden Norwegs schauen,
Des Vaterlandes Schirm und tapfern Hort;
Seid Ihr gesinnt mich morgen zu begleiten,
Vielleicht auch selbst um Ruhm und Preis zu streiten?"

„Gern folg' ich Euch zu jenem hohen Feste,"
Beginnt der Held, den Hoffnung neu belebt,
„Gern weidet sich am Anblick edler Gäste
Der Fremde, der nach mancher Kunde strebt,
Dort bietet sich dem Forschenden aufs Beste
Gelegenheit, die rasch vorüberschwebt,
Von dem die sichre Kunde zu erfahren,
Was lang mich trieb durch Kämpfe und Gefahren."

Und kaum beginnt der Osten zu erglühen,
Als schon die Schaar ins Thal hernieder eilt.
Wohl dreißig reich geschmückte Rosse ziehen
Den Rittern nach; in tiefen Gründen weilt
Das Dunkel noch, da schon die Gipfel blühen,
Bis vor den Strahlen sich der Nebel theilt,
Und pfeilgeschwind die leichten Wölkchen fliegen,
Und bald im Kranz um jeden Gipfel liegen.

Das edle Roß beißt freudig in die Zügel,
Und rührt mit leichtem Huf die Erde kaum;
Die Mähne flattert hoch, als hätt' es Flügel,
Durchmißt es rasch des Thales weiten Raum,
Und eifriger erklimmt es jetzt den Hügel,
Und färbt den reichen Schmuck mit Silberschaum,
Und spitzt das Ohr, ob aus der nächsten Tiefe
Zum Kampfe nicht des Hornes Schmettern riefe.

Stets reitet Arnald an des Normanns Seite,
Und thut ihm kund, aus welchem Land er kam,
Von hart im Morgenland durchkämpftem Streite,
Wie jüngst der Sturm ihm die Gefährten nahm:
Doch welches Hoffen ihm ins Herz jetzt gleite,
Was ihn erfüllt mit Lust und tiefem Gram,
Das will er nicht dem edlen Normann zeigen,
Und was er sucht, er weiß es zu verschweigen.

Als dieser Arnalds Namen jetzt vernommen,
Da beut er ihm gar froh die starke Hand:
„Noch einmal heiß' ich freudig Euch willkommen,
Da ich in Euch den Helden jetzt erkannt,
Von dem des Ruhmes Kunde uns gekommen
Zu Norwegs Höhn aus fernem Morgenland,
Nichts konnte meine Wohnung höher ehren,
Als gastlich Euch ein Obdach zu gewähren."

„Und kommt auch Ihr um jenen Preis zu ringen,
Den morgen Biörn der tapfern Jugend beut,
Dann möcht' es wohl dem Normann kaum gelingen,
Der keinen Kampf für Recht und Liebe scheut,
In seinen Arm das holde Kind zu bringen;
Und für die Liebe trüg' er heim das Leid:
Doch herrlicher ist nur der Kampf zu nennen,
Wenn solche Ritter um die Krone rennen."

„So hohen Preis nicht hoff' ich zu verdienen,"
Beginnt mit leichtem Lächeln jetzt der Held,
„Denn mir ist längst ein and'res Lieb erschienen,
Das strenge mich in harten Banden hält;
Ihr muß ich stets mit Herz und Thaten dienen,
Wenn nimmer auch mein Lieben ihr gefällt.
Und hab' ich je was Rühmliches vollendet,
Sie hat allein die Kraft dazu gespendet."

„Und werd' ich auch sie nimmer wiedersehen,
Und wenn sie meiner nimmer auch gedenkt,
Stets werd' ich doch, was sie begehrt, verstehen,
Da immer mich ihr Wille nur gelenkt.
Stets hat ihr Bild im grimmen Kampfes Wehen
Der kranken Brust den edlen Muth geschenkt,
Nie konnte dann die Kraft, der Eifer schwanken;
Was ich vollbracht, nur ihr muß ich es danken."

Er schweigt, und senkt die thränenfeuchten Blicke
Zum Boden hin, und lächelnd steigt ihr Bild
Vor ihm herauf, als ob in sel'gem Glücke
Die Thräne rinnt, so blickt es sanft und mild
Den Treuen an; ob ihn ein Traum berücke,
Ob sich sein Wunsch, sein Hoffen jetzt erfüllt,
Er weiß es nicht; als er den Blick erhoben,
Ist all sein Glück mit einemmal zerstoben.

Und vor ihm liegt ein Lager ausgebreitet,
Wo lustig sich das bunte Leben regt.
Viel edle Rosse gehen ungeleitet
Auf weichem Grund, der süßes Futter trägt,
Und um die reichgeschmückte Zelle schreitet
Manch edler Held, von Kampfeslust bewegt,
Und wie des Abends Lüfte flücht'ger wallen,
Hört manches Lied das Ohr der Ritter schallen.

Im letzten Glanz der Abendröthe prangen
Die bunten Zelte lang und dicht gereiht;
Die edlen Gäste würdig zu empfangen
Ist schon ein Zelt zur kurzen Ruh bereit,
In Arnald regt gewaltiges Verlangen
Nach raschem Kampf des Lagers Herrlichkeit.
Wohl ist es in des Abends letztem Grauen
Den Lagern gleich im Morgenland zu schauen.

Denn heiter strahlt aus dunkelblauer Ferne,
Indeß so mild des Herbstes Lüfte wehn,
Der goldne Glanz der ewig gleichen Sterne,
Die unverrückt die luft'ge Straße gehn,
Und in des Nordens lichtumfloßnem Kerne
Ist hell und klar ein Silberstreif zu sehn;
Die dunklen Wälder brausen dumpf und mahnen
An ferne Zeit, an thatenreiche Bahnen.

Viel Feuer sind im Thal umher entzündet,
Und lodern freundlich durch die milde Nacht,
Wie Flamme sich um Flamme lodernd windet,
Von leisem Hauch zu höh'rer Glut gefacht,
Wie alles sich zu einem Bild verbindet,
Zu einem Spiel in heitrer Kriegespracht,
Und Sänger gehn umher und Lieder tönen
Zum lauten Preis der Helden und der Schönen;

Noch ist der Tag dem Osten nicht entstiegen,
Von düstrer Dämm'rung ist das Thal umhegt,
Die Nebel, die in seinem Schooße liegen,
Sind wie ein Meer, vom Morgenhauch bewegt;
Doch lebt schon alles auf, die Waffen schmiegen
Dem Leib sich an, mit lautem Wiehern schlägt
Den Grund das stolze Roß, die Mähnen fliegen,
Das Heerhorn ruft zu Kämpfen und zu Siegen.

Auch Arnald schwingt im hellen Waffenkleide
Sich auf sein Roß, das schnaubend ihn begrüßt;
In seiner Brust bewegt sich nun die Freude,
Als er die Schaar der edlen Ritter mißt,
Manch hoher Helm, manch glänzendes Geschmeide,
Manch würdig Haupt, dem reiche That entsprießt:
Das sieht er jetzt, und kann die Lust nicht dämpfen,
Mit solchen Männern heute noch zu kämpfen.

Wie aus des Frühlings neubelebten Quellen
Die Knospe sich mit frischen Kräften drängt,
Wie an die dunklen sturmbewegten Wellen
Mit Sehnsucht oft der alte Schiffer denkt:
So fühlt auch Arnald jede Sehne schwellen,
Nicht quält ihn mehr, was ihn noch jüngst gekränkt,
Wie in der Jugend ersten Waffenspielen,
Möcht' er die Lust im heißen Kampfe kühlen.

Und als die nächt'gen Schatten kaum entflogen,
Der Sonne Glanz die Nebel kaum zerstreut,
Da ist die Schaar zum Kampfplatz hingezogen,
An dem sich hoch der kühne Muth erfreut;
Hier wird des Armes Tapferkeit gewogen,
Dem bald das Glück den Preis des Sieges beut,
Und manches Herz schlägt noch im freud'gen Hoffen,
Das schwer am Abend bittrer Schmerz getroffen.

Weit dehnet sich, nach ritterlicher Weise,
Auf grüner Ebne hin des Kampfes Bahn:
Und um die Schranken dränget sich im Kreise
Des Volkes Schwarm zum Schauen dicht heran.
Und immer sieht man, Weiber, Knaben, Greise,
Im langen Zuge noch der Ebne nahn:
Denn jedes will die herrlichste der Frauen
Nur einmal noch, bevor sie scheidet, schauen.

Wo hoch des Schlosses alte Thürme ragen,
Der Hügel sich ins Thal herniedersenkt,
Da ist ein reichgeschmücktes Zelt geschlagen,
Das stolz den Preis des großen Tags empfängt,
Von goldnen Säulen wird es leicht getragen,
Die schwer des Purpurs heitre Nacht umfängt,
Und Teppiche sind rings umher gebreitet,
Zum Sitze für die holden Frau'n bereitet.

Jetzt sieht man weit die Thore sich erschließen,
Aus ihnen tritt hervor die holde Braut,
Die Frauen folgen ihren zarten Füßen,
Ihr folgt der Fürst, der fröhlich um sich schaut,
Und jubelnd schallt des treuen Volkes Grüßen,
Und tausend Stimmen werden jubelnd laut;
Und alles blickt nach ihr; in ernster Feier
Verhüllen dicht sie lange weiße Schleier.

Die Ritter harren an des Hügels Stufen,
Zum raschen Kampf, zur kühnen That bereit;
Den Boden stampft das Roß mit starken Hufen,
Und schnaubt und wittert Schlacht und heißen Streit;
Das Zeichen tönt, verstummt ist rings das Rufen,
Und Stille herrscht im Kreise weit und breit:
Da eilt der Fürst, das Schweigen rasch zu brechen,
Und dieses Wort vor allem Volk zu sprechen:

„Seid freundlich mir gegrüßt, ihr hohen Gäste,
Die Hoffnung hier in kecker Lust vereint,
Zu kämpfen an dem fröhlichsten der Feste,
Das je das Glück mir zu verleihn gemeint;
Wohl geb' ich gern von allem Gut das Beste
Dem Tapfersten, der heute hier erscheint:
Denn wer des Herzens höchstes Gut empfangen,
Der ist auch werth das Schönste zu erlangen."

„Ist nicht dem Tapfern stets das Glück gewogen,
So ist er doch des höchsten Glückes werth;
Kein kühner Mann hat je den Freund betrogen,
Der auch im Feind die Tapferkeit verehrt.
Er ist der Schwachen Hort in Sturm und Wogen,
Und stets, im Glück, so wie im Leid, bewährt.
Der sie vermag in jeder Noth zu schützen,
Der darf allein die Herrlichste besitzen."

„Und du, die nach so vielen langen Jahren
Aufs neue mir ein mildes Glück geschenkt,
Nie soll dein Herz so bittres Leid erfahren,
Das mich so tief so lange Zeit gekränkt.
Der Sieger wird vor Unheil dich bewahren,
Den Glück und Kraft zum frohen Ziele lenkt;
So möge denn der rasche Kampf beginnen,
Der Edelste von allen dich gewinnen."

Er sprichts, und hebt mit rascher Hand den Schleier,
Der dicht der Tochter zartes Haupt verhüllt;
Und freudig schaun empor die kühnen Freier,
Von Staunen ist der weite Kreis erfüllt;
In jeder Brust entglüht ein zehrend Feuer,
Daß höher nur die Lust zum Kampfe schwillt,
Und jeder hält die Hoffnung noch gefangen,
Und zagt den Kranz des Sieges zu erlangen.

Wie sie im Kreis so vieler holden Frauen,
So freundlich mild und hold erröthend geht,
So ist im Mai die Rose anzuschauen,
Die tief erglühend unter Lilien steht;
Wenn auch die Blätter Thränen leis bethauen,
Und kalter Hauch der Lüfte sie umweht,
So muß ihr Duft doch Liebe nur verheißen,
Und jedes Wort nur sie als Herrin preisen.

Wie ist, o Arnald, plötzlich dir geschehen,
Da du den Blick zu ihr hinauf gewandt,
Wie Gluten dich und Schauer wild durchwehen!
Was jetzt dein Herz mit einemmal empfand:
Die Einzige so unverhofft zu sehen,
Die dich durch Kampf und wilden Sturm gesandt:
Die ewig hält dein kühnes Herz bezwungen,
Die hat vielleicht ein andrer bald errungen.

Noch blühet sie in reicher Schönheit Fülle,
Wie sie dereinst auf jenen Fluren war,
Noch blickt ihr Aug' in tiefer blauer Stille,
Und ist wie sonst so mild und freundlich klar;
Jetzt birgt der Herrscherkrone goldne Hülle
Noch zartres Gold, das weich geflochtne Haar,
Doch scheint die Brust verborgnes Leid zu hegen,
Und stürmisch sich im Kampfe zu bewegen.

Und Arnald kann es selber kaum erkennen,
Ob Lust, ob Schmerz die Seele ihm durchdringt,
Von Liebe weiß er nicht das Leid zu trennen,
Das ach so lang schon mit der Hoffnung ringt.
Gewalt'ger fühlt er jetzt den Muth entbrennen,
Der nur durch Kampf sich kühn zum Siege schwingt;
Drum eilt er, sich den Freiern zu gesellen
Und in der Kämpfer Reihen sich zu stellen.

Der Liebe zwar nur will er Liebe danken,
Da doch vielleicht ihr Herz ihn stets geliebt,
Doch kann dabei sein Wille nimmer schwanken,
Der stets den Muth, die Feigheit nie geübt:
Und bebt ihm auch das Herz bei dem Gedanken,
Das ihm den Sieg das Schicksal nimmer giebt,
Doch will er lieber kämpfend für sie sterben,
Als ohne Ruhm um ihre Hand zu werben.

Wohl muß er des Geschickes Fügung preisen,
Die heute ihm den holden Anblick gönnt,
Die zur Entscheidung zückt das scharfe Eisen,
Wer die Geliebte heut die Seine nennt:
Ob Glück, ob Unglück ihm die Glut verheißen,
Die mächtig ihm im dunklen Busen brennt;
Er weiß es nicht, doch wird er nicht verzagen;
Was das Geschick ihm beut, er wird es tragen.

Der Wunsch, der hoffnungslos sein Herz durchdrungen,
Nur einmal möcht' er noch die Holde sehn,
Nur einmal noch, von süßem Weh bezwungen,
Die Lüfte trinken, die sie mild umwehn,
Den hat er jetzt durch Schlacht und Sturm errungen,
Nur dieses wollt' er einst vom Glück erflehn!
Doch wie der Frucht die Blüten neu entkeimen,
Muß auch das Herz stets neue Wünsche träumen.

Schon ruft das Horn, die Schranken stehen offen,
Gezogen ist das Loos zum kühnen Streit;
Und jedes Herz schlägt zwischen Furcht und Hoffen,
Wem bald der Sieg die zarte Liebe beut.
Und die des Kampfes Loos zuerst getroffen,
Sind schon zum Spiel, so wie zum Ernst, bereit.
Inghello ist's, auf Schwebens Au' entsprossen,
Und Alf, seit lange Freunde und Genossen.

Sie sprengen durch die Bahn im leichten Tanze
Und grüßen sittig zu den Frau'n hinauf,
Dann theilen sie den Platz; mit scharfer Lanze
Stürmt Mann auf Mann im ungestümen Lauf.
Sie treffen mächtig sich, im lichten Glanze
Sprüht hell am Stahl ein blitzend Feuer auf;
Doch keiner wanket von den beiden Rittern,
Und beide Lanzen krachen laut und splittern.

Doch keiner will den Sieg dem andern gönnen,
Ein neuer Speer erglänzt in jeder Hand,
Auf's neue muß der rasche Kampf entbrennen,
Die Rosse sind zu wilderm Lauf gewandt;
Die Speere senken sich und beide rennen
Gewalt'ger nur in Siegsbegier entbrannt,
Und beide fliegen, hart vom Stoß getroffen,
Vom Rosse weit, und hin ist Sieg und Hoffen.

Jetzt reitet Arngrim in die weiten Schranken,
Der Tapferste, den Norwegs Strand erzog;
Vor seinem Speer muß Hakins Stärke wanken,
Den dieser Kampf um jedes Glück betrog;
Auch Hielm und Rolfo sinkt, und Hiort den schlanken,
Der heut zuerst den Speer im Kampfe wog,
Stieß er vom Rosse, wie im leichten Spiele,
Und siegreich blickt er auf zum hohen Ziele.

Noch mancher muß vor seinem Speer erliegen,
Und freud'ger schlägt sein Herz in kecker Lust,
Schon will er sich in süße Träume wiegen,
Und ist sich kaum des Kampfes noch bewußt,
Doch plötzlich beut im ungestümen Fliegen
Ein schwarzer Ritter ihm die kühne Brust,
Ein Geier deckt den Helm, des Schildes Zeichen
Sind grimme Drachen, die sich Kronen reichen.

Wo ew'ges Eis mit glüh'nden Flammenschlünden
Sich sprühend eint, wo rings Verderben droht,
Wo Drachen sich in dunklen Hölen winden,
Die schwarze Nacht erhellt der Flammen Roth,
Da sah die Jugend Othur flüchtig schwinden,
Schon früh vertraut mit Kampf, Gefahr und Tod,
Kalt ist sein Herz wie Hekla's eis'ge Höhen,
Und Feuer sprühend seines Zornes Wehen.

Schon sind die Speere Beider leicht zerstoben,
Und Arngrim schwankt und hält sich kaum zu Roß,
Doch rafft er kühn sich auf; mit grimmem Toben
Stürmt Othur her, den ungestümen Stoß
Trägt Arngrim nicht, er blickt nach ihr dort oben,
Geworfen ist für ihn das bittre Loos;
Er sinkt herab und muß in herben Leiden
Von Sieg und, ach, von seiner Liebe scheiden.

Vor Othurs Kraft muß jeder Kämpfer weichen,
Nicht müde wird sein rauher Arm von Stahl;
Das schwarze Roß erkennt des Siegers Zeichen,
Und wiehert laut, ein düstrer Feuerstrahl
Bricht aus dem Aug' empor, die Nüstern gleichen
Dem Heklaschlund, laut dröhnt das weite Thal
Von seinem Tritt, die langen Mähnen bäumen
Sich hoch empor, Gebiß und Zügel schäumen.

Schon viele sind von seinem Speer erlegen,
Den er in jedem Kampf nur mächt'ger schwingt,
So steht er jetzt und höhnet den verwegen,
Der fürder um den Sieg noch mit ihm ringt;
Jetzt trifft das Loos auch Arnald, bittrer regen
Sich Zorn und Schmerz in seiner Brust, doch zwingt
Er sie hinab und blickt mit bangem Sehnen
Nach ihr hinauf, der Einzigen und Schönen.

Sie prallen hart zusammen, krachend fliegen
Der Lanzen Splitter durch die weite Bahn,
Und keiner wankt; Othur, von leichten Siegen
Verwöhnt, erstaunt und starrt den Gegner an;
Doch plötzlich muß er wildem Zorn erliegen,
Unbänd'ge Wuth entbrennt in blut'gem Wahn,
Die Blicke flammen, diese Schmach zu rächen,
Und drohn des Helmes Gitter zu durchbrechen.

Rasch glänzt in seiner Hand des Schwertes Schneide,
Und dringt mit hohem Schwung auf Arnald ein,
Nicht rastet dem das Schwert in enger Scheide,
Es blitzt umher wie rascher Wetterschein,
Jetzt wendet der das Roß, jetzt der, dann beide
Zu gleicher Zeit, jetzt deckt der Schild allein
Vor Hieb und Stoß, jetzt weiß sich der zu wenden,
Der scheint zu fliehn, um seinen Feind zu blenden.

Jetzt ist vom Rosse Othur abgesprungen,
Auch Arnald ist zum neuen Kampf bereit,
Jetzt drängt sich Schild an Schild, und hoch geschwungen
Blitzt Hieb auf Hieb in glüh'nder Emsigkeit,
Jetzt drohn sie nur und spähen dicht umschlungen,
Wo sich dem Schwert ein Weg zum Leben beut,
Doch jeder weiß des andern Hieb zu fliehen
Und neuen Vortheil aus der Flucht zu ziehen.

So ringen sie gleich ungestümen Wettern,
Die donnernd schwarz den Himmel überziehn,
Laut dröhnt der Grund, die grimmen Schläge
schmettern
Im ungestümen, doch vergebnen Mühn;
Vergebens ruft zu seinen alten Göttern
Der Islandssohn, denn unverzagt und kühn
Steht Arnald fest und schwingt in hohen Kreisen
Mit steter Kraft und Sicherheit das Eisen.

Da faßt ergrimmt das Schwert mit beiden Händen
Der Heide an, und wirft hinweg den Schild,
Den furchtbar'n Hieb kann Arnald nimmer wenden,
Der Harnisch bricht, ein blut'ger Bach entquillt
Der edlen Brust, doch soll der Kampf nicht enden,
Da kräftig noch das kühne Herz ihm schwillt;
Hell blitzt sein edler Stahl und droht Verderben,
Um ungebeugt um Sieg und Ruhm zu werben.

Da sehn die Frau'n Mirandens Wang' erblassen,
Sie bebt und sucht umsonst nach einem Wort;
Sie weiß sich nicht in dies Geschick zu fassen;
Auf Arnalds Brust, wo sie das Schwert durchbohrt,
Erglänzt der Ring, den sie ihm einst gelassen.
Und immer ras't der wilde Kampf noch fort;
Da muß sein Name aus der Brust sich ringen,
Umsonst; noch flammen wild die blut'gen Klingen.

Auch Biörn erstaunt und wünscht den Mann zu kennen,
Der jenen Ring, der Tochter Erbe, trägt;
Doch darf er nicht die beiden Kämpfer trennen,
So lange noch der wilde Streit sich regt.
Und als ihn jetzt der Tochter Lippen nennen,
Wird bange ihm das kühne Herz bewegt;
Er kennt ihn wohl, der Ruhm, die kühnen Thaten
Sie haben längst dem Norden ihn verrathen.

Indessen tobt mit gleichem Ungestüme
Der Kampf noch fort, aus mancher Wunde dringt
Des Helden Blut, doch nur im wildern Grimme
Erglänzt das Schwert, das seine Rechte schwingt,
Und ungehört verhallt Miranda's Stimme,
Da lauter Schlag auf Schlag am Panzer klingt,
Nichts gilt die Kunst mehr, Stärke muß entscheiden,
Wen bald der Sieg bekränzt, der Tod, von beiden.

Und Arnald deckt mit breitem Schildesrande
Die Wunde zu, die ihm der Heide schlug;
Schon sind gelös't der Rüstung eh'rne Bande,
Die er so lang durch wilde Schlachten trug;
Vom Blute triefen rauchend die Gewande,
Doch fühlt er noch des kühnen Muths genug;
Hoch blitzt der blut'ge Stahl in seiner Rechten,
Der nicht erlahmt, für Lieb und Ruhm zu fechten.

Und will dem Arm die Kraft auch jetzt versagen,
So wendet er den Blick hinauf zu ihr;
Und dann beginnt er kühnern Kampf zu schlagen,
Und fühlt sich neu belebt von Siegsbegier;
Jetzt ist es Zeit, das Kühnste frisch zu wagen,
Er wirft hinweg des Schildes edle Zier;
Des Feindes Helm zerbirst von kräft'gen Schlägen,
Ein blut'ger Bach quillt dunkel ihm entgegen.

Der Heide wankt, des Schwertes Hiebe schwirren
Nur machtlos um des Feindes kühnes Haupt.
Stets schwächer wird ihr Blitz, und flüchtig irren
Vom Ziel sie ab, der alten Kraft beraubt:
Jetzt stürzt er in den Staub mit lautem Klirren,
Der unbesiegt sich unbesiegbar glaubt.
Laut jauchzt das Volk, die Schaar der edlen Krieger,
Und preisen hoch den unbekannten Sieger.

Und Arnald harrt, versenkt in tiefes Schweigen,
Ob noch einmal der kühne Streit beginnt,
Er fühlt die Kraft nach diesem Siege steigen,
Wenn auch sein Blut aus weiter Wunde rinnt.
Doch will sich ihm kein neuer Kämpfer zeigen,
Der mit dem Speer die Braut ihm abgewinnt;
Denn jeder ruft, der diesen Kampf gesehen,
Wer wollte gegen diesen wohl bestehen!

Der König winkt, und Arnald läßt sich nieder
Vor ihrem Zelt, und nimmt den Helm herab;
So find' ich dich, beginnt er, endlich wieder,
Die ich gesucht durch Stürme, Schlacht und Grab,
Noch tönen mir, wie meiner Kindheit Lieder,
Die Worte, die dein Mitleid einst mir gab.
Und diesen Ring, den ich von dir empfangen,
O nimm ihn hin, was frommt mir noch sein Prangen?

Den Ring hat mir die Liebe nicht gegeben,
Als hoffnungslos ich von der Hirtin schied;
Oft dankt' ich ihm dies unglücksel'ge Leben,
Das stets der Tod, doch nie das Leiden mied;
Die Königin, ich kann sie nicht erstreben,
Wenn Liebe nicht dem harten Kampf entblüht;
Nimm ihn zurück, ich kann ihn nicht behalten;
Dann magst du auch mit meinem Schicksal walten.

Und willst du mich nur einmal noch erfreuen,
Eh mir der Tod die müden Augen schließt,
So nimm mich auf in deiner Krieger Reihen,
Daß nur für dich mein Blut, mein Athem fließt;
Vergang'ne Zeiten werden sich erneuen,
Wenn täglich mich dein holdes Auge grüßt,
Wie einst in jenen hellen Frühlingstagen,
Als ich für dich den ersten Kampf geschlagen.

Er schweigt erschöpft, und senkt die trüben Blicke
Zur Erde hin; er weiß sich ungeliebt;
Nicht stören darf er sie in ihrem Glücke,
Das, ach, vielleicht nur er allein getrübt;
Wie auch ihr Reiz ihn tausendfach umstricke,
Und Hoffnung ihm und Recht der Ring ihm giebt:
Nicht Kampf, nicht Kraft soll ihm die Braut erlangen,
Nur von der Liebe darf er sie empfangen.

Da beugt sie sich herab, und Thränen füllen
Den milden Blick, und süße Liebesglut,
Jetzt darf ich dir, so ruft sie aus, enthüllen,
Was tief verschlossen in der Brust geruht;
Dich liebt' ich stets, doch beugt' ich meinen Willen
Dem, der an uns so großes Wunder thut:
Was früh begann mit Schmerz und bangem Leiden,
Das endet jetzt in ungetrübten Freuden.

O sel'ges Glück, aus heißgeliebtem Munde
Das erste Wort der Liebe zu empfahn!
O selige, o nie vergeßne Stunde,
Wenn Liebende, die lang getrennt, sich nahn!
Der Himmel lächelt mild dem schönsten Bunde,
Nach schuldlos lang durchkämpfter rauher Bahn.
Kaum weiß das Herz aus düstern Irrgewinden
Der Leiden sich in heitres Glück zu finden.

Noch lange hält er ihre Knie umfangen,
Und findet, ihr zu danken, nicht das Wort:
Noch lös't sich nicht des Herzens tiefes Bangen,
Das rastlos einst ihn trieb von Ort zu Ort.
Jetzt ist erfüllt das süßeste Verlangen,
Jetzt treibt sie nimmer stolz und kalt ihn fort;
Noch weiß er nicht das höchste Glück zu tragen,
Der nie begann im Unglück zu verzagen.

Jetzt faßt ihm Biörn die Hand mit starker Rechten,
Und giebt die Kraft der edlen Brust zurück,
Er rafft sich auf, der nie im grimmsten Fechten
Auch einmal nur verhüllt den kühnen Blick;
Wie freudig sie die Arme dicht verflechten,
Und beide schweigen noch im sel'gen Glück,
Und wie sie fest und fester sich umschlingen,
Und Thränen aus des Greises Augen bringen!

Jetzt lösen sie das lange tiefe Schweigen,
Und jedes giebt das eigne Schicksal kund,
Und jedes will das Herz dem Vater zeigen,
Von schneller Lust, von bangen Leiden wund,
Miranda läßt die sel'ge Zeit entsteigen,
Als dort begann der Herzen enger Bund:
Und Arnald muß, was er erfuhr, erzählen,
Und was er litt in hoffnungslosem Quälen.

Indessen dringt vom nah gelegnen Strande
Ein lauter Jubelruf an jedes Ohr.
Jetzt kehrt Linkolm zum theuern Vaterlande,
Der eine Braut im Osten sich erkor;
Ihn fesselten schon längst die süßen Bande,
Da er sein Herz auf jener Fahrt verlor,
Eh' ihm das Glück nach langer Reise Mühen
Die theure Schwester wiederum verliehen.

Und mit ihm nahen Arnalds Kampfgenossen,
Die jüngst das Meer in zorn'ger Wuth verschlang;
Doch sind sie kräftig ihm aufs neu entsprossen,
Da Linkolms Schiff die Rettung bald gelang,
Als hell des Morgens Licht sich ausgegossen,
Und jeder schwach mit wilden Fluten rang:
Jetzt sehn auch sie den Führer neu geboren,
Den sie für todt beweinten und verloren.

O frohes Wiedersehn, o heitres Grüßen
Nach langer Nacht, nach mancher Trennung Pein!
O sanfter Händedruck, o süßes Küssen,
So ungetrübter Seligkeit Verein!
Sie werden nie das Glück mit Reue büßen,
Und dürfen sich getrost der Freude weihn;
Die lang mit Sturm und harter Noth gerungen,
Sie halten jetzt das schönste Glück umschlungen.

Jetzt fühlt auch Biörn die Sorgen ganz verschwunden,
Die ihm so lang das kühne Herz beengt.
Jetzt schließen sich die alten tiefen Wunden,
Da ihm das Glück vier Kinder jetzt geschenkt.
Ihn hat auf's neu der Jugend Kranz umwunden,
Daß ihn die Lust zu neuen Thaten drängt;
Doch möcht' er nicht die frohen Augen wenden
Vom sel'gen Glück, das ihm die Kinder spenden.

So möge keiner, ruft er aus, verzagen,
Wenn wild der Sturm das lecke Schiff bedroht;
Wer Großes will, der muß auch Großes wagen,
Reich ist das kühne Herz in jeder Noth.
Und muß er auch gar manchen Schmerz ertragen,
Einst steigt aus dunkler Nacht das Morgenroth:
Ein heitres Loos ist kühnem Muth beschieden,
Und langen Kämpfen folgt ein langer Frieden.

Literarische Anzeigen.

I.

Anzeige,

das (ehemalige v. Kotzebue'sche) literarische Wochenblatt betreffend.

Mit der zweiten Hälfte dieses Jahres ist dieses Blatt durch förmliche Cession aus dem Verlage der Herren Gebr. Hoffmann in Weimar als völliges Eigenthum an den Unterzeichneten übergegangen und erscheint es seit dieser Zeit nach einem modifizirten Plane und, wie sich erwarten läßt, in einem andern Geiste, worüber man in den ersten Nummern die Ausführung findet. — Was das Aeußere betrifft, so ist die Abänderung getroffen, daß wöchentlich anstatt 2 ganzer, 6 halbe Bogen, oder halbjährig 150 Nummern erscheinen. Dazu werden, so oft es nöthig, Beilagen gegeben, wie im Monat Juli deren 10 halbe Bogen gegeben sind (also eigentlich 35 Nummern), 3 Intelligenzblätter mit Buchhändler-Ankündigungen ungerechnet. Der Druck ist dabei weit gedrängter als er im frühern Verlage war, jedoch ist derselbe, da man ihn zu gedrängt fand, von Nr. 31 an etwas gedehnter gehalten worden. — Der Preis eines halben Jahrganges ist auf 5 Thlr. (9 Fl.) festgesetzt, wozu es in allen Buchhandlungen, so wie auf allen Zeitungsexpeditionen und Postämtern zu erhalten ist. Der erste Monat ist vollendet und kann in allen Buchhandlungen auf Verlangen zur Ansicht erhalten werden, so daß jeder sich durch eigne Beurtheilung überzeugen kann, ob ihm das Blatt zusagt.

Es ist insbesondere darauf berechnet, in literarischer Hinsicht das jetzt, die Nachdrücke mitgerechnet,

in 50,000 Exemplaren existirende Conversations-Lexicon fortzusetzen und für die gebildeten Stände in ganz Deutschland ein literarisch-politisches Conversations-Blatt zu werden. Je mehr Freunde jenes Werk sich erworben hat, um so mehr darf sich auch wohl der Unterzeichnete schmeicheln, daß auch dieses Blatt bald ein großes Publikum erhalten werde, indem jeder Besitzer des gedachten Lexicons aus Erfahrung weiß, wie sehr der Unterzeichnete die ihm werdende Unterstützung seinerseits durch die reichlichsten Gaben erwidert und wie sehr er dafür besorgt ist, sein Publikum zu befriedigen.

Er hofft daher, daß das literarische Wochenblatt in seiner wiedergebohrnen Gestalt sowohl als bei allen Lesezirkeln, als insbesondere in Familien dieselbe günstige Aufnahme finden werde, welche jenes Werk, das ihm als Grundlage dient, und das durch dasselbe fortgeführt wird, gefunden hat.

II.

Anzeige für Badereisende.

Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Bearbeitet vom Prof. D. Carl Fridr. Mosch. In 2 Theilen, mit 50 landschaftlichen Ansichten und einer Karte. (Preis 5 Thlr. 8 Gr. und ohne Kupfer 3 Thlr.)

Diese Schrift hilft einem Mangel ab, welcher von der deutschen Badewelt zeither gar sehr gefühlt und oft bitter genug getadelt wurde, da England in seinem Guide to all the Watering and Sea-Bathing Places etc., welches Werk fast alle Jahre neu aufgelegt werden mußte, längst eine ähnliche Schrift

besaß. — Der Verfasser beginnt die Einleitung mit dem Geschichtlichen über die Bäder, von den ältesten Zeiten bis zu unsern Tagen, geht hierauf zu den verschiedenen Arten derselben über, und berührt dann die Heilbrunnen nach ihrer Entstehung, ihrer Verbreitung und Eintheilung. Nachdem er sodann von den Vorbereitungen zur Cur gesprochen, geht er zu den verschiednen Arten der Cur und dem Verhalten dabei, endlich zu dem Gebrauch der Bäder und zur Diät, und zuletzt zu der Dauer der Cur, zur Jahreszeit, in welcher dieselbe am zweckmäßigsten unternommen wird, und zu dem über, was man bei der Reise zu berücksichtigen hat. Bei der speciellen Beschreibung der einzelnen Badeorte sind angegeben: das äußere Ansehen der Gegend, die Geschichte des Orts, die Topographie nebst der Einrichtung der Bäder, die Geschichte der Quelle, die Eigenschaften und Bestandtheile des Heilwassers, die Krankheiten, in welchen es heilsam, und die, bei denen es schädlich ist, die Diät und das besondre Verhalten bei der Cur, die besten Gelegenheiten zur Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse nebst den Preisen der Zimmer, des Tisches, der Bäder 2c., die Lustbarkeiten und Zerstreuungen, die Anlagen und Spaziergänge, und die entferntern schönen Puncte, nach welchen man Excursionen zu machen pflegt. Funfzig schön gearbeitete Kupfer, welche zugleich die schönsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz darstellen, verschönern das Ganze und werden oft im häuslichen Kreise die Erinnerung einer schön verlebten Badezeit wieder hervorrufen; auch ist eine Karte mit beigegeben, welche die an Mineralquellen so reiche Rheingegend darstellt.

Leipzig im August 1820.

F. A. Brockhaus.

